This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 3 9015 00391 779 9
University of Michigan – BUHR

THE

PHILOSOPHICAL LIBRARY

OF

PROFESSOR GEORGE S. MORRIS,

PROFESSOR IN THE UNIVERSITY,

1870-1889.

Presented to the University of Michigan.

BF
,13
.D77
187

Die

Grundlehren

der

Psychologie und Logik.

634/47

Ein Leitfaden

zum

Unterricht in diesen Wissenschaften

für

höhere Lehranstalten

sowie

zur Selbstbelehrung.

Von

J. G. Dreßler.

Dritte verbesserte Auflage

von

F. Dittes und **O. Dreßler.**

Leipzig,
Verlag von Julius Klinkhardt.
1872.

Vorrede.

Die Grundlehren der Psychologie und Logik, welche ich hiermit dem Publikum übergebe, sind ganz auf die Thatsachen der inneren Erfahrung gebaut. Dies bedarf in unsern Tagen wohl keiner Rechtfertigung mehr. Auch in geistigen Dingen liefert nur die Erfahrung, die genaue Beobachtung der Thatsachen, volle Gewißheit; die sogenannte Speculation, welche die Wahrheit durch bloßes Denken auffinden will, führt mehr oder weniger in die Irre. Die vorliegende Schrift hält sich darum streng an die Kräfte und Gesetze, wie sie sich dem Seelenbeobachter thatsächlich darstellen, und die Erklärungen, welche sie giebt, sind lediglich aus dem Wahrgenommenen abgeleitet. Dadurch hofft sie sich als nützlicher Leitfaden für Lehrer zu erweisen, welche über Seelen- und Denklehre zu unterrichten haben; aber auch jeder andere Lehrer, welcher den Geist seiner Schüler wahrhaft bilden will, dürfte sie brauchbar finden, denn Seelenkenntniß kann weder der Lehrer noch der Erzieher entbehren, wenn er nicht die größten Fehlgriffe thun soll. Der sogenannte praktische Takt, mit welchem noch so viele Pädagogen ausreichen zu können glauben, kann unmöglich genügen. Was in der Seele durch den Lehrer oder Erzieher entwickelt werden soll, setzt schon erworbene Vorbildungen voraus, an welche es sich

anschließen, in welchen es Wurzel schlagen muß, wie schon daraus erhellet, daß man kein Kind sofort nach dessen Geburt unterrichten kann. Wer nun diese Vorbildungen, die für jedes zu erzielende Product besondere sind, nicht genau kennt, wer sich über die Kräfte und Gesetze täuscht, die bei allem geistigen Werden den Ausschlag geben, der wird Producte aus Factoren gewinnen wollen, die vielleicht noch gar nicht oder doch nicht in der rechten Beschaffenheit erworben sind, und so wird er vergeblich auf das Kind einwirken, denn auch im Gebiete des Geistigen wird nie etwas aus Nichts und das Rechte nimmermehr aus dem Unangemessenen. In dieser Beziehung haben die bisher angenommenen abstracten Seelenvermögen vielfach auf Abwege geführt. Der Verstand z. B. ist bei der Geburt nicht in der Art vorhanden, wie man noch immer meint; nicht als eine besondere selbstständige Kraft ist er angeboren, sondern er entwickelt sich erst aus den Elementarkräften, die wirklich und allein angeboren sind, und Gleiches gilt von der angeblichen besondern Erinnerungskraft, dem besonderen Gedächtniß, dem Willen ꝛc. Nur ein genaues Anschließen an die richtig erkannten Grundkräfte der Seele, wie sie in der vorliegenden Schrift mit Sorgfalt aufgestellt sind, vermag die Zwecke der Erziehung und des Unterrichts erfolgreich zu machen.

Das Gesagte gilt namentlich auch in Betreff der Logik. Ihre Lehren und Vorschriften können nur dadurch praktische Fruchtbarkeit gewinnen, daß sie sich ganz auf die erwiesenen Thatsachen des Seelenlebens gründen, denn das Denken erfolgt ja innerhalb der Seele, ist ein Product von deren Entwickelung, und so kann das wahre Wesen der Logik nur dadurch zu Tage treten, daß sie mit der Psychologie Hand in Hand geht. Diese Wahrheit ist hier durch-

geführt. Soll die Logik, wie es ihre Bestimmung ist, eine Natur- und Kunstlehre des Denkens sein, soll sie, woran sie von jeher gelitten hat, die dürren, hohlen Abstractionen aufgeben und eine anziehende, sicher leitende Wissenschaft werden, so muß sie ihr Licht aus der Psychologie empfangen, so wahr das Denken nur eine Bethätigung von Seelenkräften und Seelengesetzen ist. Daß eine solche Denklehre vom Althergebrachten vielfach abweicht, ist natürlich, sie wird aber in keinem Punkte ihre Rechtfertigung schuldig bleiben.

So viel im Allgemeinen über die vorliegende Schrift, die sich auch zum Selbstunterricht für Jedermann empfehlen möchte, der in Sachen des geistigen Lebens kein Fremdling bleiben will. Im Einzelnen mag sie für sich selbst sprechen und ihren vielfach neuen Ergebnissen Eingang zu verschaffen suchen. Bei aller Kürze, deren sie sich befleißigt, indem sie nur die Grundlehren der genannten Wissenschaften aufstellt, hofft sie doch überall klar und verständlich zu sein.

Bautzen, im December 1866.

Der Verfasser.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Die günstige Aufnahme der ersten Auflage und der Ruf des Verfassers haben uns bei Herausgabe der vorliegenden zweiten Auflage veranlaßt, die Eigenthümlichkeit des Werkes möglichst zu schonen. Daher ist die Logik, in welcher nur einige Kleinigkeiten der Verbesserung bedurften, fast ganz unverändert geblieben. Auch in der Psychologie, welche eine sehr eingehende Durchsicht, stellenweise eine gänzliche Umarbeitung erfahren hat, handelte es sich nicht um eigentliche Umgestaltung und Verbesserung des Systemes selbst — wozu unseres Erachtens kein Grund vorlag —, sondern um eine Verknüpfung der Lehren der Psychologie mit denen der Physiologie. Das ist das Wesentliche der neuen Auflage. Und es ist in der That ebenso überraschend als erfreulich, daß die Lehren der Beneke'schen Psychologie durch die neuesten Forschungen der Physiologie ganz eclatante Bestätigungen und unerschütterliche Stützen erhalten haben. Dies berechtigt zu der Hoffnung, daß wir an der Hand des Beneke'schen System's endlich zu einer Wissenschaft vom ganzen Menschen, zu einer wahren Anthropologie gelangen werden.

Im Januar 1870.

Dir. Dr. Dittes. Dr. med. Dreßler.

Vorrede zur dritten Auflage.

Der rasche Absatz der zweiten Auflage läßt uns annehmen, daß wir mit den vorgenommenen Aenderungen das Richtige getroffen haben. Deshalb geben wir auch in der vorliegenden dritten Auflage einige physiologische Zusätze zur Psychologie, während die Logik abermals ohne Veränderung geblieben ist.

Im Januar 1872.

Dir. Dr. Dittes. Dr. med. Dreßler.

Inhaltsverzeichniß.

Psychologie.

Seite

§ 1–6. **Einleitung** 3

Erstes Kapitel.

Von den Kräften der Seele, durch welche sie äußere Eindrücke aufnimmt.

§ 7. Die Sinnesvermögen. Bedeutung des Wortes „Sinn". Die materiellen Sinnesapparate und ihre Leistungen. Psychische Sinnesthätigkeit 8
§ 8. Bedingungen für das Gelingen der Sinnesthätigkeit 13
§ 9. Die Urkräfte oder Urvermögen der Seele sind lauter einzelne 14
§ 10. Die Reizempfänglichkeit der Urvermögen 16
§ 11. Die Kräftigkeit der Urvermögen. — Spuren 17
§ 12. Die verschiedenen Grade der Kräftigkeit 18
§ 13. Die Schnelligkeit oder Lebendigkeit der Urvermögen 21
Ist die Seele bei der Geburt eine tabula rasa? 22
§ 14. Die Entwickelungsgesetze der Seele 23
§ 15. Die Entstehung und das Wachsthum des Bewußtseins 25
§ 16. Fortsetzung. Das Wo der Spuren oder Angelegheiten 29
§ 17. Ueber die verschiedenen Entwickelungsformen der Urvermögen im Allgemeinen 31
§ 18. Die fünf Reizungsverhältnisse, durch welche sich die Urvermögen entwickeln 33
§ 19. Fortsetzung. Vorläufiges über das Gemüth 36
§ 20. Ueber die Intensität (Quantität) und Qualität der Reize . . . 37

Zweites Kapitel.

Von der Reproduction der Spuren.

§ 21. Die unwillkürliche Reproduction, bewirkt durch bewegliche Reize . 42
§ 22. Die willkürliche Reproduction, bewirkt durch bewegliche Vermögen 45
§ 23. Weiteres über die Reproduction. Die Quellen der beweglichen Elemente. Ausgleichungsgesetz 47
§ 24. Die Verknüpfung der Seelengebilde zu Gruppen und Reihen. Verknüpfungsspuren. Zweifache Art der Verstärkung der Seelengebilde 50
§ 25. Die Associationsgesetze in der alten Psychologie 54
Ueber das Wesen der Aufmerksamkeit 56
Unbewußte oder halb bewußte Reproductionen (Takt) 57
§ 26. Sicherheit und Unsicherheit bei der Reproduktion 58
§ 27. Das Wesen des Gedächtnisses, der Erinnerungs- und der Einbildungskraft 60

Drittes Kapitel.

Von der inneren Fortbildung des sinnlich Entwickelten, welche durch die gegenseitige Anziehung des Gleichartigen bedingt ist. Begriffe, Urtheile, Schlüsse.

Seite

§ 28. Einzelne (bestimmte) und allgemeine Vorstellungen 64
§ 29. Die Entstehung der Begriffe, Urtheile und Schlüsse 65
§ 30. Die innere Wahrnehmung, bedingt durch die sogenannten innern Sinne 68
§ 31. Der Verstand, die Urtheils- und Schlußkraft 72

Viertes Kapitel.

Von einigen besonders wichtigen Vorstellungsgruppen und Vorstellungsreihen. Das Ich.

§ 32. Die Verbindung der Vorstellungen ist eine theils objectiv, theils blos subjectiv giltige 75
§ 33. Die Vorstellung von uns selber und das Ich 76
§ 34. Die Vorstellungen von andern Menschen 79
§ 35. Die Vorstellungen von höheren Wesen und von Gott 79
Einfluß aller dieser Vorstellungsgruppen auf den sittlichen Charakter des Menschen 80

Fünftes Kapitel.

Von den verschiedenen Strebungen, zu welchen sich die Urvermögen der Seele ausbilden.

§ 36. Ueber die verschiedenen elementaren Strebungsformen, herstammend aus den Reizungsverhältnissen. Güter und Uebel. Vermitteltes Begehren und Widerstreben 80
§ 37. Beispiele, wo bloße Vorstellungen strebend werden. Langeweile. Nachahmungstrieb 82
38. Die Begehrungen sind zugleich Vorstellungen. Die zwei Reproductionsformen der Begehrungen 84
§ 39. Neigung, Hang, Leidenschaft und Laster 86
§ 40. Das Widerstreben und die Unlusteffecte, Trotz und Eigensinn . . 88
§ 41. Das Wollen und der Wille 90
§ 42. Das Handeln und die productive Seelenthätigkeit 92

Sechstes Kapitel.

Von der Entwickelung der Urvermögen zu Gefühlen.

§ 43. Was die Gefühle sind und wie sie sich von andern Bildungsformen, namentlich von den Empfindungen unterscheiden . . . 95
§ 44. Die zwei Factoren bei jedem Gefühle, deren Abstand eben das Gefühl giebt 97
Die Gefühle sind keine besondern Gebilde 97
Gefühlsfrische, wechselnde und stetige Gefühle ꝛc. 99
Leibliche Gefühle 102
§ 45. Zusammengesetzte Gefühle 102
§ 46. Die ästhetischen Gefühle 103
§ 47. Die moralischen Gefühle; sittliche Norm 106
§ 48. Die Abweichungen von der sittlichen Norm (Thorheit und verderbter Wille) 108
§ 49. Ueber das Gewissen, die sittliche Freiheit und den bösen Charakter 110

Siebentes Kapitel.

Von dem Verhältniß zwischen Seele und Leib, von Schlaf und Traum und von der Anbildung neuer Urvermögen.

Seite
§ 50. Das Wesen des Leibes und sein Verhältniß zur Seele . . . 113
§ 51. Schlaf und Traum. Anbildung neuer leiblicher Vermögen . 116
§ 52. Anbildung neuer seelischer Vermögen 118
Altersblödsinn; Fortdauer der Seele nach dem Tode 220

Achtes Kapitel.

Von der Vernunft, der Religion, den Temperamenten und dem Gemüth.

§ 53. Was die Vernunft ist und nicht ist 123
§ 54. Die Religion nach ihrem Wesen und Ursprunge 125
§ 55. Von den verschiedenen Temperamenten 126
§ 56. Ueber das wahre Wesen des Gemüths 128

Logik.

Einleitung 133

Erstes Kapitel.

Von den Begriffen.

§ 1. Ursprüngliche Entstehung der Begriffe 135
§ 2. Grundformen und Vorzüge der Begriffe 138
§ 3. Praktische Vorschriften für die Herstellung der Begriffe 140
§ 4. Fehlerhafte Formen der Begriffe 144
§ 5. Zusammengesetzte und einfache Begriffe 145
§ 6. Gruppen- und Reihenbegriffe 147
§ 7. Inhalt, Form und Anwendung der Begriffe 150
§ 8. Umfang der Begriffe 152
§ 9. Eintheilung der Begriffe 154
§ 10. Entstehung der Begriffe durch Determination 156
§ 11. Bezeichnung der Begriffe durch die Sprache 159

Zweites Kapitel.

Von den Urtheilen.

§ 12. Vorläufiges über die Arten der Urtheile 160
§ 13. Einfache bejahende Urtheile 160
§ 14. Verneinende und limitative Urtheile 164
Eintheilung der Urtheile nach ihrer Qualität 165
§ 15. Unvollkommene Urtheile oder Gleichniß- und Witzcombinationen 167
§ 16. Synthetische Urtheile 169
Eintheilung der Urtheile der Modalität nach 171
§ 17. Die synthetischen Grundlagen des Denkens 173
§ 18. Praktische Vorschriften zur Gewinnung richtiger Urtheile . . . 179
§ 19. Ueber die sprachliche Darstellung der Urtheile 182
Eintheilung der Urtheile nach der Relation 183
§ 20. Die verschiedenen Bedeutungen des Wortes „denken" . . . 185

Drittes Kapitel.

Von der logischen Verschmelzung der einfachen Urtheile.

(Zusammengesetzte Urtheile.)

§ 21. Ueber die logische Zusammenziehung der Urtheile überhaupt . . 187
§ 22. Die Erklärungen als erste Art der Urtheilsverschmelzungen . . 188
Wort-, Sach- und Namenerklärungen 191

Seite
§ 23. Die Eintheilungen als zweite Art der Urtheilsverschmelzungen 194
§ 24. Die besondern und allgemeinen Urtheile oder die Generalisirungen als die dritte Art der Urtheilsverschmelzungen . 199
Eintheilung der Urtheile nach der Quantität 202
§ 25. Ueber den Umfang des Subjectes und Prädicates in diesen Urtheilen. Umkehrung (Conversion) derselben 203
§ 26. Relative und absolute Allgemeinheit der Urtheile 206
Inductionen 207

Viertes Kapitel.

Von den logischen Folgerungen oder den analytischen Schlüssen.

§ 27. Ueber die Entstehung und den Namen dieser Schlüsse im Allgemeinen 208
Unmittelbare Schlüsse, entstanden durch Subalternation, Conversion und Contraposition 208
§ 28. Ueber das Verhältniß zwischen dem Grund- und dem Hilfsurtheil bei den analytischen Schlüssen 210
Die Theilung des Umfanges im Grundurtheil 212
§ 29. Fortsetzung. Die Theilung des Inhaltes im Grundurtheil . 216
§ 30. Ueber die Art, wie die Schlüsse in älteren Lehrbüchern der Logik behandelt werden 220
Die Form und das Wesen der analytischen Schlüsse 223

Fünftes Kapitel.

Von den reellen Folgerungen oder den synthetischen Schlüssen.

§ 31. Ueber das Wesen dieser Schlüsse im Unterschiede von den analytischen 225
Ueber die Arten derselben im Allgemeinen 228
§ 32. Die Combinationsschlüsse als erste Art derselben 229
§ 33. Die Setzungs- und Aufhebungsschlüsse als zweite Art derselben . 231
§ 34. Die Ergänzungs- und Unterlegungsschlüsse als dritte Art derselben 234
Ueber das Verhältniß zwischen Hypothesen und Inductionen . . 237

Sechstes Kapitel.

Von den zusammengesetzten Schlüssen, von der Verkürzung der Schlüsse und von den Fehl- und Trugschlüssen.

(Als Anhang zur gesammten Schlußlehre.)

§ 35. Die Schlußkette und der Kettenschluß 239
Das Dilemma, Trilemma, Tetralemma ꝛc. 242
Das Enthymem 244
Die Fehl- und Trugschlüsse 245

Siebentes Kapitel.

Von der Begründung der menschlichen Erkenntniß und den wissenschaftlichen Methoden.

§ 36. Mittelbar und unmittelbar Gewisses. Beweisen und Begründen 249
§ 37. Ueber die Beweise im Besonderen; mancherlei Arten derselben . 251
§ 38. Die Fehler, welche bei der Beweisführung zu vermeiden sind . 253
§ 39. Ueber die vier wissenschaftlichen Methoden; a) die logisch-analytische, b) die logisch-synthetische, c) die reell-analytische und b) die reell-synthetische Methode 255
§ 40. Verschiedene Leistungen dieser Methoden und ihre demgemäße Anwendung 259

Sachregister.

(Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten.)

1) Zur Psychologie.

A.

Abneigungen und Abscheu 89.
Abstractionsproceß 66, 73.
Abstracte Vorstellungen 65.
Activität der Seele 46, 123 f.
Aesthetische Gefühle 102 ff.
Affective Gebilde 37, 104; vergl. Stimmung.
Allgemeine Vorstellungen 65; vergleiche Begriffe.
Altersblödsinn 120 f.
Anbildung neuer Urvermögen 118 ff.
Anlagen (angeborne) 22.
Angelegtheiten 31.
Anschauungen 31, 65 f.
Anziehung (gegenseitige) des Gleichartigen 24 f., 45, 64 ff., 70, 81, 83.
Associationsgesetze, nach welchen die Erweckung der Vorstellungen erfolgt 55.
Aufeinanderfolge, s. Associationsgesetze.
Auffassungskräfte (sinnliche) 13 ff.
Aufmerksamkeit 56, 74.
Ausdehnung der Vorstellungen 79 f.
Ausgleichung der beweglichen Elemente 47, 49 f., 56, 82, 88.
Ausgleichungsgesetz 50.
Ausscheidung der sinnlichen Reize von der Bewußtwerdung 70 ff.

B.

Bedürftigkeit der Urvermögen 25.
Begehren, Entstehung desselben 34 — mittelbares 82 — zugleich vorstellendes 84 f.
Begehrungsvermögen 95,
Begriffsbildung 65 f., 94.
Begriffe, Verschiedenheit derselben von den Anschauungen 65.
Bewegliche Elemente 47, 49 f. — Unbewußtheit derselben 50.
Bewegung physikalischer Medien 9, 38.
Bewußtsein, Erzeugung und Verstärkung desselben 25 ff., 29 f., 37 — pausirendes 27, 40 — Erregung oder Reproduction desselben 42 f. — Verdunkelung desselben 57 f., 88.
Bewußtseinsnähe 54, 77.
Bildungsformen, siehe Entwickelungsformen.
Blindgeborne 19, 28. — Blindgewordene 10.
Blödsinn, angeborner 20, 73, 86.
Bosheit, böser Charakter 111 f.

C.

Causalreihen 93.
Causalzusammenhang 75; vergl. Durch-etwas.
Centralsinn 20.
Charakter, Begründung desselben 80.
Concrete Vorstellungen 65, 77.
Contrast, s. Associationsgesetze.

D.

Denken 73, 82, 85.
Ding und Eigenschaft 75; vergl. Associationsgesetze.
Dummheit 58.
Durch-etwas, Begründung desselben für unser Vorstellen 75.

E.

Ehre, Gefühl derselben 102.
Einbildunskraft 62 f.
Einbildungsvorstellungen 62, 79, 117. —Verwechselung derselben mit Wahrnehmungen 63.
Eindrücke, äußere, s. Reize.
Einfachheit (vermeintliche) der Seele 14, 118.
Einfälle 60.
Eingebildete Krankheitsgefühle 54.
Eigensinn 89.
Einheit der Seele 14 — des Mehrfachen 27 — des Willens 90.
Einzelvorstellungen 64.

Elementarkräfte 6.
Empfindungen, sinnliche 14, 28, 31, 84 — Unterschied derselben von den Wahrnehmungen 28, 30 — von den Gefühlen 97 f. — Unterschied zwischen subjectiven und objectiven Empfindungen 10 f. — Wesen der Empfindung 9.
Empfindungssinn, allgemeiner, s. Vitalsinn.
Entwickelungsformen 32 ff., 36, 95 f. — zweierlei zugleich 84 f.
Erhaben, Gefühl desselben 103 ff.
Erinnerung 60.
Erinnerungskraft 43, 60.
Ermüdung 45, 52.
Erregung der Spuren 44 f. — Sicherheit und Unsicherheit dabei 58 f.

F.

Finalreihen 94.
Formen, s. Entwickelungsformen.
Formenbegriffe 71 f.
Fortdauer der Seele nach dem Tode 122.
Fortrücken (innerliches) der Reize und Urvermögen 45 ff. — verschiedene Grade dabei 48 f.
Freiheit, sittliche, s. Wille.
Frische 17, 62 f., 66; s. auch Gefühlsfrische.
Fühlen, s. Gefühle.

G.

Gedächtniß 18, 50, 60 f.
Gefühle, Grundform (Wesen) derselben 96 f. — Veränderlichkeit derselben 98 — bleibende Gefühle 100 — körperliche 102 — zusammengesetzte 102 f. — ästhetische 102 ff. — moralische 106 ff.
Gefühle, — das Gefühl als Nebenform bei den Begehrungen 101.
Gefühlsfrische 99.
Gefühlsgrundlage 98 — allgemeine 100; vergl. auch Messen.
Gefühlssinn 11, 112.
Gefühlsvermögen 112.
Gehirn im Alter 122 — Zellen desselben 8 ff., 30.
Gehörsinn 20 f., 22.
Geist 15, 28, 30, 74, 126.
Geistigkeit d. menschlichen Seele 15, 126.
Gemeinsinn 112.
Gemüth 38, 128 ff.
Geruchssinn 11, 15, 61.
Geschlechter, psychische Verschiedenheit derselben 128 f.
Gesetze, s. Entwickelungsgesetze und Grundprocesse.
Gesichtssinn 11, 20, f., 61.
Gewissen 110,
Gewohnheit, Gewöhnung 62.
Gleichartiges, s. Anziehung.
Gleichzeitigkeit, s. Associationsgesetze.
Grundformen, s. Entwickelungsformen.
Grundprocesse oder Grundgesetze der psychischen Entwickelung 22 f., 111. ihr Walten zugleich im Leibe 111 f., 118
Gruppengebilde 73 f.
Güter 82 f., 107 ff.

H.

Halbreizung 32.
Handeln 94, 96.
Hang 86.
Herz 128.

I.

Ich, Vorstellung desselben 75 ff.
Idealisiren 104.
Idee, fixe 13.
Ideen 104, 125 ff.
Identität des Vorstellenden und Vorgestellten 76.
Immaterialität der Reize 9 f. — der Seele 5, 15, 30 f., 114.
In-einander, Begründung desselben für unser Vorstellen 75.
Intellectuelle Gebilde 74.
Intensität der Reize 39.
Interesse an andern Menschen 79.

K.

Klarheit des Bewußtseins 51, 72.
Kräfte der Seele 14, 45 — des Leibes 114 f.; vergl. Urvermögen.
Kräftigkeit als Eigenschaft der psychischen Urvermögen 18 — allgemein-gleiche Abstufung dieser Kräftigkeit 20, 107 — Einfluß derselben auf die Entwickelung der Seele 19 f., 22, 27 f.
Kraft, lebendige des Reizes 9 ff.

L.

Lange Weile 83.
Laster 86.
Lebendigkeit oder Schnelligkeit der psychischen Urvermögen 22 f. — Einfluß

dieser Eigenschaft auf die psychische Entwickelung 23, 56.
Leib, Verhältniß desselben zur Seele 113 ff. — seine Entwickelung durch chemische Gesetze 115 — seine Aneignungsthätigkeiten 113, 117.
Leidenschaften 86.
Leichtsinn 37, 128.
Lustempfindungen 34 — als Begehrungen reproducirt 86.
Lusterinnerung 86.
Lustreizung 35.
Lustvorstellungen 102.

M.

Materialisten 4, 114.
Messen und Messungsgrundlage bei den Gefühlen 96 f., 100.
Methode bei der Seelenerforschung 5.
Mittelreihen 89, 95, 128.
Mode 84.
Moralische Gefühle 104 ff
Moralität, Grundlage derselben 104 ff.; s. auch Norm.
Muskeln, Thätigkeit ders. 117.

N.

Nachahmungstrieb 84 f.
Nach-etwas 75; vergl. Durch-etwas.
Naturgesetze 24.
Naturwissenschaften Verhältniß derselben zur Psychologie 5 f.
Neid, Gefühl desselben 112.
Neigungen 86 f., 112.
Nervenerregung 10.
Norm, höchste sittliche und allgemeingiltige 108.

O.

Objektive und blos subjektive Giltigkeit der (Vorstellungs-) Gruppen und Reihen 75.
Organe, leibliche 8.

P.

Pflicht, Gefühl derselben 112.
Phantasie 63.
Prädetermination und Präformation 71.
Praktische Selbstbeschränktheit 80; s. auch Selbstsucht.
Productive Geistesthätigkeit 63, 72, 92, 94, 123, 125.
Psychologie als Naturwissenschaft nach ihrem Unterschiede von der ältern Seelenkunde 5, 7.

Q.

Qualität der Reize 37 ff.
Quantitative Verschiedenheiten in der Seele 65; vergl. Vielspurigkeit.

R.

Raum als bildlicher Ausdruck für die Stärke der Seelengebilde 54 — angewachsener und eingewachsener Raum 54, 86 — Einfluß desselben auf die Reproduction 87 f.
Raumlosigkeit der Seele 5, 30, 47.
Räumliches Zusammen bezüglich der Vorstellungen s. Associationsgesetze.
Reize, äußere 9 ff., 12 f., 26, 38, 44 — innere 58 f.
Reizempfänglichkeit der psychischen Urvermögen 15 f.
Reizentschwinden 47.
Reizfrische, s. Frische.
Reizungsverhältnisse (Stärke der Reize im Verhältniß zu den Urvermögen) 33 ff.
Religion 125 f.
Reproduction 42 ff. — zweifache Eines Gebildes 86.
Rohheit, sittliche 111.
Ruhm, Gefühl desselben 103.

S.

Sachgedächtniß 60.
Sachverständiger 73.
Schadenfreude, Gefühl derselben 112.
Schaffen, geistiges; s. productive Geistesthätigkeit.
Schätzungen 82 f., 88, 111.
Schlaf 117 f.
Schlüsse 65.
Schlußvermögen 73.
Schmerzreizung 36.
Schön, Gefühl desselben 104 f.
Schwächung der Urvermögen 33, 35 f.
Selbstbewußtsein 3, 5, 70.
Selbständigkeit des Lebens der Seele 124.
Selbstsucht 81.
Selbstthätigkeit 92, 123.
Selbstwahrnehmung 7 f. — wie sie entsteht 68 ff.
Sinne 8 ff., 11. — Wesen der Sinnesthätigkeit 9 ff. — Bedingungen des Gelingens dieser Thätigkeit 12 f. — Eintheilung der Sinne 11 f. — in höhere und niedere 20 f., 27 f.

Sinne, sogen. innere 68, 70, 75.
Sinnesapparate, materielle, ihre Beschaffenheit und ihre Leistungen 8 ff.
Spuren, psychische 18, 30 f., 43, 49, 55 — leibliche 113.
Stärke des Bewußtseins 51.
Stärkung der Urvermögen 34.
Stellvertretung in der Seele 81.
Stimmung der Urvermögen 32, 37, 104.
Streben, angebornes 12, 22 — gebundenes, paufirendes 45.
Strebungen, Arten und Entstehung derselben 22, 46 f., 81 ff.
Strebungshöhe 85.
Stumpfheit, geistige 33.

T.

Takt 55.
Tastsinn 11, 20 f., 22.
Taubgewordene 11.
Temperamente 126 f.
Thiere, Verhältniß ihrer Seelen zu den menschlichen 21 f., 28, 72, 88.
Thorheit 110.
Tod, natürlich nothwendiger 116, 121 f. vergl. Fortdauer.
Träume 78, 117.
Triebe und Begierden 84.
Trotz 89.

U.

Uebel 81, 106 ff.
Ueberdrußempfindung und Ueberdrußreizung 36.
Umkehrung der Vorstellungsreihen 93
Umkehrung (scheinbare) der Gefühle 98, 112 f.
Unbewußtheit, Ursache derselben 25, f., 28, 48, 57.
Unlustaffecte 89.
Unlustempfindung 33.
Unsittlichkeit 109 f.
Unsterblichkeit, s. Fordauer.
Unwillkürliches Geschehen 44, ff., 94.
Ursache und Wirkung 75; vergl. Associationsgesetze.
Urtheile, Entstehung derselben 67 f.
Urtheilskraft 73 f.
Urvermögen der Seele 4, 7, 13 f. — ihr rechter Name 15 — Anbildung neuer 118 ff. — verschiedene Ausfüllung derselben 37.

V.

Verdunkelung im Bewußtsein 57, 87.
Vergessen 49.
Verknüpfungen unter den psychischen Gebilden 49 ff., 66, 74 — entgegengesetzte 51, 94; vergl. Associationsgesetze.
Vernünftigkeit, Vernunft und vernunftlos 123 ff.
Verstand 72. f.
Verstimmungen, geistige 112 f.
Verwirrtheit 41, 55.
Vielheit der Seelenvermögen 14 f.
Vielspurigkeit 26 f, 41.
Vitalsinn 11 f., 112.
Vollreizung 34.
Vorstellen 30, 37 — Grundform derselben 34.
Vorstellung von uns selbst 75 — von andern Menschen 79.
Vorstellungsgruppen 49 f., 75 ff.
Vorstellungsreihen 49, 75 ff.

W.

Wachen 41; s. auch Schlaf.
Wahrheit, volle 7, 72.
Wahrnehmungen, äußere 13, 32, 34, 64 f., 68 — innere 70 f.
Weckungsangelegtheit 49.
Werthe, Schätzung derselben als empfundene 80 ff., 106 — als gefühlte 106 ff.
Widerstreben 88 f., 92 — mittelbares 81.
Wille 92 f. — Wechsel desselben 92 — vergl. Einheit — Freiheit desselben 110 — verderbter Wille 111 — Ist der Wille angeboren? 95.
Willkürliches Geschehn 45, 48.
Wollen, Entstehung desselben 92.
Wortgedächtniß 60.
Wunsch 92.

Z.

Zerstreutheit 56.
Zuneigung 104 f.
Zusammengesetztheit der Seele 6, 13 ff., 120 — der Seelengebilde (s. Vielspurigkeit) — der Gefühle 102 f.
Zweck 93.

Psychologie.

Einleitung.

§. 1.

Die Psychologie oder Seelenlehre ist ein Theil der Anthropologie, d. i. der Lehre vom Menschen. Da nämlich der Mensch aus Leib und Seele besteht, die trotz ihrer innigen Verbindung und Wechselwirkung zwei ganz verschiedene Wesen sind, so muß die Anthropologie in zwei Haupttheile zerfallen: in Leibeslehre und Seelenlehre. Jene heißt mit einem griechischen Worte Somatologie und wird wieder in Anatomie (Lehre von der Form und dem Bau des Leibes) und Physiologie (Lehre von den Kräften und Verrichtungen der organischen Bestandtheile) eingetheilt. Die Seelenlehre hat es mit dem zu thun, was in uns denkt, fühlt und will, und das sind geistige Thätigkeiten, welche zwar nicht ohne Mitwirkung des Körpers hervorgebracht werden können, aber auch nicht durch diesen allein, wie jeder Todte (Entseelte) zeigt. Das Leibliche wird natürlich von der Seelenkunde mit in Betracht zu ziehen sein, jedoch nur soweit, als die Wechselwirkung reicht, die zwischen Körper und Geist im lebenden Menschen statt findet. Hauptaufgabe für die Psychologie bleibt, die geistigen Kräfte und Gesetze zu erörtern, durch welche das Seelenleben sich aus kleinen Anfängen zu einer Höhe und Umfänglichkeit entwickelt, die sonst bei keinem Wesen in der uns bekannten Natur vorkommen.

§. 2.

Unsern Leib fassen wir, wie die Außendinge überhaupt, durch die äußeren Sinne auf; das Seelische ist nur durch das Selbstbewußtsein wahrnehmbar. Denn da die Seele ein geistiges, völlig raumloses Wesen ist, so kann sie keinem der äußeren Sinne

kund werden. Dem neugeborenen Kinde fehlt alles Bewußtsein; die Seele nimmt noch nicht die äußeren Objecte, am allerwenigsten sich selbst wahr, und darum vermag sie ihr ursprüngliches, noch ganz elementarisches Sein nicht zu erkennen. Daß sie allmälig Bewußtsein in sich ausbildet, dazu muß ihr allerdings die Fähigkeit angeboren sein, sonst müßte der Mensch zeitlebens so bewußtlos bleiben, wie der Baum, die Blume ꝛc., aber zur Selbstwahrnehmung bedarf die Seele durchaus entwickeltes, ausgebildetes Bewußtsein. Dieses innere Licht ist der einzige Quell für die Seelenerkenntniß, nur giebt es keinen Aufschluß über den der Bewußtseinsentwickelung vorangehenden Zustand der Seele. Wohl nehmen wir das Geistige auch an Anderen wahr, aber nur mittelbar, nämlich durch deren Mienen, Geberden, Worte und Thaten. Nie stellen uns diese Aeußerungen des Geistigen die Seele selbst dar; wir schließen von denselben nur auf das zurück, was ihnen zu Grunde liegt, und dieser Schluß kann so falsch geschehn, daß man am Ende, wie es den Materialisten begegnet, auf gar keine Seele, sondern auf die irrige Meinung kommt, als erklärten sich jene Erscheinungen aus rein leiblichen Functionen, aus den Verrichtungen des Gehirns und der Nerven.

§. 3.

Da die Seele sich aus den Kräften entwickelt, aus welchen sie ursprünglich, also bei der Geburt, besteht, so muß uns gerade die Kenntniß dieser Urkräfte (Urvermögen) von der höchsten Wichtigkeit sein. Sind sie nun durch unmittelbare Wahrnehmung nicht zu erfassen, so fragt es sich: können sie nicht auf mittelbare Weise vorstellig gemacht werden? Auch das wird unmöglich sein, wenn im Laufe der Zeit Kräfte in die Seelenentwickelung eingreifen, die nicht nur neue, sondern von den frühern ganz verschiedene sind; es wird aber gelingen, wenn sich zwar die Kräfte der Seele vermehren, jedoch so, daß die zu den frühern hinzukommenden an sich von derselben Beschaffenheit sind, wie die ersten. Es läßt sich dann denken, daß nur die verschiedene Ausbildung der Kräfte zu verschiedenen Resultaten führe, und somit würde sich begreifen lassen, warum die Seele späterhin als ein ganz anderes Wesen erscheint, als im dunklen Anfange. Die Erfahrung, die

der Erwachsene an sich macht, lehrt nun, daß neue Kräfte mit verschiedener Natur seiner Seele niemals zuwachsen, daß ferner die Gesetze, nach welchen die Entwickelung der Kräfte bei ihm erfolgt, sich immerdar gleichbleiben, und so brauchen wir nur in Abrechnung zu bringen, was von außen her entwickelnd auf die Seelenvermögen einwirkt und eingewirkt hat, und wir werden die Urvermögen auffinden, werden sie aus den verschiedensten Producten herauszuerkennen im Stande sein.

§. 4.

Die Seelenkunde hat also in Betreff dessen, was sich der unmittelbaren Wahrnehmung entzieht, ganz denselben Weg der Erforschung einzuschlagen wie die Astronomie. Hat der Astronom die Kräfte und Gesetze erkannt, die jetzt in den Himmelserscheinungen regieren, so findet er mit Sicherheit, welches der Stand sowie die sonstige Beschaffenheit der Gestirne vor Jahrtausenden war, denn die Natur bleibt sich überall in ihren Kräften und Gesetzen gleich, und es kann darum ein untrügliches Zurückschließen von dem Spätern auf das Frühere stattfinden. In der Geologie ist auf ähnliche Weise der frühere Zustand der Erde aus dem Walten der Kräfte und Gesetze erschlossen worden, die jetzt im Erdball herrschen, und bei fortgesetzter Beobachtung wird das zu immer mehr Aufklärung führen. Die Psychologie unterscheidet sich von den Wissenschaften, welche sich mit der äußern Natur beschäftigen, allerdings gänzlich durch den Gegenstand, mit welchem sie es zu thun hat. Dieser Gegenstand ist ein Wesen, welches aus geistigen Kräften besteht, d. h. aus Kräften, welche zwar eines materiellen Stützpunktes (das sind die Hirnzellen) bedürfen, aber ihre Thätigkeit durch unmittelbare Einwirkung auf einander, ohne directe Mitwirkung der Materie, entfalten, wogegen in der äußeren Natur nur materielle, d. h. nur in innigster Verbindung mit der Materie thätige und also nur mittelbar, mittels dieser Materie, auf einander wirkende Kräfte vorkommen. Trotzdem kann und muß die Forschungsweise, die Methode, welche bei Aufsuchung der Wahrheit anzuwenden ist, hier und dort gleich sein. Wenn wir darum die Seelenlehre eine Naturwissenschaft nennen, so heißt das nicht: die Seele ist ein materielles Wesen, sondern es heißt: sie

wird nach der Methode der Naturforscher studirt, studirt auf dem Wege der Beobachtung und Erfahrung. Nur ist die Erfahrung hier eine innere, die Erfahrung des Selbstbewußtseins, während sie bei den Gegenständen der äußern Natur eine sinnliche ist. Die frühere Psychologie wollte die Seele durch bloßes Denken, durch die sogenannte Begriffsspeculation erkennen, wenigstens legte sie auf die Thatsachen der Erfahrung viel zu wenig Gewicht, und kam daher über bloße Worterklärungen selten hinaus. Die neue Psychologie hält es mit dem Grundsatze der Naturforscher: erst sind die Thatsachen aufzusuchen und festzustellen, und dann erst darf das Denken mit seinen Erklärungen hinzutreten, und wo sich Hypothesen dabei erforderlich machen, müssen sie so gebildet werden, daß sie zu den Thatsachen genau passen. — Im Laufe der Entwickelung erhebt sich die Seele mit ihrem Denken allerdings weit über die Natur, sie erfaßt das Ideale und Ueberirdische; sie selbst aber wird dadurch, so lange sie im Leibe lebt, nicht ein überirdisches Wesen; sie behält immer ihre anerschaffene Natur, und schon aus diesem Grunde rechtfertigt sich für die Psychologie der Titel: Naturwissenschaft. Man vergesse nur nie: die Seelenkunde ist eine Wissenschaft von der geistigen Natur.

§. 5.

Diese geistige Natur ist nun, wie sich zeigen wird, schon bei der Geburt eine mehrfach zusammengesetzte, und im Laufe des Lebens entwickelt sie sich zu einem Reichthum von Gebilden, der in's Unendliche gehn kann und geht, wobei Alles raumlos bleibt. Dieser Reichthum ist es, der die Zergliederung der Seelenerscheinungen für den Anfänger in der Psychologie schwierig macht und leicht zu falschen Voraussetzungen führen kann. Ohne Zergliederung des Entwickelten aber ist keine Zurückrechnung möglich, und es lassen sich dann die Urkräfte nicht auffinden, aus welchen die Seele bei der Geburt besteht. In der äußern Natur ist die Aufsuchung der Elementarkräfte viel leichter. Denn wiewohl hier die Producte meistentheils ganz anders aussehn als deren Factoren, so multipliciren sich letztere doch nie in dem Umfange, wie dort, und die Entwickelung erreicht darum nie eine Höhe, wie bei der Seele, wo aus bewußtlosen, scheinbar geistlosen und mechanischen

Anfängen zuletzt die geistvollsten und mit größter Freiheit waltenden Gebilde hervorgehn. Auf der andern Seite dagegen hat die psychologische Zergliederung einen Vorzug, der bei der Zerlegung der Außendinge gänzlich fehlt. Analysiren (zergliedern) wir z. B. einen Begriff, so finden wir in demselben einen Theil der nämlichen Elemente, die in den Anschauungen lagen, aus welchen der Begriff hervorgegangen ist (s. unten §. 29); sie zeigen sich im Begriff unverwandelt erhalten, wogegen z. B. die Grundelemente des Baumes (Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff ꝛc.) für sich einen ganz andern Anblick gewähren, als sie in ihrer Verbindung zum und im Baume darbieten. Dies rührt davon her, daß wir das Aeußere nur durch unsre Sinne auffassen können; wir nehmen deshalb die Dinge nicht wahr, wie sie an sich sind, sondern nur, wie sie uns vermöge der Natur unserer verschiedenen Sinne erscheinen. Das Psychische dagegen wird in ganz unmittelbarer Weise, durch sein eigenes Bewußtsein, also durch sich selbst wahrgenommen; wir sind das, was wir hier wahrnehmen, und es kommen bei dieser Wahrnehmung keine fremdartigen, alterirenden Kräfte in's Spiel. Während also das Aeußere nur so erkannt werden kann, wie es unseren verschiedenen Sinnen erscheint, d. h. wie es die Natur derselben zuläßt und mit sich bringt, fassen wir das Geistige auf, wie es an sich oder seinem innersten Wesen nach ist, also in voller Wahrheit. Die Seelenkunde muß daher, richtig ausgebildet, weit zuverlässigere Erkenntnisse liefern, als irgend eine auf die Außenwelt sich beziehende Wissenschaft.

§. 6.

Im Folgenden können wir nun sofort mit den Urkräften der Seele beginnen, da sie von der neueren Psychologie bereits aufgefunden sind. Während man früher annahm, es gebe einen der Seele angeborenen Verstand, einen angeborenen Willen, eine angeborene Urtheils-, Gedächtniß-, Phantasiekraft ꝛc. als besondere Vermögen, haben die genaueren Zergliederungen gezeigt, daß solche Kräfte Anfangs nicht existiren. Warum sollten sie auch, wenn sie da wären, nicht sofort verstehen, urtheilen, phantasiren, schließen, wollen ꝛc.? Das Kind in seinen ersten Lebenswochen zeigt nicht das Mindeste davon; es ist bloß im Stande, die äußeren Eindrücke

aufzunehmen, auf welche seine angeborenen Kräfte angewiesen sind und hinstreben, und wo ihm diese Eindrücke versagt werden, bleibt auch das Verstehn, Urtheilen ꝛc. jederzeit so weit aus, als dieser elementarische Mangel reicht. Kein Blindgeborener gewinnt Urtheile über Farben, kein Taubgeborener über Töne u. s. w. Es können also nur die aufnehmenden Kräfte Anfangs da sein; aus diesen und den aufgenommenen Reizen muß sich Alles entwickeln, was die Seele späterhin leistet. Ob dies so sei oder nicht, wird sich im Folgenden herausstellen; was wir vortragen, muß in den Thatsachen des Selbstbewußtseins Bestätigung finden.

Erstes Kapitel.

Von den Kräften der Seele, durch welche sie äußere Eindrücke aufnimmt.

§. 7.

Die Kräfte der Seele, durch welche sie äußere Eindrücke aufnimmt, heißen gewöhnlich Sinnesvermögen, wofür man auch den kürzern Ausdruck: Sinne — setzt. Das Wort „Sinn" umfaßt aber Zweierlei, nämlich das körperliche Organ und die psychische Kraft, welche mit Hülfe dieses Organs thätig ist. Das Organ für sich allein leistet nichts, wie jeder Todte (Entseelte) zeigt, aber auch die psychische Kraft bleibt unwirksam und zwar vollständig und überhaupt, theils nur nach außen hin (s. S. 11), wenn das Organ sie nicht unterstützt. Wessen Auge z. B. ruinirt worden, der sieht nicht mehr; blind ist aber auch, wessen Sehnerv, bei völliger Gesundheit des Auges selbst, zerstört ist; sind ferner diejenigen Stellen des Gehirns, zu welchen die einzelnen Sinnesnerven sich begeben, durch Erkrankung oder Verletzung funktionsunfähig, so findet ebenfalls keine Sinneswahrnehmung statt. Jede Sinneswahrnehmung ist also auf die Integrität des äußern Sinnesorgans (Auge, Ohr ꝛc.), welches man ausschließlich als „Sinnesorgan" zu bezeichnen pflegt, des betreffenden, die Verbindung (Leitung) zwischen Sinnesorgan und Gehirn vermittelnden Nerven (Sinnesnerven) und end-

lich auf die Integrität derjenigen Gehirnpartie gegründet, deren Nervenzellen mit dem Sinnesnerv in Verbindung stehen. Jeder materielle Sinnesapparat besteht sonach aus drei Abtheilungen; die zwei wichtigsten sind die an den beiden Endpunkten des leitenden Sinnesnerven angebrachten Nervenvorbaue: der peripherische Nervenvorbau, welcher am äußern Ende (d. i. eigentlich der Anfang) des Sinnesnerven sich befindet und innerhalb des sog. Sinnesorgans liegt (die Netzhaut des Auges, die Hörnervausbreitung im innern Ohre, die Tastkörperchen der Haut ꝛc.), und der centrale Nervenvorbau, aus Hirnzellen bestehend und an dem centralen Ende des Sinnesnerven innerhalb des Gehirns gelegen. Zwischen beiden fungirt als dritter Theil des Sinnesapparates der Sinnesnerv selbst, indem er die Leitung von der Peripherie zum Centrum besorgt. Dieser Bau ist den sog. specifischen Sinnen, durch welche wir die Beschaffenheit äußerer Objecte erkennen, eigenthümlich, während die Empfindungen unserer Körperzustände (s. unten) durch Nervenapparate vermittelt werden, welchen ein solcher peripherischer Vorbau fehlt.

Die eigentliche Funktion des ganzen Sinnesapparates concentrirt sich nun auf die erwähnten Nervenvorbaue; sie sind die eigentlichen Vermittler zwischen Außenwelt und Seele, wie sie ja auch in unmittelbaren Beziehungen zu diesen stehen: der peripherische Vorbau wird direct von den äußern Reizen getroffen, der centrale ist mit den psychischen Elementen verknüpft. Die Thätigkeit beider ist der Umsetzung des Reizes gewidmet, weshalb sie auch Umsetzungsapparate genannt werden. Die äußeren Sinnesreize bestehen nämlich in einer Bewegung verschiedener Medien: des Aethers (Licht und strahlende Wärme), der Luft (Schall), fester Körper oder der Körpermolecüle (Tastreiz, fortgeleitete Wärme) und in Molecularbewegungen der Schmeck- und Riechstoffe. Diese Medien selbst bringen nun niemals als „Reize" in die peripherischen Nervenvorbaue ein; der schwingende Aether, die schwingende Luft bleiben außerhalb des betreffenden Vorbaues. Dieser besitzt aber die Fähigkeit, diejenige Kraft, welche die physikalischen Stoffe in Bewegung setzte, den Aether, die Luft, die Molecüle erregte, auf sich selbst übergehen zu lassen, auf sich zu übertragen. Das Wesen dieser Kraft ist uns gänzlich unbekannt; wir wissen nur,

daß das ganze Leben der Natur durch das Walten von Kraft bedingt wird; daß sie bald als freie, lebendige, bald als gebundene auftritt und sich scheinbar mannigfach verwandelt (Bewegung geht in Wärme, Licht, Elektricität über ꝛc.), während sie doch im Grunde Eine bleibt. Die verschiedenen Modificationen dieser Kraft, wie sie z. B. als Lichtreiz gleichzeitig die verschiedenen Geschwindigkeiten der Aetherschwingungen (die Farben) hervorruft, können wir zur Zeit ebenfalls auf ihren Urgrund nicht zurückführen. Genug: diese lebendige Kraft ist es, welche von den peripherischen Nervenvorbauen aufgenommen und dem Sinnesnerv zur Weiterleitung übergeben wird, bis sie in den centralen Vorbauen, den Hirnzellen, ankommt. Die Funktion dieser besteht nun in einer abermaligen Umsetzung der Kraft, und zwar in der Uebertragung auf die psychischen Elemente, mit welchen sie sich, als ihrer Natur nach verwandt, vereinigt. Diese Vereinigung ist es, was wir als Empfindung bezeichnen: sie ist die Empfindung selbst. Wir „empfinden". also nicht Materielles, aus Atomen Bestehendes, sondern Immaterielles, die lebendige Kraft, welche wir nur negativ charakterisiren können als nicht atomistisch zusammengesetzt gleich der Seele selbst. Das Materielle, was wir sehen, hören ꝛc., ist also nicht Inhalt unserer Empfindung, sondern nur Gegenstand unserer menschlichen Denkungsweise, wie solche als unmittelbare Folgerung aus der eigenthümlichen Art unserer Geistesthätigkeit entspringt.

Der physikalische Vorgang innerhalb der Nervensubstanz besteht während dieser Uebertragung und Leitung in einer Molecularbewegung der Nervenmasse (Nervenerregung), welche aber keinen durch das Experiment nachweisbaren specifischen Charakter trägt, vielmehr für unsere jetzige Erkenntniß ganz derjenigen gleicht, welche durch alle andern Reize (mechanische, elektrische Reizung ꝛc.) hervorgebracht werden kann. Daß aber die lebendige Kraft, welche z. B. als Lichtreiz die Aetherschwingungen hervorrief, thatsächlich fortgeleitet und mit den psychischen Elementen vereinigt wird, geht aus Folgendem hervor. Wird Jemand blind durch Verletzung der Netzhaut des Auges, so gelingt es durch mechanische und anderweitige Reizung des Sehnerven, ihm eine Lichtempfindung im Allgemeinen (heller Schein, lichte Flecken) zu erzeugen. Bei einem absolut blind Geborenen, dessen psychische Elemente niemals sich

mit der lebendigen Kraft des Lichtreizes verbunden hatten, ist keine Reizung des Sehnerven, selbst keine unmittelbare Reizung des Hirns (der Hirnzellen) durch Hirnerschütterung, Fieber, Alkohol ꝛc., die doch bei jedem Menschen Lichterscheinungen hervorruft, jemals im Stande, eine Lichtempfindung zu bewirken. Die Lichtempfindung ist also unter allen Umständen durch die Vereinigung von psychischer Kraft und lebendiger Kraft des Reizes bedingt. War diese Vereinigung bereits mehrmals erfolgt, so vermag auch eine anderweitige (z. B. mechanische) Erregung des Sehnerven die Empfindung der allgemeinen Qualität des Sehsinnes, d. h. des Lichtes, hervorzurufen, da die gleichsam aufgespeicherte, mit der psychischen Kraft verbundene Kraft des Lichtreizes mit erregt wird. Man nennt dies dann mit Recht subjective Lichterscheinungen; da sie nur auf Erregung Desjenigen beruhen, was bereits Inhalt unserer selbst geworden ist. Es bleibt in diesem Falle aber bei der allgemeinen Qualität der Sinnesempfindung (Lichtempfindung), bei einer inhaltlosen Erregung des Sehsinnes. Die Lichtempfindung mit positivem Inhalt, das objective Sehen, ist nur dann möglich, wenn die lebendige Kraft des äußeren Lichtreizes sich mit der psychischen Kraft vereinigt.

Das eigentliche Sehen, Hören ꝛc. ist also eine rein psychische Thätigkeit, welche durch die körperlichen Substrate nur vermittelt wird. Denn von dem Verhalten der psychischen Elemente zu der in den Hirnzellen ankommenden Kraft des Reizes hängt es ab, ob eine Empfindung, beziehentlich Wahrnehmung (s. d.) zu Stande kommt. Jene Vermittlung ist aber die Grundbedingung für die Existenz aller psychischen Thätigkeit, denn die Seele bedarf, um sich das zu ihrer Entwickelung nöthige Material anzueignen, des ganzen, aus Sinnesorgan, Sinnesnerv und Hirnzellen bestehenden materiellen Apparates; ist einer dieser Theile von der Geburt an nicht vorhanden oder funktionsunfähig, so findet gar keine Entwickelung in dem betreffenden Sinnesgebiet statt; ist aber die Seele mit Hülfe des vollständigen Apparates in den Besitz solchen Materials gelangt, so wird dasselbe festgehalten und weiter verarbeitet, wenn auch der Apparat selber zu Grunde geht. Blind- und Taubgewordene z. B. bleiben im Besitz des erworbenen Erkenntnißmaterials, mag nun die Störung im äußern Sinnesorgan, in dem leitenden Sinnesnerven oder im Gehirn selbst liegen. Immer also ist es die

psychische Kraft, welche sich, wie nach innen hin, so nach außen hin bethätigt. Im letztern Falle heißt sie eben Sinneskraft, d. i. aufnehmende, die äußern Eindrücke (Licht-, Schall-, Duftreize ꝛc.) mit sich verbindende Kraft; im ersteren Falle führt sie verschiedene Namen: Gedächtnißkraft, inwiefern sie auch im unbewußten Zustande die aufgenommenen Eindrücke bewahrt; Erinnerungskraft, inwiefern sie von Neuem mit ihrem Inhalte bewußt wird; Phantasiekraft, inwiefern sie nach ihrer Entwickelung die Producte bald so, bald so verbindet, u. s. w.

Das Folgende muß diese Wahrheiten weiter ausführen und begründen. Hier nur noch eine kurze Bemerkung über die Zahl der Sinne. Obwohl man gewöhnlich nur fünf Sinne annimmt: den Gesichtssinn, den Gehörsinn, den Geschmackssinn, den Geruchssinn und den Gefühlssinn, so ist doch die Zerlegung des zuletzt genannten Sinnes in zwei Abtheilungen wissenschaftlich geboten, wonach neben den vier erstgenannten Sinnen noch der Tastsinn und der allgemeine Empfindungssinn, welcher auch Vitalsinn, Lebenssinn, Gemeingefühl genannt wird, aufzuführen sind. Während nämlich die Empfindungen des Tastsinnes, welche in Druck- und Temperaturempfindungen zerfallen, uns gleich den Empfindungen der übrigen Sinne zu Vorstellungen von der Beschaffenheit äußerer Objecte verhelfen, giebt es noch andere Empfindungsqualitäten, welche von den Empfindungsnerven überhaupt, im Gegensatz zu den specifischen Sinnesnerven vermittelt werden, und uns nicht über die Beschaffenheit äußerer Objecte, sondern über Zustände unseres eigenen Körpers belehren. Von diesen Empfindungsqualitäten sind die bemerkenswertheften der Schmerz, der Hunger und Durst, der Ekel, die Müdigkeit, das Gefühl unseres Wohl- oder Uebelbefindens überhaupt. Dem erstgenannten Gemeingefühl, dem Schmerz, sind alle mit Empfindungsnerven versehenen Körpertheile, auch die Sinnesorgane, zugänglich. In letzteren kann die normale Sinnesempfindung bei übermäßiger Intensität des Reizes ihren Charakter vollständig verlieren, indem der objective Vorgang, auf den sie eigentlich bezogen werden müßte, von der subjectiven Empfindung verdrängt wird (Schmerz des Auges, ohne Wahrnehmung äußerer Objecte, bei zu starker Beleuchtung, Blendung).

§. 8.

Die Sinneskräfte sind also Kräfte der Seele selbst, inwiefern diese auffassend nach außen hin thätig ist. Das Gelingen dieser Thätigkeit setzt aber durchaus die Erfüllung mehrerer Bedingungen voraus. Zuerst müssen, wie bereits erwähnt, die Sinnesapparate gesund sein. Wie der Blinde nicht sieht, der Taube nicht hört, so kann man auch mit erfrorenen Fingern nicht tasten, bei heftigem Schnupfen nicht riechen, bei verbrannter oder stark belegter Zunge nicht schmecken ꝛc. — Ferner müssen Reize von den Dingen ausgehn und bis zu den Sinnesorganen gelangen. Wer kann sehen, wenn es stockfinster ist, also kein Licht von den Gegenständen her in's Auge fällt? Wer vermag zu hören, wenn die Luft durch keinen Gegenstand erschüttert wird oder wenn diese den Schall verursachende Erschütterung in so großer Ferne stattfindet, daß sie nicht bis an's Ohr reicht? Aehnliches gilt bei den übrigen Sinnen. Den Apfel, so lange er hoch oben am Wipfel des Baumes hängt, schmeckt, riecht und tastet Keiner, der unten steht, u. s. w. — Nicht minder ist drittens erforderlich, daß die Seele ihr Streben auf die Eindrücke richtet, dieses Streben also nicht gehemmt ist. Im tiefen Schlafe, in der Ohnmacht, in der Betäubung pausirt dieses Streben; es pausirt aber auch, wenn man mit etwas Anderem, das nicht zur Sache gehört, innerlich oder äußerlich sehr stark beschäftigt ist. Manche Seelenkranke z. B. bemerken Nichts, wenn man sie mit Nadeln sticht, eine Pistole vor ihren Ohren abschießt und dergleichen, obgleich ihre Sinnesorgane völlig gesund sind. Sie sind mit ihrer „fixen Idee" innerlich so beschäftigt, daß all ihr Streben nur dieser Idee zugewendet bleibt, und dann findet der äußere Eindruck keine Aufnahme. Den nämlichen Grund hat es, wenn der Denker, der sich in die Lösung einer schwierigen Aufgabe vertieft hat, nicht hört, was um ihn herum gesprochen wird. Im heftigen Schlachtgetümmel ferner bemerkt mancher Soldat nicht, daß er verwundet worden, und Kartenspieler haben oft keine Aufmerksamkeit für das, was in ihrer Nähe sich zuträgt. Auch in diesem Falle ist das Seelenstreben nach einer gewissen Richtung hin so fixirt, daß von anderer Seite kommende Reize nicht aufgefaßt werden. Der tiefere Grund von

allen diesen Erscheinungen wird in §. 25 bei der Besprechung der Aufmerksamkeit zu Tage treten. — Also eine Art Hinstreben auf die Reize muß von Seiten der Seele jederzeit stattfinden, wenn die Außendinge nicht unaufgefaßt bleiben sollen. Nur so entsteht das, was wir sinnliche Empfindungen und Wahrnehmungen nennen. Den Unterschied dieser zweierlei Akte wird das Folgende erörtern; das Bisherige hat gezeigt, daß jede Empfindung und jede Wahrnehmung zwei Elemente voraussetzt: Reiz, der von außen her kommt, und Seelenkraft, die ihn aufnimmt und aneignet.

§. 9.

Das Kind vermag eigentliche Wahrnehmungen gleich nach der Geburt noch nicht zu bilden, aber sinnliche Empfindungen entstehn ihm sofort. Es sieht, hört, schmeckt, fühlt ꝛc. ja sogleich, nur daß dies fast ohne alles Bewußtsein geschieht, so daß es nicht weiß, mit was für Gegenständen es dabei seine Sinne zu thun haben. Allmälig nur gelangt es zum bewußten Vorstellen der Gegenstände. Seine Kraft reicht also Anfangs nur zur Bildung dunkler Empfindungen aus; aber diese Kraft ist, wie wir gefunden, etwas Anderes und mehr, als die körperliche Organkraft, und wir müssen sie die psychische Urkraft nennen, da sie die erste und alleinige Kraft ist, aus welcher die Seele bei der Geburt besteht. Genauer paßt jedoch hier der Ausdruck Urvermögen, da man von Kraft lieber erst dann spricht, wenn sich's um die später eintretenden höheren Gebilde handelt, die aus den Urvermögen hervorgehn. Indeß lassen sich beide Ausdrücke gebrauchen, wenn man nur nicht übersieht, daß die Urkraft nothwendig schwächer sein muß, als die entwickelte. In Betreff der ursprünglichen Kraft ist aber noch Folgendes wohl zu beherzigen.

Erstlich hört man oft sagen: diese oder jene Kraft „ist der Seele angeboren", und das klingt, als sei die Seele etwas von ihren Kräften Verschiedenes, als sei „Seele" und „Kraft der Seele" Zweierlei. So ist es nicht; beide Ausdrücke besagen Dasselbe, denn die psychischen (geistigen) Kräfte des Menschen machen zusammen seine Seele aus: sie besteht aus diesen Kräften. Mithin ist es zweitens falsch zu sagen: die Seele ist Eine Kraft, wie die

alte Psychologie annahm. Wäre diese Psychologie consequent gewesen, so hätte sie, was sie gleichwohl that, nicht lehren dürfen: die Seele besitzt eine angeborene Verstandeskraft, eine angeborene Urtheilskraft, eine angeborene Willenskraft ꝛc. als besondere Kräfte, denn damit ist der Einen Kraft offenbar widersprochen. Nun existiren solche Kräfte als *ursprüngliche* allerdings nicht, aber verschiedene Seelenvermögen sind sofort da. Jeder Sinn ist ja ein anderer, eine andere Kraft. Dazu kommt ein dritter sehr wichtiger Punkt. Was sich in der Seele entwickelt (Empfindungen, Begehrungen, Vorstellungen ꝛc.), existirt laut der Erfahrung *einzeln*; die Anschauung „roth" z. B. vermengt sich nie mit der Anschauung „schwarz", die Vorstellung des Runden nie mit der Vorstellung des Eckigen, die Empfindung des Süßen nie mit der Empfindung des Sauern oder Bittern ꝛc., was aber unvermeidlich sein würde, wenn die Reize der Außenwelt in einer einzigen Kraft zusammenträfen. Daraus folgt: es muß jeder verschiedene Eindruck von einem *einzelnen* Urvermögen aufgenommen und bewahrt werden, und jeder einzelne Sinn muß daher gleich Anfangs aus vielen *gesonderten* Vermögen bestehn. Daß diese elementaren Vermögen zugleich in der innigsten, unzertrennlichsten Verbindung existiren, lehrt die Erfahrung auf's unwidersprechlichste; die *Einheit*, von welcher man mit Recht bei der Seele redet, ist strengste *Verbundenheit* alles Einzelnen in ihr: zunächst zu bestimmten Sinnensystemen und dann dieser Systeme zum Seelenganzen.

Die Ausdrücke: *Kraft*, *Vermögen*, *Urvermögen* — müssen also bei wissenschaftlich eingehender Behandlung des Psychischen im Plural gebraucht werden. Denn die *einzelnen* Erscheinungen, die erklärt werden sollen, setzen durchaus *einzelne* Vermögen voraus. Das Folgende wird die nähern Beweise hierfür liefern. Der rechte Name für die Urvermögen wird nun, laut des Bisherigen, der Ausdruck: *geistig-sinnliche* Vermögen sein. „Sinnlich" sind sie zu nennen, inwiefern sie mit Hilfe der körperlichen Organe äußere Eindrücke aufnehmen, also für diese Reize *empfänglich* sind; „geistig" müssen sie heißen, weil sie ihrem Grundwesen nach *immateriell* sind und weil alles Höhere, das sich in der Seele entwickelt und dann das Geistige im *engern* Sinne des Worts ausmacht (s. §. 31), nur aus ihnen hervorgeht. An diesen

geistigen Charakter ist durchaus zu denken, auch wo wir sie schlechtweg Sinnesvermögen nennen. Wer blos an Sinnesorgane bei diesem Wort dächte, würde die Sache ganz falsch verstehn. Alle Seelenentwickelung beginnt mit der Thätigkeit dieser Vermögen.

§. 10.

Was die Fähigkeit der Urvermögen, äußere Reize aufzunehmen, betrifft, so nennen wir diese Fähigkeit kurzweg die Reizempfänglichkeit der Urvermögen, welche eine der Grundeigenschaften der Seele ist. Sie zeigt sich höchst mannichfaltig abgestuft, mögen wir nun einen und denselben Sinn in verschiedenen Menschen, oder die verschiedenen Sinne eines und desselben Menschen in Betracht ziehen. Es ist bekannt, daß nicht alle Menschen ein gleich scharfes Auge haben, ebenso wie die Feinheit des Gehörs bei verschiedenen Individuen differiren kann. Ferner haben Manche viel Reizempfänglichkeit im Geschmacksinn, Manche im Geruchssinn; sie schmecken die feinsten Eigenschaften der Speisen und Getränke heraus und unterscheiden Düfte der Blumen, die Anderen entgehen. Die Empfänglichkeit für die dem Tastsinn angehörigen Empfindungsqualitäten des Druckes und der Temperatur ist ebenfalls ungleich vertheilt (verschiedene Feinfühligkeit der Fingerspitzen ꝛc.), und schließlich liefert auch für die verschiedene Erregbarkeit des allgemeinen Empfindungssinnes die tägliche Erfahrung zahlreiche Beispiele. Denn Mancher hat einen leicht verstimmbaren Magen, ein Anderer ist für die Einflüsse eines nahenden Gewitters ausnehmend empfänglich ꝛc. — Worauf die mangelhafte Fähigkeit einzelner Individuen zur Vollziehung gewisser Sinnesauffassungen, z. B. im Bereich der Farben und Töne, beruht, ist zur Zeit noch großentheils unbekannt; für das Auge nimmt man farbenempfindende (d. h. für gewisse Aetherschwingungen empfängliche) Nervenelemente an, aus deren Anomalie man die Störungen des Farbensinnes (Rothblindheit ꝛc.) erklärt. Jedenfalls hat bei allen diesen Verschiedenheiten der Sinne die größere oder geringere Vollkommenheit der körperlichen Organe bedeutenden Einfluß, aber der Hauptgrund davon liegt in den psychischen Urvermögen.

Im Thierreiche kommt die Reizempfänglichkeit der Sinnesvermögen bekanntlich nicht minder als eine sehr verschiedene vor, ja

in vielen Thierarten hat der eine oder der andere Sinn eine außerordentliche Feinheit, während die übrigen hinter demselben wesentlich zurückstehen. Im Gegensatze hierzu zeigen im Menschen alle Sinne, namentlich die höheren, trotz der oben angeführten Differenzen eine weit ebenmäßigere Entwickelung.

§. 11.

Aber nicht blos aufnehmend sind die Urvermögen, sondern auch das Aufgenommene *festhaltend*, und zwar wiederum in ganz verschiedenen Graden. Dies zeigt sich darin, daß man sich die Reize und somit die entsprechenden Gegenstände, nachdem man längere oder kürzere Zeit nicht mehr an sie gedacht hat, rein von innen her wiederum vergegenwärtigen kann, nur daß dies nicht mit der Frische möglich ist, wie im unmittelbaren Moment des Auffassens. Während aber Manches sich ganz gut erhalten zeigt, will Anderes wenig oder gar nicht von Neuem aufleben, es scheint entschwunden; und wie es Menschen giebt, denen Nichts zu entfallen scheint, so giebt es andere, in deren Seelen Alles mangelhaft fortdauert. Es fragt sich nun, was ist die Ursache davon? Erstlich steht fest, daß die Vermögen selbst nicht entschwinden können, sonst zerbröckelte ja die Seele und alle Sinnesthätigkeit hörte auf; was entschwindet, können eben nur die aufgenommenen Reize sein, so weit sie nicht vollkommen *angeeignet* worden sind. Die Art der Aneignung hängt nun zum Theil von der Reizempfänglichkeit der Urvermögen ab; ist diese Empfänglichkeit gering, so ist es natürlich, daß keine innige Verschmelzung zwischen Reiz und Vermögen stattfinden kann; zum Theil kann aber auch der Reiz selber seine geringe Aneignung verursachen, weil er *zu matt* oder *zu flüchtig* einwirkte; denn die Erfahrung lehrt, daß er nur dann gut festgehalten wird, wenn seine Einwirkung das Vermögen nachdrücklich und stätig genug erregte. Der Hauptgrund aber für die Fortdauer des Gesehenen, Gehörten oder sonst Aufgefaßten liegt in den Urvermögen selbst. Sind diese mit hoher *Festhaltungsfähigkeit* begabt, d. h. sind sie *energische, kräftige* Vermögen (*starke* „Kräfte"), so zeigt sich das Aufgenommene in der Regel gut erhalten, sind sie von Natur *schwachkräftig*, so geht es theilweise, wo nicht ganz wieder verloren.

Wir haben also hier eine zweite Eigenschaft der psychischen Elementar- oder Urvermögen vor uns, und wir bezeichnen sie kurz mit dem Worte *Kräftigkeit*. Auf ihr beruht größtentheils das, was die gemeinübliche Sprache *Gedächtniß* nennt. Das Gedächtniß ist ein gutes, langes, treues ꝛc., wenn jene Eigenschaft eine vollkommene ist; es ist ein schwaches, schlechtes ꝛc., wenn die Urvermögen selber schwach kraftlos sind. Daher müssen wir eigentlich den Plural: die Gedächtnisse — setzen, und nur in abstracter Zusammenfassung derselben kann von *Einem* Gedächtniß die Rede sein. Es giebt allerdings ein Gedächtniß, daß nicht zuoberst in den Sinnes- oder Urvermögen begründet ist, wie wir später sehn werden; aber alles von außen her Stammende müssen wir mit diesen Vermögen festhalten, und wir erwerben hierzu täglich neue durch einen Vorgang (Proceß), der sich uns später darstellen wird.

Das Folgende wird uns überdies lehren, wodurch die Anfangs unbewußten Vermögen zum Bewußtsein gelangen, und was ihnen dieses Bewußtsein zeitweise entzieht und dann wiedergiebt. Alles nun, was „im Gedächtniß" fortdauert, dauert bekanntlich *unbewußt* fort, und die neue Psychologie nennt es in diesem Zustande *Spur*. Jede solche Spur ist, laut alles bisher Gesagten, *zweielementig*; der Reiz allein ist nie eine Spur, denn er kann nicht für sich allein in der Seele fortdauern, sondern Spur ist ein Urvermögen in seiner Verbindung mit dem aufgenommenen und festgehaltenen Reize, oder, wie wir auch sagen können: *Spuren sind die durch Reiz ausgebildeten Urvermögen in ihrer* **unbewußten** *Fortdauer*. Sonach wird es auf die Beschaffenheit dieser Spuren ankommen, ob sich das Gedächtniß als ein gutes oder mangelhaftes erweist, wie ferner von selbst einleuchtet, daß auch die Erinnerung wesentlich durch diese Spuren bedingt ist und ohne sie unmöglich sein würde. Vergl. §. 7. — Ob es außer diesen „sinnlichen" oder Erstlingsspuren noch andere höherer Art giebt, wird das Folgende kund machen.

§. 12.

Also auch die *Kräftigkeit* oder Festhaltungsfähigkeit der Urvermögen ist bei verschiedenen Menschen verschieden. Es fragt sich nun: wie steht es in dieser Hinsicht bei einem und demselben Indi-

viduum mit den verschiedenen Systemen der Urvermögen, d. i. mit den verschiedenen Sinnen? Bekanntlich theilt man die menschlichen Sinne in höhere und niedere ein, und rechnet zu jenen den Gesichts- und Gehörsinn, zu diesen den Geschmacks-, Geruchs- und den allgemeinen Empfindungssinn. Wohin man den Tastsinn rechnen solle, darüber kann man ungewiß sein; bei den Blinden, namentlich den Blindgeborenen zeigt er sich entschieden nicht als ein niederer. Worauf gründet sich nun jene Eintheilung? Von jeher hat man beobachtet, daß sich der Mensch im Bereiche des Sichtbaren und Hörbaren höher und vollkommener entwickelt, als im Gebiete dessen, was auf die niederen Sinne einwirkt. Zeigen doch schon die verschiedenen Sprachen, daß wir uns durch das, was wir schmecken, riechen und durch den allgemeinen Empfindungssinn auffassen, wenig ausbilden; denn außer den Wörtern: süß, sauer, bitter, laugenhaft, salzig, fettig, würzig, modrig, dumpfig, schwül, erfrischend, erquickend, ekelhaft — wird es kaum noch viel eigenthümliche Bezeichnungen der durch die niedern Sinne wahrnehmbaren Qualitäten geben. Wie dagegen das Sicht- und Hörbare nicht nur an sich die größte Mannigfaltigkeit hat, sondern sich auch sehr verschieden verbinden läßt, so sind die Begriffe, Urtheile und Schlüsse, die wir dadurch gewinnen, fast zahllos, was zur nothwendigen Folge hat, daß auch der Wortreichthum aller Sprachen hier sehr groß ist. Gleichwohl ist nicht zu leugnen, daß die Qualitäten der Dinge, welche auf die niederen Sinne einwirken, ebenfalls sehr mannigfaltig sind, warum also bleibt unsre Entwickelung in Bezug auf sie eine so dürftige? Weil die niederen Sinne das Aufgefaßte nur mangelhaft, zum Theil fast gar nicht festhalten; es fehlt ihnen dazu das nöthige Maß der Kräftigkeit. An ein gesehenes Bild, an ein gehörtes Wort ꝛc. erinnern wir uns beinahe so deutlich, als hätten wir Beides vor Augen und Ohren; wer aber kann sich den Melonengeschmack, den Veilchenduft so vergegenwärtigen, als empfände er diese Eindrücke auf der Zunge oder innerhalb der Nase? Was nun nicht festgehalten wird, kann auch innerlich nicht weiter verarbeitet werden, und so begreift sich, warum vorzugsweise der Gesichts- und Gehörsinn, als die beiden kräftigsten, unsre Seelenentwickelung begründen. Die meiste Kräftigkeit wohnt offenbar in den Sehvermögen; die Hörvermögen stehn

ihnen hierin nahe, aber nicht ganz gleich, denn ein fremdes Wort vergessen wir leichter, als eine fremde Gestalt ꝛc. Der Tastsinn besitzt ebenfalls eine bedeutende Kräftigkeit, weshalb namentlich die Blindgeborenen durch denselben viele Kenntnisse erwerben und dauernd festhalten, während ihn die Sehenden gewöhnlich vernachlässigen. — Noch beachte man Folgendes. Schon das kleine Kind will die Uhr, die es schlagen hört, auch sehen, es wendet sich mit den Augen zu ihr hin; und wer möchte den Redner, den er sprechen hört, nicht sehen? Nur das Gesehene also befriedigt uns ganz, und wir suchen daher das, was wir durch die übrigen Sinne wahrnehmen, immer auch in den Bereich des Gesichtssinnes zu bringen — ein deutlicher Beweis, daß seine Wahrnehmungen die vollkommensten sind. Er bildet die kräftigsten Spuren und hierdurch wird er zum Centralsinn für die übrigen Sinne, die sich alle an ihn anlehnen.

Demnach folgt: Obgleich die Kräftigkeit der Sinnesvermögen bei A, B, C ꝛc. im Ganzen größer sein kann, als bei D, E, F ꝛc., so hat sie doch bei allen geistig gesunden Menschen die nämliche Abstufung. Am kräftigsten sind bei Allen die beiden höheren Sinne: Gesicht und Gehör; dann folgt in dieser Beziehung der Tastsinn, der sich bei den Sehenden nur deshalb wie ein niederer verhält, weil sie ihn wenig gebrauchen und ausbilden. Entschieden schwächer zeigt sich dann der Geschmacks-, noch schwächer der Geruchs- und der Vitalsinn, welcher letztere bei Jedermann der kraftloseste ist. — Die Blödsinnigen, wenn sie es von Geburt sind, leiden, richtig gesagt, an einer Seelenunvollkommenheit, nicht an einer Seelenkrankheit, die nur bei früher Seelengesunden eintreten kann. Der angeborene Blödsinn besteht nämlich, abgesehen von den physischen Verhältnissen, in einer großen Schwäche der Seh- und Hörvermögen, so daß dieselben Nichts ordentlich festhalten, obgleich ihre Reizempfänglichkeit gewöhnlich wie bei Gesunden vorhanden ist. Man kann also bei solchen Menschen von höheren Sinnen gar nicht reden.

Die Thiere, auch die edleren, besitzen in keinem ihrer Sinne die menschliche Kräftigkeit; ihre Seelenvermögen sind allesammt niedere, denn sie bewahren das Gesehene und Gehörte höchstens so, wie der Mensch das Geschmeckte und Gerochene festhält, und

daher sind Thier- und Menschenseele schon von Haus aus völlig verschieden. Daß manche Thiere reizempfänglichere Sinne besitzen, als der Mensch, kann ihnen wenig nützen, da alle Fortbildung Kräftigkeit voraussetzt. —

§. 13.

Außer der Reizempfänglichkeit und Kräftigkeit besitzen die Sinnesvermögen noch eine dritte Eigenschaft, die sich in den verschiedenen Graden der Schnelligkeit offenbart, womit sie die äußern Reize auffangen und aneignen. Es ist das die Folge des ihnen angeborenen Strebens; denn alles Lebende strebt, und die Seele ist ja nichts Todtes oder Mechanisches, sie ist ein Wesen, dessen Kräfte ein noch weit höheres Leben haben, als die Kräfte des Leibes. Hält man einem nicht mehr ganz kleinen Kinde (und bei jedem Erwachsenen kann man dieselbe Erfahrung machen) die Augen oder Ohren zu, so wird es die Hände bald wegschieben, denn seine Sinne wollen thätig sein; sie streben nach den Reizen, die sie zu ihrer Entwickelung, gleichsam zu ihrer Ernährung bedürfen, und für welche daher auch der Schöpfer gesorgt hat. Wenn wir daher von der Lebendigkeit der psychischen Urvermögen sprechen, so meinen wir das mehr oder minder rasche Streben, das ihnen anerschaffen ist. In dieser Beziehung theilt man die Menschen in Sanguiniker und Phlegmatiker ein — eine Unterscheidung, bei welcher freilich nicht blos das receptive, sondern auch das motorische Leben nach seinem verschiedenen Tempo in Betracht kommt. Wie es Menschen giebt, in welchen Alles, wie man sagt, Leben ist, so finden sich andere, deren Sinnesauffassungen und innere Regungen mit einer gewissen Langsamkeit erfolgen. Wie schnell sieht Mancher z. B. beim Lesen! Seine Augen fassen die Buchstaben mit Blitzesschnelligkeit auf, indeß ein Anderer hierbei längere Zeit braucht, auch wenn es ihm nicht an vorgängiger Uebung gefehlt hat. Eben so hören Manche sehr schnell, Andere offenbar langsamer; doch dürfte wohl unbestreitbar sein, daß bei allen Menschen der Gehörsinn der schnellste ist. Die flüchtigsten Töne der Musik vernimmt auch das langsame Ohr, falls es nicht ganz ungeübt ist, und so schnell die Laute in den Sylben und Wörtern auf einander folgen, sie werden in der Regel alle aufgefaßt. Der

ihnen hierin nahe, aber nicht ganz gleich, denn ein fremdes Wort vergeſſen wir leichter, als eine fremde Geſtalt ꝛc. Der Taſtſinn beſitzt ebenfalls eine bedeutende Kräftigkeit, weshalb namentlich die Blindgeborenen durch denſelben viele Kenntniſſe erwerben und dauernd feſthalten, während ihn die Sehenden gewöhnlich vernachläſſigen. — Noch beachte man Folgendes. Schon das kleine Kind will die Uhr, die es ſchlagen hört, auch ſehen, es wendet ſich mit den Augen zu ihr hin; und wer möchte den Redner, den er ſprechen hört, *nicht* ſehen? Nur das Geſehene alſo befriedigt uns ganz, und wir ſuchen daher das, was wir durch die übrigen Sinne wahrnehmen, immer auch in den Bereich des Geſichtsſinnes zu bringen — ein deutlicher Beweis, daß ſeine Wahrnehmungen die vollkommenſten ſind. Er bildet die kräftigſten Spuren und hierdurch wird er zum *Centralſinn* für die übrigen Sinne, die ſich alle an ihn anlehnen.

Demnach folgt: Obgleich die Kräftigkeit der Sinnesvermögen bei A, B, C ꝛc. im *Ganzen* größer ſein kann, als bei D, E, F ꝛc., ſo hat ſie doch bei allen *geiſtig geſunden* Menſchen die *nämliche Abſtufung*. Am kräftigſten ſind bei Allen die beiden höheren Sinne: Geſicht und Gehör; dann folgt in dieſer Beziehung der Taſtſinn, der ſich bei den Sehenden nur deshalb wie ein niederer verhält, weil ſie ihn wenig gebrauchen und ausbilden. Entſchieden ſchwächer zeigt ſich dann der Geſchmacks-, noch ſchwächer der Geruchs- und der Vitalſinn, welcher letztere bei Jedermann der kraftloſeſte iſt. — Die Blödſinnigen, wenn ſie es von Geburt ſind, leiden, richtig geſagt, an einer *Seelenunvollkommenheit*, nicht an einer Seelenkrankheit, die nur bei früher Seelengeſunden eintreten kann. Der *angeborene* Blödſinn beſteht nämlich, abgeſehen von den phyſiſchen Verhältniſſen, in einer großen Schwäche der Seh- und Hörvermögen, ſo daß dieſelben Nichts ordentlich feſthalten, obgleich ihre Reizempfänglichkeit gewöhnlich wie bei Geſunden vorhanden iſt. Man kann alſo bei ſolchen Menſchen von höheren Sinnen gar nicht reden.

Die Thiere, auch die edleren, beſitzen in keinem ihrer Sinne die *menſchliche* Kräftigkeit; ihre Seelenvermögen ſind alleſammt *niedere*, denn ſie bewahren das Geſehene und Gehörte höchſtens ſo, wie der Menſch das Geſchmeckte und Gerochene feſthält, und

daher ſind Thier- und Menſchenſeele ſchon von Haus aus völlig verſchieden. Daß manche Thiere reizempfänglichere Sinne beſitzen, als der Menſch, kann ihnen wenig nützen, da alle Fortbildung Kräftigkeit vorausſetzt. —

§. 13.

Außer der Reizempfänglichkeit und Kräftigkeit beſitzen die Sinnesvermögen noch eine dritte Eigenſchaft, die ſich in den verſchiedenen Graden der Schnelligkeit offenbart, womit ſie die äußern Reize auffangen und aneignen. Es iſt das die Folge des ihnen angeborenen Strebens; denn alles Lebende ſtrebt, und die Seele iſt ja nichts Todtes oder Mechaniſches, ſie iſt ein Weſen, deſſen Kräfte ein noch weit höheres Leben haben, als die Kräfte des Leibes. Hält man einem nicht mehr ganz kleinen Kinde (und bei jedem Erwachſenen kann man dieſelbe Erfahrung machen) die Augen oder Ohren zu, ſo wird es die Hände bald wegſchieben, denn ſeine Sinne wollen thätig ſein; ſie ſtreben nach den Reizen, die ſie zu ihrer Entwickelung, gleichſam zu ihrer Ernährung bedürfen, und für welche daher auch der Schöpfer geſorgt hat. Wenn wir daher von der Lebendigkeit der pſychiſchen Urvermögen ſprechen, ſo meinen wir das mehr oder minder raſche Streben, das ihnen anerſchaffen iſt. In dieſer Beziehung theilt man die Menſchen in Sanguiniker und Phlegmatiker ein — eine Unterſcheidung, bei welcher freilich nicht blos das receptive, ſondern auch das motoriſche Leben nach ſeinem verſchiedenen Tempo in Betracht kommt. Wie es Menſchen giebt, in welchen Alles, wie man ſagt, Leben iſt, ſo finden ſich andere, deren Sinnesauffaſſungen und innere Regungen mit einer gewiſſen Langſamkeit erfolgen. Wie ſchnell ſieht Mancher z. B. beim Leſen! Seine Augen faſſen die Buchſtaben mit Blitzesſchnelligkeit auf, indeß ein Anderer hierbei längere Zeit braucht, auch wenn es ihm nicht an vorgängiger Uebung gefehlt hat. Eben ſo hören Manche ſehr ſchnell, Andere offenbar langſamer; doch dürfte wohl unbeſtreitbar ſein, daß bei allen Menſchen der Gehörſinn der ſchnellſte iſt. Die flüchtigſten Töne der Muſik vernimmt auch das langſame Ohr, falls es nicht ganz ungeübt iſt, und ſo ſchnell die Laute in den Sylben und Wörtern auf einander folgen, ſie werden in der Regel alle aufgefaßt. Der

Tastsinn steht auch bezüglich seiner Lebendigkeit den beiden höchsten Sinnen am nächsten. Bei den Geschmacks-, Geruchs- und Vitalauffassungen kommen große Unterschiede in der Lebendigkeit weniger vor, wie es denn überhaupt unmöglich sein möchte, schnell hinter einander erfolgende Eindrücke verschiedener Art in den niederen Sinnen genau aufzufassen und zu unterscheiden. Die Vermögen derselben sind augenscheinlich bei allen Menschen trägerer Natur.

Jetzt frage man sich, ob man die Seele bei der Geburt des Menschen eine völlig leere nennen könne. Sie hat da allerdings noch Nichts von außen aufgenommen und jedenfalls ist sie daher als eine gegenständlich oder objectiv leere zur Welt gekommen. Aber als eine „tabula rasa" (leere Tafel) ist sie gewiß nicht zu bezeichnen. Die angeborenen Eigenschaften der Reizempfänglichkeit, Kräftigkeit und Lebendigkeit sind ein sehr bedeutsamer subjectiver Inhalt, der bei Allem mitwirkt, was ihr von außen her zu Theil wird. Man denke sich nur zwei Menschen neben einander, von welchen der eine die genannten Ureigenschaften in hohem, der andere in geringerem Grade besitzt, welchen weitgreifenden Einfluß muß das auf ihre Entwickelung ausüben! Bei stumpfer Reizempfänglichkeit wird wenig aufgenommen, bei geringer Kräftigkeit geht des Aufgefaßten viel verloren, und bei Mangel an Lebendigkeit eilt nicht nur das Flüchtige unaufgenommen vorüber, sondern auch die Verarbeitung und Fortbildung des Aufgefaßten bleibt eine sehr langsame. Der Eine wird also ganz anders fortschreiten, als der Andere, der Begabtere sich höher entwickeln, als der minder Begabte; denn was wir Anlagen, Begabung nennen, besteht in dem Naturgeschenk jener Ureigenschaften, nicht in einer besonderen Art von Kräften. Anfangs sind diese Anlagen kaum zu bemerken, aber sie sind da, und da sie sich Allem aufprägen, was in der Seele wird, so müssen die objectiv gleichen Producte einen immer mehr wachsenden subjectiven Unterschied bei den verschiedenen Menschen annehmen, welcher der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit jener innern Factoren entspricht. — Weiter unten werden wir finden, daß die Urvermögen, welche die Seele täglich als neue gewinnt, ganz in dem Charakter der ersten auftreten.

§. 14.

In der menschlichen Seele giebt es nicht bloß Kräfte mit Eigenschaften, sondern auch Gesetze. Drei dieser Gesetze sind uns im Vorigen bereits stillschweigend begegnet. Es sind die Gesetze der Reizaneignung, der Spurenfortdauer und des Reizentschwindens. — Unter einem Naturgesetz versteht man nämlich ein solches Geschehn, einen solchen Vorgang (Proceß), welcher sich, er mag eintreten, wann und so oft er will, ohne Ausnahme gleich bleibt. Vorgehn, geschehen kann aber nur etwas, wo Kräfte sind, welche wirken; wirken sie stets auf die nämliche Weise, so wirken sie regelmäßig, und diese Regelmäßigkeit nennt man ihr (anerschaffenes) Gesetz. So bewegt sich z. B. der Ziegel, wenn er vom Dache getrennt wird, nie nach oben, sondern stets nach unten, und man sagt nun: er gehorcht dem Gesetz des Falles. Solche Gesetze herrschen, wie in der Außenwelt, so auch in der Seele, und sie sind hier geistige Gesetze. Wo sie gestört werden, tritt Wahnsinn oder sonstige Seelenkrankheit ein.

Daß also die Urvermögen, um sich zu entwickeln, zunächst äußere Reize von den Gegenständen her aufnehmen und aneignen, ist ein ihnen angeborenes Grundgesetz (sie sind der Reize bedürftig). Daß sie die so gewonnene Entwickelung auch im unbewußten Zustande bewahren, d. h. als Spuren fortdauern, ist ein zweites Grundgesetz derselben, und daß der aufgenommene Reiz ihnen nicht vollständig verbleibt, sondern immer ein Theil desselben (der nicht fest angeeignete) wieder entschwindet, ist nicht minder ein in ihrem Wesen begründetes drittes Gesetz. Letzteres werden wir im Folgenden unter einem anderen Namen genauer kennen lernen (§. 22). Ein viertes Grundgesetz, das sich, so weit es schon im Bereiche der Sinne waltet, den drei genannten nahe anschließt, ist das Gesetz der gegenseitigen Anziehung des Gleichartigen. Wir bemerken darüber vor der Hand Folgendes.

Man nenne einem Deutschen, der nicht Lateinisch kann, das Wort imperator, und es wird ihm Nichts dabei einfallen. Man nenne ihm aber das Wort Kaiser, und er wird sagen: das kenne ich, es ist der Titel gewisser Regenten. — Ganz natürlich! Denn er trägt Spuren von den Lauten, die in diesem Worte liegen, in

seiner Seele, weil er es früher oft gehört hat. Jetzt vernahm er diese Laute wieder und diese wurden von den gleichartigen Spuren, und von keinen andern, angezogen; diese Spuren wurden dadurch erregt, und so erkannte er das Wort auf der Stelle. — Wir sind an dergleichen Erscheinungen so sehr gewöhnt, daß wir nicht mehr fragen: wie geht es dabei zu? Höchstens spricht man: die Erinnerungskraft hat hier gewirkt. Aber diese Erinnerungskraft konnte, wenn sie vorhanden wäre, hundert andere Wörter in's Bewußtsein rufen, denn jeder Erwachsene trägt ja einen großen Reichthum an sehr verschiedenen Wörtern in sich. Warum geschah das nun nicht? Mit den Vorstellungen von Sachen, die wir gesehen, geht es ähnlich. Sehe ich jetzt ein neues Haus, so könnte mir die angebliche Erinnerungskraft ganz fremdartige Vorstellungen dazu erwecken, z. B. Fisch, Citrone, Baum ꝛc., denn ich trage dieselben wie tausend andere in mir. Aber nur die Vorstellung Haus wird wach, weil die Lichtreize, die jetzt von dem Hause her auf meinen Gesichtssinn einwirken, im Ganzen dieselben sind, wie bei früher gesehenen Häusern. Es müßte also das Ungleichartige sich gegenseitig anziehn und erregen, wenn mir fremdartige Spuren jetzt bewußt werden sollten. Das geschieht nicht, so lange das Gesetz der gegenseitigen Anziehung des Gleichartigen ohne Störung bleibt. Dasselbe wirkt sicher, und die Reize brauchen daher keine Marschroute zu bekommen, um bei der rechten Behörde in der Seele anzulangen. Eine besondere Erinnerungskraft müßte Alles confus erregen, wenn sie krank geworden ist, nicht bloß Einzelnes, wie es z. B. bei Wahnsinnigen vorkommt, denen die Anschauung ihrer Beine die Vorstellung Glas erweckt, und die sich daher einbilden, ihre Beine seien von Glas, während sie über alles Andere ganz vernünftig urtheilen.

Manchmal aber erregen die Reize doch falsche Spuren, ohne daß man geisteskrank ist, z. B. wenn man einen Fremden als einen Bekannten begrüßt, weil man ihn im Augenblick dafür ansieht. Allein es behauptet Niemand, daß nur das streng Gleiche sich gegenseitig anziehe, sondern schon das Gleichartige thut es, folglich auch das Aehnliche. Daher die bekannten Redensarten: das fühlt sich an wie Seide; das klingt wie Weinen; das schmeckt wie Essig; das riecht wie Honig ꝛc. Dinge, die man zum ersten

Mal sieht, Wörter, die man zum ersten Mal hört ꝛc., nennen wir fremd; sie lassen uns völlig im Ungewissen, im Dunkeln, weil die neue Wahrnehmung keine entsprechenden Spuren in uns vorfindet. Genug: schon im Bereiche der Urvermögen herrscht das Gesetz: das Gleichartige zieht einander an.

§. 15.

Von den noch unentwickelten Urvermögen, die wir in uns tragen, haben wir Alle kein Bewußtsein; wir gleichen in dieser Beziehung ganz dem neugeborenen Kinde, dessen Seele noch durch und durch bewußtlos ist. Auch die Spuren sind als solche unbewußt, aber nicht bewußtlos, d. i. leer an Bewußtsein. Das Bewußtsein, das sie als bereits entwickeltes in sich tragen, schweigt, pausirt nur, so lange sie unerregt sind. Es lebt sofort auf, sobald sie erregt werden: es reproducirt sich, wie man sagt. In den Urvermögen muß sich das Bewußtsein erst erzeugen, um dann auch im unerregten, gleichsam gebundenen Zustande fortdauern zu können. Wenn man sagt: die Spuren reproduciren sich, so sind also damit die entwickelten Vermögen gemeint, inwiefern sie von Neuem bewußt werden. Die Erzeugung des Bewußtseins ist daher ein ganz anderer Vorgang, als die Reproduction desselben oder der Spuren, wie auch das Anwachsen des Bewußtseins zu größerer Stärke ein anderes Geschehen ist. Es fragt sich nun: was hat es mit der Erzeugung und der Verstärkung des Bewußtseins für eine Bewandtniß? und wodurch wird das entstandene zeitweilig zum Pausiren gebracht?

In der ganzen Natur wird bekanntlich nie Etwas aus Nichts, und auch in der Seele kann es nicht anders sein. Brächte daher die menschliche Seele nicht schon den Keim, die Anlage zur Entstehung des Bewußtseins bei der Geburt mit, wie könnte sich's entwickeln? Den äußern Reizen kann sie es nicht zu verdanken haben, denn diese bringen entschieden kein Bewußtsein mit; die Erfahrung lehrt aber: Urvermögen und Reize, beide für sich selber unbewußt, geben in ihrer Vereinigung Bewußtsein; so lautet das hier waltende Seelengesetz. Wenn jedoch der eigentliche Grund hiervon nur in der Seele liegen kann, worin

besteht er? Wodurch ferner wird das Bewußtsein stärker und stärker? — Man erwäge folgende Beispiele.

Als wir zum ersten Mal in die Schule gingen, besaßen wir von den Buchstaben kein Bewußtsein. Der Lehrer ließ uns aber z. B. den Buchstaben A anschauen; ein einzelnes Sehvermögen nahm den vom A ausgehenden Lichtreiz auf und verband denselben mit sich; so entstand uns die erste Spur von der Gestalt dieses Buchstabens. Wir wußten nun, wie das A aussieht, aber wir wußten es äußerst dunkel. Am nächsten Tage (überhaupt das nächste Mal) wurde diese Auffassung wiederholt und dadurch ein anderes einzelnes Sehvermögen ausgebildet. Die Spur von der vorigen Auffassung wurde als gleichartige miterregt; wir besaßen nun zwei vereinigte Spuren, von denen jede nur ein ganz schwaches Bewußtsein enthielt, aber wir bemerkten schon ein wenig, daß uns das A jetzt deutlicher erkennbar war, als früher. Die dritte Auffassung bildete ein drittes besonderes Sehvermögen aus; zu der neuen Spur, die wir so abermals gewannen, gesellten sich die beiden vorigen, und so ist es fortgegangen, bis uns das A seiner Gestalt nach mit vollem Bewußtsein in der Seele stand. Wie viele Spuren hierzu erforderlich waren, kann Niemand sagen, aber man rechne zurück und man wird finden, daß sie bei den meisten Gebilden in die Hunderte, ja wohl in die Tausende gehn. Von den übrigen Buchstaben mußten wir auf gleiche Weise besondere Spuren erwerben und nur mit deren Vermehrung verstärkte sich das Bewußtsein für dieselben. Wären die Spuren nicht nach ihrer Gleichartigkeit zusammengeflossen, sondern z. B. die von J mit den Spuren von M, welche Verwirrung würde das gegeben haben! Glücklicher Weise entgingen wir solchem Nachtheil durch das uns schon bekannte Gesetz, welches zugleich erklärt, warum uns das Zusammengesetzte als einfach vorkommt. Kann sich das zur innigsten Einheit Verschmolzene unmittelbar als ein Mehrfaches kund geben? Aber das Stärkerwerden der Seelengebilde setzt eine Vermehrung ihrer Elemente voraus, denn aus Nichts wird Nichts. Als wir singen lernten, wurden alle einzelnen Töne auf die nämliche Weise gesondert erworben, wenn sie auch, wie meistentheils, sich sehr bald zu ganzen Melodieen verbanden; aber die Spuren entwickelten sich hier im Gehörsinn, folglich in Vermögen

ganz anderer Art. Gleiches gilt vom Klange der Buchstaben, und wir haben daher in der Leselehrstunde immer zweierlei Spuren von jedem Buchstaben gleichzeitig erworben, denn der Lehrer brachte uns ja auch den Laut desselben zu Gehör.

Daß wir schon von andern Dingen Bewußtsein besaßen, als wir anfingen in die Schule zu gehn, nützte uns für die Buchstaben Nichts, wir mußten für dieselben das Bewußtsein von vorn an gewinnen. Woraus entstand es nun? Welches war der Keim in der Seele, aus welchem es sich hervorbildete? Lediglich die angeborene Kräftigkeit der Sinnesvermögen. Je größer diese, desto mehr führt sie zu klarem Bewußtsein. Das hat sich uns schon im Vorigen mehrfach herausgestellt; der Unterricht bestätiget es am vollsten. Wie schwer hält es bei Seelen mit schwachen Urvermögen (bei den sogenannten „Schwachköpfen"), klares Bewußtsein zu erzeugen! Sie halten die Eindrücke wenig fest, darum müssen sie mit dem, was sie für den Augenblick bewußt vorstellen, immer wieder von vorn anfangen. Noch deutlicher zeigt sich das an den Thieren, denen ja (selbst den edleren) die menschliche Kräftigkeit durchaus fehlt. Sie werden sich daher wohl der augenblicklichen Eindrücke bewußt, bringen es aber zu keinem wachsenden, dauerhaften und klaren Bewußtsein. Es entstehn ihnen nur mangelhafte oder gar keine Spuren, weil das Aufgefaßte meist gänzlich entschwindet. Nur kräftige Vermögen, welche den Reiz gut festhalten, bewahren sich die bestimmte Bewußtseinsentwickelung, die als fertiges Bewußtsein auftritt, wenn sie (als Spuren) zu neuer Erregung gelangen. Was wir pausirendes Bewußtsein nennen, ist Fortdauer der speciellen Entwickelung der Vermögen, so daß sie, auch wenn sie mit dem Verlust der jetzigen Erregung wieder unbewußt werden, doch die erlangte (gegenständliche) Ausbildung damit nicht einbüßen. Die niederen Sinne des Menschen sind zur Festhaltung solcher Ausbildung ebenfalls ziemlich unfähig, und pausirendes Bewußtsein gewinnen daher auch sie wenig oder gar nicht. Wohl entsteht bei starken Eindrücken oft sehr lebhaftes Bewußtsein in ihnen, wie namentlich der Schmerz beweist, der damit gern verbunden ist; aber erhält sich dieses Bewußtsein so, daß wir es später erneuern könnten, wie uns solches in den höheren Sinnen möglich ist? Wir wissen recht wohl, wie

erlittene Schläge uns weh thaten, aber wir verdanken dieses Wissen mehr den Bewußtseinsakten, die gleichzeitig in den höheren Sinnen erregt waren; in den niederen kehrt die Schmerzempfindung (glücklicher Weise!) nicht von fern in der frühern Stärke zurück. Genug: das Bewußtsein einzelner Gebilde erlischt zeitweilig, weil es sich nur so lange behaupten kann, als die Vermögen erregt sind. Mit dem Abbrechen des Reizes hört diese Erregung auf; das entwickelte Vermögen wird zum unbewußten, nicht aber zum bewußtlosen in der Art, wie es vor der Entwickelung war. Bei erneuerter Erregung tritt es so weit als ein vervollkommnetes auf, als es die erlangte Ausbildung sich bewahren konnte.

In der Bewußtseinsfähigkeit wurzelt übrigens zugleich die Geistigkeit, denn man schreibt nur denjenigen Seelen Geist im eigentlichen Sinne dieses Wortes zu, in denen sich klares Bewußtsein entwickelt und behauptet. Hieraus folgt, daß die Seelen der Thiere durchaus als ungeistige zu bezeichnen sind, und auch die Seele des Menschen ragt mit ihren niederen Systemen nicht in das Gebiet reiner Geistigkeit hinauf.

Die Erfahrung lehrt also augenscheinlich: das Bewußtsein entsteht, wenn die Urvermögen Reize mit sich vereinigen, und je inniger und dauerhafter diese Elemente mit einander verschmelzen, desto vollkommener entsteht es. Der tiefste Grund von den theils stärkern, theils schwächern Bewußtseinserscheinungen liegt jedoch in den Urvermögen. Anfänglich bilden sich noch keine bestimmten Sinneswahrnehmungen, sondern nur Sinnesempfindungen aus, d. h. solche Akte, deren Bewußtsein nur ein schwaches, dunkles ist. Erhalten sich diese Akte vollkommen als Spuren, so wächst das Bewußtsein des so entstehenden Gebildes zu immer größerer Stärke an, denn die gleichartigen Spuren fließen zusammen. Die Empfindung wird dann allmälig zur deutlichen Wahrnehmung oder zu dem, was man mit einem allgemeineren Ausdruck Vorstellung nennt. Der Gegenstand, von welchem die Reize ausgingen, stellt sich dann von Neuem gleichsam vor uns hin, auch wenn wir die Anschauung von ihm nur rein innerlich zurückrufen, und aus dieser Thatsache ist das Wort Vorstellung entstanden. Daß übrigens auch auf das Maß (die rechte Stärke) des Reizes

viel ankommt, wenn das Bewußtsein sich gut erzeugen und erhalten soll, wird im Folgenden zu Tage treten.

§. 16.

Der vorige Paragraph hat die Entstehung und Verstärkung des Bewußtseins geschildert, wie sie bei nicht mehr ganz kleinen Kindern und bei Erwachsenen thatsächlich statt findet. Es fragt sich nun: verhält es sich damit von Geburt an so, also schon in jener Zeit, wo keine Beobachtungen der geschilderten Art möglich sind? Es muß sich so verhalten, weil zu keiner Zeit neue Gesetze in die Seele eintreten. Die Sinnesvermögen sind sofort da, und die neuen, die sich täglich der Seele anbilden, sind von derselben Beschaffenheit. Daher gestalten sich schon die ersten Vermögen, auf welche die Reize eingewirkt haben, in derselben Weise zu Spuren, wie es die späteren thun, und nur der Umstand, daß die Vielfachheit der Spuren noch fehlt, ist Ursache, daß Anfangs kein Bewußtsein bemerkt wird. Afficirt wird allerdings die psychische Substanz von Anfang an, was sich namentlich durch Schmerzäußerungen (Schreien) in Folge heftiger Eindrücke zu erkennen giebt. Zum Wissen reicht eine solche Art der Erregung natürlich nicht aus; da aber überhaupt jede Art der Sinneserregung zu einem um so stärkeren Bewußtsein führt, je öfter sie sich wiederholt: so müssen wir annehmen, daß jedem einzelnen Sinnesakte, auch schon dem allerersten, ein Minimum von Bewußtsein innewohnt.

Man hat Personen, die als Blinde zur Welt gekommen waren, weil sie von Anfang an den grauen Staar hatten, in späteren Jahren operirt und ihnen so die Augen geöffnet. Was sahen sie nun? Anfangs so gut als gar Nichts, obgleich sie sich durch die übrigen Sinne, namentlich durch's Gehör und Getast, zu deutlichem Bewußtsein bereits ausgebildet hatten. Sie lernten nur allmälig sehen, denn auch bei ihnen machte sich das Gesetz der successiven Spurenbildung geltend, bis sie nach einiger Zeit die Gegenstände deutlicher und deutlicher gewahrten und zuletzt Alles mit bewußtseinheller Bestimmtheit sahen. Anfangs vergaßen sie die empfangenen Lichteindrücke schnell, denn sie konnten z. B. Hund und Katze lange nicht bestimmt durch's Auge unterscheiden; sie mußten

dieſelben betaſten oder auf ihre Stimmen achten, was ihnen ſofort Licht gab. Gedächtniß und Erinnerung waren alſo für ihren Geſichtsſinn nicht eher da, als bis ſie hinlängliche Spuren in demſelben erworben hatten. Was folgt daraus für die alte Annahme, es gebe eine angeborene Gedächtniß- und Erinnerungskraft als eigenthümliche Vermögen? Und was iſt von der Meinung zu halten, das Bewußtſein ſei ein allgemeiner Zuſtand, der aus ſeinem anfänglichen Schlummer allmälig erwache? Wenn man vom Kinde ſagt: der Geiſt erwacht in ihm, ſo leuchtet jetzt wohl zur Genüge ein, daß dies nichts Anderes heißen kann, als: das Bewußtſein entſteht und wächſt in ſeiner Seele. Vergl. oben §. 9, 15 und unten §. 31.

Eine ſehr wichtige Frage iſt nun noch: wo befinden ſich die Spuren? Nun: in der Seele; ein weiteres Wo läßt ſich nicht angeben. Denn es iſt zwar durch die Forſchungen der Phyſiologie außer Zweifel geſtellt, daß die pſychiſche Thätigkeit an die materiellen Subſtrate des Gehirns, die Hirnzellen, geknüpft iſt und daß letztere die directe Verbindung zwiſchen materiellen und pſychiſchen Elementen vermitteln: hiermit iſt aber eben nur das Hereinragen des Pſychiſchen in's Materielle, die gegenſeitige Berührungslinie, conſtatirt, während alle pſychiſchen Proceſſe, mögen ſie ſich auch noch ſo eng an materielle Vorgänge anſchließen, jenſeits dieſer Grenze ſich vollziehen. Die Spuren ſind das, was zwiſchen der Production (Entſtehung) einer Seelenthätigkeit und deren Reproduction (Wiedererregung) der Zeit nach in der Mitte liegt. Da nun jene beiden Akte pſychiſche ſind, ſo müſſen auch die Spuren pſychiſche Exiſtenzen ſein. Unmittelbar faſſen ſie keine Eindrücke auf, ſondern jede Auffaſſung muß durch ein noch objectiv leeres Sinnes- oder Urvermögen geſchehn. Wäre es anders, ſo könnte ein Blind- und Taubwerden ꝛc. nie vorkommen. Sie reproduciren ſich allerdings auch rein innerlich, wodurch? werden wir finden; aber dieſes Wiederbewußtwerden giebt keine Anſchauungen urſprünglicher Art, es gibt nur Einbildungsvorſtellungen. Zu den Eindrücken fließen die ihnen entſprechenden Spuren in der Regel hinzu, und das bewirkt eben die klar bewußten Auffaſſungen: die Anſchauungen. Wo ſolches nicht geſchieht,

bleibt es bei einsam stehenden Empfindungen, wie sie das Kind in seinen ersten Lebenstagen erzeugt. Vergl. §. 8 und 9.

Im gemeinen Leben bezeichnet der Ausdruck „Spur" ein bloßes Merkmal dessen, was geschehen ist. So ist der Fußtritt eines Menschen im Schnee nur ein Merkmal, daß ein tretender Fuß da gewesen; wie aber der Fuß selber weg ist, so auch der Akt des Tretens, und es läßt sich dieser Akt aus der Spur nicht erneuern. In der Psychologie dagegen hat das Wort Spur eine vollere Bedeutung, denn hier bezeichnet es ein thätig gewesenes Vermögen, das bleibt, ob auch seine Aktivität jetzt pausirt. Die Spur kann daher wieder zum Akte werden, wie der Akt vorher zur Spur geworden war. Der künftige Akt ist in der Spur angelegt, vorgebildet, deshalb nennt man die Spuren auch Angelegtheiten, welche sich demnach von den „Anlagen" dadurch unterscheiden, daß sie etwas bereits Entwickeltes sind, während „Anlage" gewöhnlich nur das rein Ursprüngliche bezeichnet. Nur im weiteren Sinne begreift man unter „Anlage" auch das nach der Geburt Entwickelte.

§. 17.

Von den sinnlichen Empfindungen, die wir als Neugeborene gebildet haben, wissen wir Alle Nichts, und das ist natürlich, da sie ein so schwaches Bewußtsein enthielten, daß es dem völligen Unbewußtsein noch sehr nahe stand. Die Empfindungen, die wir jetzt bilden, sind in der Regel bewußte; durch sie nehmen wir wahr, was wir empfinden, und sie könnten daher auch sinnliche Wahrnehmungen genannt werden. Dies gilt von den Lust- und Unlustempfindungen eben so, wie von denen, die sich zwischen diesen Stimmungen neutral verhalten, aber der gemeinübliche Sprachgebrauch, wo er von Erwachsenen redet, schließt die Wahrnehmungen nicht mit Unrecht von den Empfindungen aus, und versteht dann unter den letzteren meistentheils nur solche sinnliche Akte, die mit Lust oder Unlust verbunden sind. Sie kommen vorwiegend in den niederen Sinnen vor, und es giebt daher, sagt man, angenehme und unangenehme sinnliche „Empfindungen". Diese gab es für Jeden gleich Anfangs, denn die Ursachen, wodurch sie bedingt sind, waren sofort vorhanden. Da aber die

ersten Empfindungen einfache Akte waren, zu welchen noch keine gleichartigen Spuren hinzutreten konnten, so mußte auch ihre Lust oder Unlust schwach bleiben; erst mit der Ansammlung gleichartiger Spuren konnten sich die Empfindungen auch in dieser Beziehung verstärken. Die Empfindungen des Erwachsenen sind demnach nicht mehr einfache, sondern vielspurige Akte. Gleich sind beim Neugeborenen und beim Erwachsenen nur die Sinnesvermögen, so lange sie unentwickelt, also gegenständlich leer sind. Denn wären diese beim Kinde schwächer, als beim Manne, so könnten sie nie stärker werden, weil die Außenwelt für die Kinder eigenthümliche, auf sie besonders berechnete Eindrücke nicht hat. Sie wirkt auf die neugeborene Seele so stark ein, wie auf die entwickelte; die schwächern Urvermögen müßten also fortwährend überreizt und dadurch zu noch größerer Schwäche herabgedrückt werden. Daß man aber, trotz der gleichen Stärke der psychischen Urvermögen bei Kindern und Erwachsenen, von den ersteren heftige Sinnesreize abhalten muß, gebietet die Rücksicht auf den noch zarten physischen Organismus.

Wie es nun Reize giebt, die für die Urvermögen zu stark sind, so giebt es auch zu schwache, so wie gerade angemessene für dieselben. Natürlich empfangen demgemäß die Urvermögen eine ganz verschiedene Ausbildung und Stimmung, die sie behalten; sie nehmen Formen (Entwickelungsformen) an, die vor der Reizeinwirkung noch gar nicht vorhanden waren. Drei Urvermögen z. B., die durch denselben Gegenstand gereizt werden, empfangen jedes ein anderes Gepräge, jenachdem der Reiz ein sehr starker, oder ein ganz schwacher oder ein mittelmäßig starker ist, und wir haben daher nicht bloß auf den Reiz zu achten, der nun in jedem fortdauert, sondern auch und noch mehr auf die besondere Entwickelungsform, auf die besondere Stimmung, die es angenommen hat. Der Reiz ist das Objective, die neue Form oder Beschaffenheit das Subjective, das nicht entschwindet, auch wenn der Reiz mehr oder weniger verloren geht.

Im Folgenden wollen wir nun sehen, wie sich die Reizungsverhältnisse zunächst im Leben des Erwachsenen darstellen. Hauptsächlich sind es deren fünf, die sich bestimmt gegen einander abgrenzen.

§. 18.

Der Reiz ist 1) oftmals zu gering für das ihn aufnehmende Urvermögen. Dies ist z. B. der Fall, wenn wir Etwas im Dunkeln sehen, einen Ton (Wort ꝛc.), der zu schwach klingt, hören, eine Blume, die zu schwach duftet, riechen ꝛc. Das Vermögen könnte mehr Reiz vertragen, es wird nur zum Theil durch ihn ausgefüllt und strebt daher zu höherer Erfüllung auf (§. 13). Zugleich wird diese Unbefriedigung mit Unlust empfunden, und das Vermögen erleidet, wenn die Reizung eine zu ärmliche bleibt, sehr bald eine Erschlaffung, weshalb auch der Eindruck nicht festgehalten werden kann. Wenn wir uns dennoch an solche Akte später erinnern, so geschieht das mehr durch die daneben thätig gewesenen entwickelten Vermögen; der Reiz selber kommt wenig zum Bewußtsein, denn er ist fast gänzlich entschwunden, und namentlich das Streben ist ziemlich verloren gegangen. So entstehn Schwächegebilde, durch welche die Seele nicht vorwärts, sondern rückwärts schreitet. Wir nennen dieses ungünstige Reizungsverhältniß die Halbreizung. Die geistige Stumpfheit, die wir bei vielen Erwachsenen finden, ist nicht immer angeboren, sondern hat häufig in der erschlaffenden Halbreizung, der sie als Kinder fortwährend ausgesetzt waren, ihren Grund. Wie tausend Arme zusammen keinen Reichen geben, so geben auch tausend geschwächte Vermögen zusammen kein Kraftgebilde.

Der Reiz ist 2) gerade angemessen zur Ausfüllung des Urvermögens. So z. B. wenn wir bei vollem Lichte einen Gegenstand sehen, ein Wort gehörig laut aussprechen hören, eine hinlänglich gesalzene oder gewürzte Speise genießen ꝛc. Der Reiz erfüllt hier das Vermögen genugsam, es wird dadurch vollständig erregt und zum Festhalten des Reizes gesteigert, soweit es nicht seiner Natur nach (s. §. 12) hierzu unfähig ist. Jedenfalls ist die augenblickliche Empfindung, die so entsteht, eine befriedigende, zwischen Lust und Unlust neutrale; der Akt läßt eine vollkommene Spur zurück, die zur deutlichen Wahrnehmung (Vorstellung) führt, sobald gleiche Spuren sich mit ihr verbinden. Kurz, das Vermögen ist gestärkt, vervollkommnet worden; es entstehn in diesem Reizungsverhältnisse, das wir die Vollreizung nennen, lauter

Stärkegebilde, vorzüglich in den höheren Sinnen. Das Vermögenstreben ist hier so gesättigt und gestillt, daß die Gebilde nur zum Wiederbewußtwerden Trieb behalten.

Der Reiz wirkt 3) in ausgezeichneter Fülle auf das Urvermögen, ohne doch schon ein übermäßiger zu sein. Solches geschieht z. B., wenn Gegenstände, die wir sehen, besonders hell erleuchtet sind, Töne recht schwunghaft an's Ohr schlagen, Getränke den Gaumen lebhaft reizen, Wärme auf den Körper in reichlicher Menge eindringt ꝛc. Die hier entstehende Empfindung nennen wir Lust; die lebhafte Erregung thut dem Vermögen unmittelbar wohl, aber die bedeutende Anspannung, die es dabei erfuhr, ließ es schon nicht in der Art gestärkt werden, wie bei der Vollreizung. Ein großer Theil des Reizes entschwindet ihm wieder, und so weit daher das Vermögen von demselben entblößt worden, strebt es von Neuem, und zwar mit höherer Spannung zu ihm auf. Während es den Urvermögen von Hause aus gleich ist, welcher specielle Reiz auf sie einwirken wird, wenn er nur dem betreffenden Systeme (dem Sehvermögen Lichtreize ꝛc.) entspricht, verlangt nach einer Lustreizung das Vermögen denselben Reiz, folglich Erregung durch denselben Gegenstand, der früher einwirkte. Ganz natürlich. Die gegenständlich leeren Vermögen erstreben das ihnen noch Fremde, die entwickelten das Bekannte; der erhaltene Reiztheil bestimmt, worauf das erneuerte Streben gerichtet sein soll, und ein solches Streben heißt Begehren. Dasselbe kann also, so oft es sich auch erneuern mag, nur durch den gleichen Eindruck gestillt werden. So nimmt das Vermögen einen wechselvollen Charakter an, und dieser zeigt deutlich, daß wohl sein Streben gesteigert, sonst aber seine Ausbildung keine unbedingt vollkommene geworden ist. Die Gebilde, die in diesem Reizungsverhältnisse entstehn, sind daher ein Mittelding zwischen Stärke und Schwäche: Stärke nur so weit, als sie den Reiz bewahren, Schwäche, so weit er ihnen entschwunden ist. Die meisten Begehrungen müssen sich in den niederen Sinnen entwickeln, weil für schwächere Vermögen oftmals schon durch mäßigen Reiz eine Luststimmung entsteht und vom Festhalten hier weniger die Rede sein kann. Der verbliebene Reiztheil bestimmt aber auch hier, worauf das Streben von Neuem gerichtet sein soll. Wir nennen dieses dritte Reizungsverhältniß

kurz die Luſtreizung. Uebrigens müſſen auch die kräftigeren Vermögen, wenn ſie den Reiz gut mit ſich verſchmelzen und dann bewahren ſollen, eine gewiſſe Zeit dazu haben, weshalb er weder ein zu flüchtiger, noch ein ſich anhäufender ſein darf, denn im letzteren Falle werden die Vermögen mit der gründlichen Aneignung deſſelben, in Folge der Ueberladung, auch nicht fertig.

Der Reiz kann 4) allmälig zum Uebermaß anwachſen und dann verwandelt ſich die anfängliche Luſt in Ueberdruß. Hört man z. B. ein ſchönes Lied in Einem fort ſingen, wird uns ein reizendes Bild lange hinter einander zum Anblick dargeboten, genießt man eine wohlſchmeckende Speiſe täglich oder noch öfter, wirkt angenehmer Duft immer reichlicher auf die Geruchsvermögen ein ꝛc., ſo entſteht unausbleiblich die widerwärtige Empfindung, die wir Ueberdruß, Ekel nennen. Das Urvermögen wird hier durch den nachdrängenden Reiz nothwendig überladen, dadurch überſpannt, abgeſtumpft, geſchwächt. Da ſich indeß ſolcher Eindruck meiſt lange erhält, ſo ſcheint der Reiz hier eine gewiſſe ſelbſtſtändige Exiſtenz gewonnen zu haben, wofür aber das geſchwächte Vermögen den Haltpunkt abgeben muß. Daraus erklärt ſich, daß die Erinnerung an ſolche Vorgänge oft mit ſtarkem Ekel auflebt, der in einzelnen Fällen ſogar zum Erbrechen führen kann. War das Vermögen ſchon in der Luſtreizung der Ueberwältigung nahe, ſo tritt dieſelbe hier vollſtändig ein, und was zurückbleibt, iſt jederzeit ein Schwächegebilde. Kurz heißt dieſes Reizungsverhältniß die Ueberdrußreizung.

Endlich wirkt 5) nicht ſelten ein einmaliger Reiz als ein übermäßiger auf das Urvermögen, z. B. wenn wir aus dem Dunkeln ſchnell an helles Licht treten, oder wenn plötzlich ein Schuß in unſrer Nähe fällt, oder wenn man eine ſtarke Doſis ſcharfer Eſſenzen in den Mund nimmt, in ein mit ſtarken Tropfen gefülltes Fläſchchen plötzlich riecht, mit der Hand unverſehens in's Feuer geräth, einen Schlag auf irgend einen Theil des Körpers bekommt ꝛc. Hier werden die Vermögen plötzlich überreizt und dadurch am meiſten geſchwächt. Die ſo entſtehende Empfindung iſt immer eine ſchmerzhafte; die Reize finden wenig Aneignung, obſchon immer ein Theil derſelben erhalten bleibt, und ſo muß das, was hier entſteht, jederzeit ein Schwächegebilde ſein. War

schon in der Ueberdrußreizung das Streben der Vermögen gewissermaßen ertödtet worden, so wird es hier so sehr gelähmt, daß es gar nicht mehr auflebt. Niemand strebt daher nach neuen Verletzungen, wie wir nach Wiederholung der Lust und der Anschauungen streben. Die Erfahrung lehrt übrigens, daß die Schmerzreizung (so heißt dieses Reizungsverhältniß) nicht nur die psychischen Urvermögen, sondern auch die physischen Organe beschädigt.

§. 19.

Da zu keiner Zeit neue Gesetze in die Seele eintreten, so ist nothwendig schon die erste Entwickelung derselben, die ja überhaupt durch die Einwirkung des Aeußern bedingt ist, von den genannten Reizungsverhältnissen abhängig. Sie gehn vielfach in einander über, indem sich die Halbreizung oft der Vollreizung, diese der Lustreizung ꝛc. nähert; im Ganzen aber gelten die angeführten fünf Abstufungen. Daß sich das Bewußtsein von Anfang an in der Vollreizung am klarsten ausbildet, ist natürlich, da hier Reiz und Vermögen am innigsten, besonders in den höheren Sinnen, verschmelzen. Die Vorstellung des einwirkenden Gegenstandes bildet sich daher hier am bestimmtesten aus, fehlt aber in keinem der übrigen Verhältnisse ganz. Denn mögen wir Etwas so oder so empfinden, wir stellen es in demselben Akte zugleich vor, nur daß dies nicht mit der Klarheit geschieht, wie im Vollreizungsverhältnisse. In diesem letztern wird das Vermögen weder zur Unlust (dieses Wort im weitern Sinne genommen, wo es auch den Ueberdruß und Schmerz bezeichnet), noch zur Lust gestimmt, und so kann sich das Vorstellen ungestörter hervorheben. Lust und Unlust jeder Art dauern aber im unbewußten Zustande eben so gut fort, wie die Reize. Mit dem theilweisen Entschwinden der letzteren muß zwar die Intensität der Lust- und Unlustgebilde sinken, niemals aber können dieselben ihren Stimmungscharakter verändern oder verlieren. Lust und Unlust sind demnach Entwickelungsformen, nicht etwas Angeborenes; das Angeborene kann vermöge seiner Grundeigenschaften nur zu Dem oder Jenem mehr disponiren. Man faßt jene Stimmungen zusammen in dem Ausdruck Gemüth (herstammend von „zu Muthe sein") und nennt das Gemüth, das folglich immer erst im Laufe der Entwickelung

entsteht, ein heiteres, frohes, lustiges, vergnügtes ꝛc., wenn sich angenehme Stimmungen in der Seele reproduciren; man nennt es ein trübes, gedrücktes, trauriges, mürrisches, bitteres, finsteres ꝛc., wenn Mißstimmungen dieser oder jener Art aufleben und längere Zeit fortwirken. Ein ruhiges, zufriedenes, in sich gehaltenes Gemüth („Gleichmuth") ist derjenigen Seele eigen, die überwiegend klare Vorstellungen erworben hat, weniger Spuren von frühern Lust- und Unlustempfindungen in sich trägt. — Da die Stimmungen von dem Afficirtwordensein der Urvermögen herrühren, so nennt man sie auch das „Affective" in der entwickelten Seele („affective Seelengebilde").

Daß nun von den Luststimmungen das Begehren ausgeht, ist schon bemerkt worden; daß dagegen die Unluststimmungen zum Widerstreben führen, wird sich später zeigen. Bis jetzt sehen wir nur, daß die Urvermögen in Folge des einwirkenden Reizes eine verschiedene Umbildung erfahren, die nicht immer eine Ausbildung zu höherer Vollkommenheit ist. Furchtsame, ängstliche, trübsinnige ꝛc. Leute können wir nicht vervollkommnete, wir müssen sie beschädigte Seelen nennen, und leichtsinnige Menschen sind durch ein zu reichliches Maß von Lusteindrücken verdorben worden, denn der Leichtsinn entsteht niemals oder doch nur zum geringsten Theil aus Unlust. Uebrigens verstehe man den Ausdruck: „ausfüllen" — den wir auf die Urvermögen angewandt haben, nicht falsch. Er ist nur bildlich gemeint, denn die Vermögen sind nicht hohl. Es ist aber Thatsache, daß sie kleinere und größere quanta von Reizen in sich aufzunehmen im Stande sind, und daß ein zu geringes sie niemals befriediget und vervollkommnet. Wohin der nicht festgehaltene Reiz kommt, ob er aus der Seele heraustritt oder nur innerlich von Gebilde zu Gebilde fortwandert, wird das folgende Kapitel lehren.

§. 20.

Kommt aber für die Ausbildung der Seele Alles nur auf die Quantität des Reizes und gar Nichts auf dessen Qualität an? Wie specifisch verschieden bleibt z. B. das Süße, das Saure, das Bittere, mag es in geringer oder großer Quantität genossen werden, und wie unangenehm riecht das Bilsenkraut, während

Reseda, Rose, Nelke ꝛc. sehr mannichfaltige angenehme Düfte liefern? Was die höhern Sinne betrifft, so machen z. B. die Töne einer Geige und einer Flöte, wenn sie auch von gleicher Stärke und Höhe sind, doch charakteristisch von einander abweichende Eindrücke (Klangfarbe); die grüne Wiese ferner wirkt auf unser Sehorgan specifisch anders, als die mitten in ihr stehenden gelben, weißen und rothen Blumen. Kann in diesen und ähnlichen Fällen die verschiedene Quantität des Reizes die wesentlich verschiedene Qualität der Empfindung erzeugen, oder ist die Qualität des Reizes allein maßgebend für die Qualität der Empfindung? — Es handelt sich sonach, da im Vorhergehenden nur die Intensität (Quantität) der Reize berücksichtigt wurde, um die Entscheidung der Frage, ob die Psychologie in der That berechtigt ist, die verschiedenen Modificationen des Seelenlebens aus dieser wechselnden Intensität der Reize allein zu erklären und die Qualität der Reize unberücksichtigt zu lassen.

Eine nähere Beleuchtung des Verhältnisses zwischen Reiz und Empfindungsart (Qualität der Empfindung) wird hierüber Aufschluß geben und zugleich beweisen, daß die ganze obige Fragstellung eine falsche ist, weil sie sich auf falsche, dem alltäglichen Sprachgebrauch allerdings geläufige Vorstellungen gründet.

Zunächst erinnern wir an die schematische Darstellung in §. 7 über das Verhalten zwischen Reiz, Sinnesapparat und psychischer Kraft bei dem Zustandekommen der Empfindung. Dort wurde nachgewiesen, daß in keines der fünf Sinnesgebiete, deren jedes aus peripherischem Nervenvorbau, Nervenleitung zum Centrum, centralen Hirnzellen und mit diesen verknüpften psychischen Kräften besteht, — daß in keines dieser Gebiete eine specifische Kraft eintritt, sondern in alle Gebiete die gleiche Kraft. Daß nun diese Kraft, wenn sie schließlich mit den psychischen Kräften jedes Sinnesgebietes sich verbindet, in dem einen Falle Lichtempfindung, in dem andern Schallempfindung ꝛc. hervorruft, das kann nur in der Eigenthümlichkeit dieser psychischen Kräfte liegen. Diese müssen es sein, welche der entstandenen Verbindung zwischen lebendiger Kraft des Reizes und psychischer Kraft den Charakter der specifischen Sinnesempfindung (Licht, Schall ꝛc.) verleihen. Da aber diese Empfindungen der verschiedenen Sinne immer nur durch die Verbindung der

verschiedenen psychischen Kräfte mit der immer gleichen Kraft des Reizes entstehen, so ist der äußere Reiz der Wecker der Sinnesempfindung, und es scheint uns daher auch, als ob der äußere Reiz die Qualität der Sinnesempfindung uns zutrüge, als ob die Qualität der Empfindung uns gleichsam von außen zuflöge („ein blauer Lichtstrahl dringt in mein Auge, Glockengeläute dringt in mein Ohr ꝛc."). Ohne unsere psychischen, die Qualität allein bedingenden Kräfte giebt es also in der Außenwelt kein Licht, keinen Schall, keine Bewegung und Wärme, keine Riech- und Schmeckstoffe. Damit ist nicht gesagt, daß die Welt blos in unserer Einbildung (Vorstellung) existirt und in Nichts versinkt, sobald unser Empfindungsleben erlischt, denn die lebendige Kraft, welche die Dinge erregt, bleibt nach wie vor bestehen. Andrerseits ist aber unsere Empfindung auch nicht ein solches rein subjectives Trugwerk, als welches man sie hingestellt hat; denn als Resultat der innigsten Verknüpfung zwischen Kraft der Außenwelt und psychischer Kraft kann sie nicht etwas der Außenwelt gänzlich Ungleichartiges sein.

Unsere materiellen Sinnesapparate spielen also nicht nur beim Zustandekommen der Empfindung eine blos vermittelnde Rolle, sondern auch in Bezug auf die Qualität der verschiedenen Sinnesempfindungen, da jede Sinnesempfindung, sobald sie überhaupt zustandekommt, durch die psychischen Kräfte gleichzeitig irgendwie gefärbt ist, d. h. irgend eine Qualität hat. Diese vermittelnde Rolle bethätigt sich durch die Auswahl unter den Reizen der Außenwelt. Denn das Auge, d. h. der peripherische Nervenvorbau im Auge, ist nur für Aetherwellen empfänglich, d. h. es entnimmt der Außenwelt nur diejenige lebendige Kraft, welche den Aether erregt, und leitet selbige zu den psychischen Kräften; lebendige Kraft anderer erregter Stoffe nimmt es nicht auf. Der Nervenapparat des Ohres entnimmt die lebendige Kraft nur den Luftwellen, andern erregten Medien nicht ꝛc. Physiologisch ausgedrückt heißt das: Licht und Schall bilden für Auge und Ohr die adäquaten Reize. Die peripherischen Nervenvorbaue treffen also unter den Reizen eine bestimmte, immer gleichbleibende Auswahl; sie entnehmen die für die psychischen Elemente des Sehsinnes nöthige lebendige Kraft immer nur den Aetherwellen, die für die psychischen Kräfte des Gehörsinns nothwendige Kraft stets nur den Schallwellen ꝛc. Der unmittelbare Grund hiervon

liegt natürlich in der eigenthümlichen Beschaffenheit eines jeden solchen Nervenapparates, deren Wesen uns allerdings noch völlig unbekannt ist. Warum aber überhaupt die psychischen Kräfte des Sehsinnes vermittels dieses Apparates auf die Aetherwellen angewiesen sind, die psychischen Kräfte des Gehörsinns auf die Luftwellen ꝛc., — das entzieht sich jeder weiteren Begründung, da wir hier vor ursprünglichen, durch die Natur der Dinge und unserer selbst begründeten Thatsachen stehen. Denn die drei Faktoren, welche bei jeder Sinnesempfindung maßgebend sind: die natürliche Beschaffenheit der bei der Reizbewegung betheiligten Stoffe, die physiologischen Eigenthümlichkeiten unserer materiellen Sinnesapparate und die psychische Natur der Urvermögen — diese drei Faktoren sind und bleiben nicht nur immer dieselben, sondern verharren auch constant in denjenigen Beziehungen, in welchen sie naturgemäß stehen.

Außer den Qualitäten der verschiedenen Sinne giebt es nun aber noch innerhalb jedes Sinnes verschiedene Empfindungsqualitäten, und es fragt sich nun weiter, wie diese zustandekommen. Daß die Empfindungsqualität auch hier ausschließlich durch die psychischen Elemente hervorgerufen wird, folgt aus dem oben Gesagten von selbst und wird sich auch aus dem Folgenden ergeben; es ist hierbei aber das specielle Verhalten der adäquaten Reize zu den peripherischen Sinnesorganen (Auge, Ohr) in Betracht zu ziehen. Es zeigt sich nun, daß das Auge nicht für alle Aetherwellen, das Ohr nicht für alle Schallwellen empfänglich ist, d. h. daß die Bewegungen des Aethers und der Luft bestimmte Eigenschaften haben müssen, damit ihre Kraft auf die psychischen Elemente übertragen und dort zur Darstellung der speciellen Qualitäten innerhalb des Sinnesgebietes verwandt werde. Es findet also unter den zu einem und demselben Sinnesgebiet gehörigen Reizen eine ähnliche Auswahl (Beschränkung) Statt, wie unter sämmtlichen Reizen der Außenwelt eine solche durch die peripherischen Sinnesorgane getroffen wird. So werden nur diejenigen Aetherschwingungen, welche 452 — 785 Billionen in der Secunde betragen, als Farben empfunden, und nur solche Luftschwingungen, welche 16 — 36,000 in der Secunde zählen, als Töne. Es kommt also, sobald es sich um die Aufnahme der den Aether und die Luft erregenden

Kraft handelt, auf die Form der Bewegung an, d. h. auf die Anzahl der Schwingungen, welche die erregten Medien in bestimmter Zeit vollführen. Nur wenn diese Schwingungen in bestimmten Gränzen bleiben, können die peripherischen Elemente ihnen die lebendige Kraft entnehmen und diese weiter leiten bis zu den psychischen Elementen, welche auf ihre Verbindung mit dieser Kraft durch die specifische Sinnesqualität antworten; diese Qualität entsteht also nur, wenn bestimmte Erregungsformen äußerer Medien sich darbieten. Einer solchen specifischen Erregungsform verdankt auch die Klangfarbe ihre Entstehung. Auch hier stehen wir vor thatsächlich gegebenen, durch unsere Organisation und die der äußern Natur bestimmten Verhältnissen, welche wir als solche einfach hinnehmen müssen. — Innerhalb jedes Sinnesgebietes entspricht also die Qualität der Empfindung der Form des äußern Reizes (Schwingungsgeschwindigkeit = Wellenlänge). Die Intensität der Empfindung correspondirt mit der Intensität dieser Bewegung, und diese Intensität wird durch die Schwingungsweite (= Wellenhöhe und Wellentiefe) ausgedrückt; man kann also sagen, die Intensität der Empfindung entspricht der lebendigen Kraft der Bewegung. Von beiden Modificationen der Bewegung hat also nur die Form eine Beziehung zur Qualität der Empfindung; diese Qualität entsteht nämlich oder bleibt weg, je nachdem Reize der entsprechenden Form da sind oder fehlen. Die Intensität des Reizes hat nichts mit der Qualität zu thun, sondern ermöglicht nur die Qualitätsempfindung, da bei zu großer oder zu geringer Intensität die Empfindungsqualität (d. h. die Empfindung überhaupt, da jede Empfindung eine Qualität hat) wegfällt. Daß dennoch unter Umständen die Intensität des Lichtes von Einfluß auf die Farbenempfindung ist, rührt von anderweiten Verhältnissen unseres Auges her (Young'sche Theorie von den drei physiologischen Gründfarben) und ändert an diesen Thatsachen nichts. —

Wir haben im Vorigen nur die beiden oberen Sinne in Betracht gezogen, einestheils weil die andern Sinne noch nicht gleich exact erforscht sind, anderntheils weil letztere — als niedere Sinne — nicht so klare Verhältnisse bieten. Es ergiebt sich nun wohl zur Evidenz, daß die oben gestellte Frage: ob man die Modificationen des Seelenlebens nur aus der wechselnden Intensität

(vulgo Quantität) der Reize erklären und ihre Qualität unbeachtet lassen dürfe — insofern falsch ist, als man von einer Qualität der Reize im gewöhnlichen Sinne gar nicht sprechen darf; Qualität kann nur der Empfindung, niemals dem Reize (diesem höchstens in physikalisch-mathematischer Beziehung) zugesprochen werden. Es ergiebt sich ferner, daß die Qualität der Empfindung nicht durch die Reize geschaffen, sondern nur unter ihrer Mithilfe durch unsre ursprünglichen psychischen Kräfte erzeugt wird; daß sie bei aller ihrer Mannichfaltigkeit etwas Unveränderliches und allen menschlichen Organismen Gemeinsames ist. Das absolut, schrankenlos Veränderliche, innerhalb aller Qualitäten Wechselnde, welches die in den natürlichen Schranken der Qualität einherschreitende Empfindung theils ermöglicht, theils vernichtet, ist also die lebendige Kraft, die Intensität des Reizes. Sie ist es daher, welche die individuelle Entwickelung bedingt und deshalb von der Psychologie vorzugsweise Berücksichtigung verdient.

Zweites Kapitel.

Von der Reproduction der Spuren.

§. 21.

In der entwickelten menschlichen Seele ist, so lange sie wacht, ein fortwährender Wechsel von Bewußtsein und Unbewußtsein. Ein Gebilde (Vorstellung, Begehrung ꝛc.), das jetzt bewußt ist („in der Erinnerung steht"), verliert im nächsten Augenblicke dieses Bewußtsein; es wacht ein anderes auf, das eben so schnell entschwindet, worauf wieder ein anderes, oft auch jenes erste in die Erinnerung tritt. Dabei herrscht eine gewisse Ordnung, aber auch viel Zufall, denn es fallen uns manchmal Dinge ein, bei welchen wir uns erstaunt fragen: wie war das möglich? Nie kann uns indeß Etwas bewußt werden, wovon wir gar keine Spuren in uns tragen; ja es kehren nur die vielspurigen Gebilde zum Bewußtsein zurück, denn an die einfachen Spuren, die wir in der ersten Zeit nach der Geburt gewannen, erinnern wir

uns nicht. Im Schlafe, wenn wir nicht träumen, pausirt alles Bewußtsein; nach dem Erwachen ist der Bewußtseinswechsel sofort wieder da. Beim Kinde in den ersten Lebenswochen ist das anders. Sein Schlaf ist ein unbewußter Zustand, wie bei uns, aber sein Wachen zeigt keinen Bewußtseinswechsel; es erinnert sich an Nichts und zwischen seinem und dem Wachsein eines Erwachsenen ist daher ein gewaltiger Unterschied. Da indeß die Seelengesetze zu jeder Zeit und überall die gleichen sind, so muß sich auch im kleinsten Kinde das Aufgefaßte sofort reproduciren; wie könnte dies aber etwas Bewußtes, also eigentliche Erinnerungen geben, da das Bewußtsein erst in ihm aufkeimt? Der Erwachsene ferner erinnert sich nicht bloß unwillkürlich, sondern auch willkürlich (wollend); aber auf Manches, das doch in uns liegt, kann man sich oft mit aller Anstrengung nicht besinnen, während es zu anderer Zeit ungerufen zum Bewußtsein zurückkehrt. Dabei tritt Einzelnes sehr voll und stark hervor, zu anderer Zeit dagegen nur ganz schwach, und in manchen Fällen so Vieles zugleich, daß wir der Verwirrung nahe sind. Nie jedoch wird uns der ganze Seeleninhalt auf einmal bewußt, was offenbar ein Glück ist, denn das würde jedenfalls einen Zustand geben, der jede vernünftige Thätigkeit unmöglich machte. Nimmt man nun, wie es üblich ist, eine Erinnerungskraft als ein angeborenes besonderes Vermögen an, um diese Erscheinungen zu erklären, so fragt es sich: warum läßt sie uns oftmals im Stiche? Warum regt sie manchmal viel zu viel an und warum muß man zu anderer Zeit den Willen und das Nachdenken zu Hilfe nehmen, wenn das Erinnern gelingen soll? Auge und Ohr thun ihre Schuldigkeit gleichmäßig, aber während die Erinnerungskraft beim Hersagen von etwas gut Memorirten ebenfalls sicher und geordnet wirkt, handelt sie in andern Fällen, besonders in der Furcht, unsicher und planlos; warum? Das Gedächtniß kann die Schuld nicht tragen, sobald der Furchtsame, der Verlegene, die Sachen so sicher in sich trägt, daß er im ruhigen Zustande sich gut auf sie besinnt. — Daß die angebliche Erinnerungskraft Abends mit einschläft, wollen wir ihr nicht zum Vorwurf machen, denn man könnte sagen: warum soll sie nicht ruhen, wenn Alles in der Seele ruht? Aber Eins bleibt doch sehr auffällig. Bewußt- und Unbewußtwerden geht ja im wachen

Zustande stets Hand in Hand; zu Gunsten dessen, was jetzt bewußt wird, sinkt zugleich Anderes, das bewußt war, in's Unbewußtsein, und dieses Unbewußtwerden bedarf doch auch der Erklärung. Kann die erinnernde Kraft zugleich das Gegentheil thun und das Bewußtsein auslöschen? Oder verschwindet es ursachlos? Daß sie es nicht erzeugt und nicht zu erzeugen braucht, wissen wir aus §. 15 und 16, denn das Bewußtsein, das in den Spuren (in den Gebilden) auflebt, ist ein bereits fertiges, das jetzt nur unerregt und deshalb gebunden, gehemmt ist; durch Erregung wird es jederzeit wieder frei, es „reproducirt" sich. Indem es also mit dem Unbewußtsein nur abwechselt, bekommen die Gebilde blos Erregung, die sie wieder verlieren, und das scheint einzelne Erreger vorauszusetzen, die von Gebilde zu Gebilde fortrücken. Ist es so?

Bereits in §. 14 haben wir gefunden, wie es bei vielen Erinnerungen zugeht. Reize, die von außen her in die Seele hineinwirken, erregen die entsprechenden Spuren; darum wird mir z. B. die Vorstellung Garten bewußt, wenn ich einen Garten sehe, die Vorstellung Trompete, wenn ich einen Trompetenton höre, die Vorstellung Zucker, wenn ich ein Stückchen Zucker, das mir vielleicht im Finstern dargereicht worden ist, betaste und esse ꝛc. Es hätten hundert andere Vorstellungen dabei bewußt werden können; da aber nur das Gleichartige sich gegenseitig anzieht, so erfolgte die Erregung des Rechten sicher. Gesetzt nun, der Garten erinnert mich sofort noch an ganz Anderes, z. B. an dessen Besitzer, den ich jetzt nicht sehe, wohl auch gar nicht kenne, so daß ich nach ihm fragen muß. Wie geht das zu? Wollten wir annehmen, die erregenden Lichtreize seien an der Vorstellung Garten so fest geworden, daß sich kein Theil derselben zu anderen Vorstellungen hinbewegen, auf diese überfließen konnte, so müßte die Vorstellung „Besitzer" ihre Erregung durch etwas Anderes von innen her empfangen haben. Reize könnten das jedoch nicht sein, denn hätte jenes Festwerden bei der einen, bei der genannten Vorstellung stattgefunden, so folgt, daß dies auch bei jeder andern geschehen müßte. Nun beachte man aber, was die Wörter thun. Rein durch sie werden die Vorstellungen, für welche wir sie erworben haben und anwenden lernten, zum Bewußtsein erhoben, mögen diese Vor-

ſtellungen durch etwas Sichtbares oder Schmeckbares, Riechbares ꝛc. entſtanden ſein. Wird mir z. B. das Wort Sperling, weil ich es jetzt wieder höre, bewußt, ſo erregt es mir nur die Vorſtellung Sperling, nicht Taube, Fiſch oder ſonſt eine andere, und doch wohnt die Vorſtellung Sperling im Geſichtsſinne, das Wort Sperling im Gehörſinne. Offenbar haben ſich hier Schallreize auf eine Geſichtsanſchauung fortgepflanzt, und das geſchieht in allen ähnlichen Fällen; die Erinnerung kommt da zu Stande ohne eine angeborene Erinnerungskraft; ſie erfolgt augenſcheinlich durch bewegliche Reize, und nur das bleibt noch zu erklären, warum die Vorſtellungen ſo ſicher durch ſie erregt werden, da doch von einer Anziehung des Gleichartigen hier nicht die Rede ſein kann. Vorſtellungen, die aus Sehvermögen und Lichtreizen entſtanden ſind, ſind ja den Wörtern, die aus Hörvermögen und Schallreizen herſtammen, ganz ungleich, und was hätte der Apfelgeſchmack mit dem Worte Apfel oder Geſchmack, der Veilchengeruch mit dem Worte Veilchen oder Geruch, die Wärme mit dem Worte warm gemeinſam? Dürfen wir uns wundern, daß der Blindgeborene aus dem Worte Licht niemals die Vorſtellung Licht machen kann? Ebenfalls durch Ungleiches erfolgt die Erregung, wenn ein geſchriebenes Wort die zugehörige Vorſtellung in's Bewußtſein hebt. Bei der Vorſtellung Schnee z. B. denke ich an etwas Weißes, während das geſchriebene Wort als etwas Schwarzes auf mich wirkt; in der Vorſtellung Rabe dagegen ſteht mir eben ſo Schwarzes im Bewußtſein, wie in dem geſchriebenen oder gedruckten Wort Rabe. Wer aber iſt im Stande, aus dem bloßen Wort Rabe die Vorſtellung Rabe zu gewinnen? Der gemeine Mann ſpricht hier: „Ich höre und ſehe, was ſoll dabei noch beſonders zu erklären ſein?“ Der Denkende kann ſolche Befriedigung nicht theilen, er will Gründlicheres wiſſen. — Mehr hieher Gehöriges ſpäter.

§. 22.

In den bisher betrachteten Beiſpielen erfolgte die Bewußtwerdung unwillkürlich; wodurch erfolgt nun die willkürliche Reproduction? Man kann ſich ja beliebig an Das und Jenes erinnern, kann die Vorſtellungen, z. B. von einer geſehenen Ge-

gend, von uns bekannten Personen, von Begebenheiten ꝛc. zurückrufen, und namentlich die Vorstellungen und Wörter, die in einem auswendig gelernten Gedicht liegen, kehren auf das Geheiß des Willens in der Regel vollkommen in's Bewußtsein zurück. Aber Jedermann weiß auch, daß dies immer schwerer und schwerer gelingt, je mehr uns Müdigkeit ergreift, und Abends ist dies so sehr der Fall, daß alles Wollen Nichts mehr ausrichtet, wir schlafen endlich trotz aller Gegenwehr ein. Am andern Morgen, wenn wir gut geschlafen haben, gelingt die Reproduction wieder leicht, und so fragt es sich: was mangelte uns gestern für die Erregung? Wie wir finden werden, kann von einem Willen als besonderer Kraft nicht die Rede sein, folglich läßt sich ein solcher weder als mächtiger noch als unmächtiger hier zur Erklärung gebrauchen. Kräfte waren gestern wenig mehr da, das ist gewiß, und heute besitzen wir sie in frischer, neuer Fülle, das ist eben so unstreitig. Welches sind nun diese neuen Kräfte? Wer die Seele und den Gang ihrer Entwickelung genau beobachtet, findet in ihr keine anderen Kräfte, als unentwickelte oder Urvermögen und entwickelte oder Spuren. Die Spuren können aus sich selbst nicht bewußt werden, sie müssen auf Erregung warten, was auch ein Glück ist; denn was sollte werden, wenn jede Spur ohne empfangene Anregung, also rein durch selbsteigenes Belieben in's Bewußtsein treten könnte? Wohl sind die Spuren nicht etwas rein Passives, denn sie behalten stets einen gewissen Grad des Strebens. Letzteres liegt in den Urvermögen, von welchen sie herstammen, und steigert sich sogar, wenn dieselben zu Begehrungen ausgebildet werden (s. §. 18). Dennoch aber verlangt es stets eine Art Anstoß zu sich hinzu, wenn es nicht ein gebundenes, pausirendes Streben bleiben soll. Sei also der Wille, den wir später betrachten werden, was er sei, so steht fest, daß der Anstoß, den er bezweckt, nur mit Hülfe von Urvermögen gelingen kann, und da sich diese an jedem Tage zu Spuren entwickeln (das ist ihre nächste Aufgabe!), so hört die Fähigkeit zur willkürlichen Erregung der Seelengebilde gegen den Abend hin immer mehr auf. Auch die Erregung durch Reize (die unwillkürliche) nimmt zugleich nothwendig ab, da die Reize nur von unentwickelten Urvermögen zunächst aufgenommen werden können (§. 16), und so leuchtet ein,

daß wir einschlafen müssen, weil es an beiden Gattungen von Erregern, wenn auch nicht gänzlich, zuletzt fehlt. Ueber Nacht bilden sich aber neue Urvermögen an, was zur Folge hat, daß an jedem Morgen die willkürliche Erinnerung eine frische, gelingende ist. Diese neuen Vermögen, obgleich sie sich den Spuren anschließen, werden doch an den Spuren hierdurch allein noch nicht fest; sie sind eben so verpflanzbare, bewegliche Elemente, wie die Reize, und so wird begreiflich, warum auch die willkürliche Bewußtwerdung eine fortrückende ist. Raum kommt hierbei nirgends in's Spiel, wie auch durch die Farben, welche wir vorstellen, die Seele niemals eine Färbung annimmt. Alle Raumvorstellungen bestehn raumlos in ihr und sie wird durch die Auffassung des ungeheuersten Palastes eben so wenig verengt, wie durch die Vorstellung einer Nadelspitze. Wie könnten also ihre Vermögen etwas Räumliches sein?

§. 23.

Paragraph 18 hat uns gezeigt, daß die Reize theils fester, theils weniger fest in den (entwickelten) Vermögen fortdauern, und daß die festeste Aneignung derselben durch die Vollreizung bewirkt wird. Auch hier aber entschwindet einiger Reiz immer wieder, so daß auch die Anschauungsspuren in's Unerregtsein und somit in's Unbewußtsein zurücksinken. Kaum aber bedarf es nach dem bisher Gesagten noch der ausdrücklichen Bemerkung, daß dieses Reizschwinden nicht ein Entschwinden aus der Seele ist, sondern der Reiz verpflanzt sich nur auf andere Gebilde, die hierdurch zum Bewußtsein erregt werden; sobald er von diesen wieder wegfließt, werden sie abermals unbewußt. Betrachtet man nun dieses Fortwandern der Reize näher, so harmonirt es ganz mit dem Reizmaß in den verschiedenen Reizungsverhältnissen. Man nehme zuerst die Schmerzreizung. Hier breitet sich der Reiz augenblicklich nach mehreren Seiten hin aus, so daß Schreck, Furcht, Zucken in den Gliedern, namentlich Schreien und Weinen entsteht, wie bei plötzlichen Verwundungen, bei Stößen, Schlägen, Verbrennungen ꝛc. Der Reiz war ja für das Vermögen ein übermäßiger und verletzte es mit einer Schnelligkeit, daß von Aneignung und Festhaltung schon darum nicht die Rede sein kann. In der Ueberdrußreizung ist der Erfolg ein ähnlicher, nur nicht so schleuniger, aber zahlreiche

Seelengebilde werden hier ebenfalls miterregt und namentlich in Verstimmung gesetzt, weil die Reizausgleichung sie überlastet. In der Lustreizung entsteht oft eine Fortwirkung, die dem Sturme gleicht, wie man denn von stürmischer Freude bekanntlich oft redet. Die zahlreichsten Vorstellungen werden hier geweckt und auch die sonst gleichgiltigen nehmen ein Lustgepräge an. Jubeln, Singen und Springen stellt sich ein, nicht selten auch freudiges Weinen, blos weil Eine Lustvorstellung zunächst erregt wurde. Das müßte ein höchst reichthumssatter Mann sein, der z. B. bei der Nachricht, er habe unerwartet 10,000 Thaler geerbt, nicht in fröhliche Aufwallung geriethe. Kann doch plötzlich entstehende Freude sogar eben so tödten, wie plötzlicher Schreck. Und wie wirkt schon der Anblick eines schönen Gemäldes, das Anhören einer guten Musik, der Genuß einer wohlschmeckenden Frucht, die Empfindung gewürzhafter Düfte erheiternd durch die ganze Seele hin! Die Vollreizung zeigt dagegen in ihrer Fortwirkung stets ein ruhiges Tempo. Es weckt auch hier eine Anschauung die andere; da aber der Reiz fester angeeignet in solchen Vorstellungen liegt, so ist der Bewußtseinswechsel hier ein gemäßigter. Am allerwenigsten wirkt die Halbreizung aufregend — der Grund ist einleuchtend, und wer daher zum Ausharren bei dem, was ihn unbefriedigt läßt, nicht durch dazu erregte Strebungsgebilde veranlaßt ist, der geht ohne Weiteres daran vorüber.

In allen diesen Erregungen zeigt sich nichts Gewolltes, sie sind unwillkürliche, denn es fehlt hier die Fortpflanzung beweglicher Vermögen. Betrachten wir nun die Begehrungen, so ist die Fortwirkung, die von ihnen ausgeht, das Gegentheil der vorigen. Ganz natürlich. Das Gleichartige zieht einander an, folglich müssen die Urvermögen, da sie als strebende den Begehrungen sehr ähnlich sind, sich diesen vorherrschend anschließen. Ist nun eine Begehrung erregt worden, so entsteht eine willkürliche Weiterwirkung. Von solchen Gebilden aus verpflanzen sich die Urvermögen zunächst auf die Vorstellungen von den Mitteln, die zur Erreichung des Begehrten in unserer Gewalt sind. Dieselben empfangen hierdurch einen Strebungscharakter; die Mittel werden nun in Anwendung gebracht, weil auch die Muskelkräfte von der Seele aus in zweckmäßige Thätigkeit gesetzt werden, und so ruht

das Begehren nicht eher, als bis der Zweck erreicht oder die Erreichung als eine unmögliche erkannt ist. Auf diese Weise strebt schon das kleine Kind, die Frucht zum Munde zu führen, die es begehrend sieht, es bewegt sich zu den Gegenständen hin, die es zu haben wünscht, ꝛc. (s. §. 41). — Man nehme nun den Müden, den Ermatteten. Sein Streben zeigt sich langsam; er läßt mehr und mehr darin nach und giebt das Begehren bald ganz auf; nur als Wunsch schwebt ihm das zu Erreichende noch vor. Warum dies? Es fehlen ihm die freien Vermögen, die den Rüstigen in Bewegung setzen und erhalten. — Viele Thätigkeiten, die wir vollziehen, erfolgen halb willkürlich, halb unwillkürlich, weil sowohl Reize, als Vermögen dabei im Spiele sind; aber jeder Abend lehrt, daß Beides, willkürliches und unwillkürliches Thun, schwächer und schwächer wird, bis das erstere gänzlich aufhört — der Schlaf bekommt die Herrschaft.

Sonach folgt: es giebt bewegliche, übertragbare Elemente in unsrer Seele: sie bestehen in den noch unausgebildeten Urvermögen und in den unfest aufgenommenen Reizen. Jene ersetzen sich, wenn die bisherigen durch Ausbildung verbraucht, zu Spuren verarbeitet sind, täglich durch neue, und was die Reize betrifft, so verpflanzen sich nicht blos solche, die bisher den Spuren angehörten und ihnen jetzt entweichen. Fortwährend tritt eine große Menge von Reizen in unsre Seele — in die Urvermögen — ein, die sich gleich Anfangs nur unfest in ihnen ablagern, also gar nicht bestimmte Gebilde vermitteln. Man bedenke doch, daß, so lange wir wachen, in die Augen immer Licht, in die Ohren Geräusch aller Art einwirkt, ohne daß wir dadurch etwas Bestimmtes auffassen. Eben so wird der Tastsinn beim Anfassen der Gegenstände, der Vitalsinn durch innere Reize fortwährend leise angeregt, und der Geschmackssinn empfängt durch die Eindrücke des Speichels, die Lungen durch die Luft unausgesetzte Erregung, ohne daß wir beachten, wie die Vermögen dadurch still ernährt werden. Erst wenn diese Reize anfangen zu fehlen, wenn es z. B. plötzlich finster um uns wird, wenn die Uhr stille steht ꝛc., bemerken wir, daß wir einen Verlust erleiden. Diese aufgenommenen allgemeinen Reize sind ganz besonders geeignet, auf die Spuren übertragen zu werden, und das Bewußtsein geräth in's Stocken, wenn

sie uns bedeutend zu mangeln anfangen. Namentlich bei Versagung der Luft erlischt viel eher das Bewußtsein, als das Leben. Daß uns die freien Vermögen und die allgemeinen Reize unbewußt beiwohnen, ist natürlich, da erst die Verschmelzung zwischen Reiz und Urvermögen Bewußtsein erzeugt.

Sonach haben wir ein neues Gesetz der Seelenentwickelung kennen gelernt: das Gesetz der Ausgleichung oder Verpflanzung der beweglichen Elemente. Wie die freien Vermögen, so wandern auch die unfesten Reize von einem Gebilde zum andern, werden von einem auf das andere übertragen, ohne daß dabei Raum in's Spiel kommt, und was wir bisher „Entschwinden" der Reize genannt haben, ist demnach nur die eine Seite des Ausgleichungsprozesses (s. §. 14). Vergessen und Erinnern haben ihren Grund lediglich in diesen beweglichen Elementen, nicht in einer besondern Erinnerungskraft, die das Unbewußtwerden nie erklären kann. Noch andere Erscheinungen beim Bewußtseinswechsel werden im Folgenden durch das Gesetz der Ausgleichung ihre vollständige und dabei einfache Aufklärung finden. Mit der Aufnahme der äußern Reize kommt nach §. 7 nichts Materielles in die Seele; zu Seelenelementen werden sie aber natürlich erst dann, wenn sie aufgenommen sind. Mit dem Ausdruck: „bewegliche Reize" — werden daher nur solche bezeichnet, welche der Seele bereits angehören.

§. 24.

Unsre Seelengebilde vermischen sich nicht, sie bleiben stets einzelne, denn jedes ist von dem andern verschieden. Bei der Reproduction aber kehren sie in bestimmten Verbindungen zum Bewußtsein zurück. Stelle ich mir z. B. ein Haus vor, so treten die Vorstellungen: Wände, Dach, Fenster, Thür ꝛc. zusammenbewußt auf, und in der Vorstellung Baum liegen die Vorstellungen: Wurzel, Stamm, Aeste, Zweige, Blätter oder Nadeln ꝛc. immer zugleich. Ich habe also hier eine Gruppe von Vorstellungen. In andern Fällen erscheinen die Gebilde in einer Reihe, denn sie werden hintereinander bewußt. Jedes Gedicht, jede Melodie, jede Begebenheit, an die ich mich erinnere, giebt mir die Vorstellungen in bestimmter Aufeinanderfolge wieder, und es fragt sich

nun: wie sind diese Thatsachen zu erklären? Da es die beweglichen Elemente sind, durch welche die Reproduction der Gebilde erfolgt, so läßt sich denken, daß durch sie auch die Verknüpfungen (Associationen) gestiftet werden, in welche offenbar die Gebilde getreten sind. Zögen sich nämlich jene Elemente von den Gebilden, die sie zusammen oder nach einander erregt haben, nicht gänzlich weg, bliebe vielmehr immer ein Theil derselben an ihnen hangen, so bekämen die Gebilde dadurch eine Art Verkittung, und wir gewännen so gewisse Verknüpfungsspuren, durch welche sich die constanten Vorstellungsgruppen und Vorstellungsreihen sehr einfach erklären würden. Es brauchte dann nur das eine Glied einer solchen Verbindung zum Bewußtsein erhoben zu werden, und die zugehörigen müßten jedesmal mit zur Erregung gelangen, weil die beweglichen Elemente den Weg nehmen würden, der ihnen durch die früher angelegte Verbindung („Weckungsangelegtheit") vorgezeichnet ist. So unsicher Anfangs solche Verbindung sein möchte, sie müßte nach und nach immer fester werden, weil das theilweise Zurückbleiben der erregenden Elemente sich so lange fortsetzen würde, bis das Zuverknüpfende bestimmt zusammenhielte. Natürlich könnte dabei ebenso gut Falsches, als Richtiges entstehn, und die Vorstellung vom Teufel z. B., den der Aberglaube als ein schwarzes menschliches Wesen mit Hörnern, Pferdefuß und Schwanz denkt, würde ihrem Ursprunge nach gar nicht räthselhaft sein. Zugleich würde begreiflich werden, wie Manches gänzlich vergessen werden kann, während die Vorstellungen selbst, die dabei im Spiele waren, unverloren da bleiben. Der Prediger z. B. hat die Vorträge, die er vor dreißig Jahren hielt, alle vergessen, nicht aber die Vorstellungen, aus welchen sie bestanden, denn diese setzt er heute noch zu neuen Predigten zusammen. Nur die Verknüpfungsspuren hätten sich also wieder aufgelöst, weil sie in solchen Fällen blos leichthin für den vorübergehenden Gebrauch gestiftet waren. Ferner ließe sich einsehn, warum Der, der bereits Vieles zu bestimmten Gruppen und Reihen fest in sich gestaltet hat, mit der Auffassung größerer Ganzen (Reden, wissenschaftlicher Erörterungen ꝛc.) viel rascher zum Ziele kommt, als der Neuling in solchen Dingen. Die fertigen Verknüpfungen sprängen zu dem jetzt Aufzufassenden, so weit sie dazu passen, hinzu, und nur das ganz Neue,

um welches es sich dabei handelt, bedürfte der Aufwendung besonderer, noch unvorbereiteter Kraft, u. s. w.

Verhält sich's nun so? Die Erfahrung antwortet entschieden: Ja. Man nehme zuerst den Fall, wo man etwas zu memoriren hat. Die Vorstellungen, die man dabei braucht, sind bereits da, sie stehn nur noch nicht in der Verknüpfung, auf welche es ankommt. Indem man nun Vorstellung auf Vorstellung wiederholt bewußt macht, erfolgt Zweierlei. Es wird erstens die Verknüpfung immer fester, aber zweitens stellt sich auch immer mehr Ermüdung ein. Die beweglichen erregenden Elemente bleiben theilweis an den Vorstellungen hangen, und so weit das geschieht, nimmt ihr Vorrath ab: das Bewegliche wird unbeweglich, fest. Dies empfinden wir als Ermüdung, Jenes thut sich als vermehrtes Gedächtniß kund. Die meisten Reproductionen erfolgen ungesucht, ungewollt, indem das Leben durch seine Eindrücke uns das Wahrgenommene bald in dieser, bald in jener Ordnung zurückruft; aber die beweglichen Elemente, die dabei betheiligt sind, bleiben auf dieselbe Weise an den Gebilden zurück. Da dies schon von der frühesten Kindheit an geschehen ist, so kann es nicht Wunder nehmen, daß uns die Vorstellungen immer fester in bestimmte Verknüpfungen getreten sind, die sich dann meist das ganze Leben hindurch gleich bleiben. Anfangs waren uns viele Verbindungen dieser Art längere Zeit hindurch unsicher. Man denke an den Rechenschüler. Während bei uns als Erwachsenen auf die 5 immer die 6, auf die 6 immer die 7 ꝛc. folgt, ist der Rechenanfänger im Stande, in gutem Glauben zu sagen: nach 5 kommt 7, nach 6 kommt 10 ꝛc., und erst allmälig wird ihm die richtige Ordnung fest. Soll er rückwärts zählen, so muß er auch dafür besondere Verknüpfungen erwerben, und so lange er diese nicht hat, greift er fehl. Denn wenn er lernte: nach der 8 kommt 9, so knüpfte sich in seinem Bewußtsein das Ende der 8 an den Anfang der 9, beim entgegengesetzten Zählen das Ende der 9 an den Anfang der 8, und so geht es bei allen Vorstellungen, die in veränderter Ordnung sich zu einer festen Reihe gestalten sollen. Die Gruppen gewinnt man mehr durch gleichzeitige, nicht durch aufeinander folgende Erregung der einzelnen Vorstellungen, außer wo eine Gruppe sehr vieles Einzelne umfaßt. Ein großes Haus z. B. kann

man nicht mit Einem Schlage sehn, man muß Fenster, Thüren, Dach ꝛc. einzeln auffassen und kann das Ganze sich erst nachträglich vergegenwärtigen, wenn sich das Einzelne vorher genugsam verbunden hat. Sieht man doch ein Haus nicht von der Hinterseite, während man noch vor der Vorderseite verweilt. Daß man aber z. B. hohe Bäume sofort als bewipfelte, nicht als oben abgestumpfte vorstellt, während man doch zunächst nur den Stamm tiefer unten sieht, beweist deutlich, daß die anfängliche Reihe sich zu einer Gruppe gestaltet hat.

Wenn wir früher (§. 12) andeuteten, es gebe ein Gedächtniß, das nicht zuoberst in den Sinnesvermögen und deren Auffassungen begründet ist, so leuchtet jetzt wohl ein, daß dem wirklich so sei. Die Gruppen und Reihen werden gemerkt durch die rein innerlich bedingte Verknüpfung der Seelengebilde, und wie dies von den Vorstellungen gilt, so auch von den Begehrungen, Gefühlen und sonstigen Entwickelungen, so weit sie nicht vereinzelte bleiben. Das Nähere darüber später.

Uebrigens verstärken sich beim Reproduciren nicht blos die Verknüpfungsspuren oder Weckungsangelegtheiten, sondern auch die Gebilde selbst. Was uns oft in's Bewußtsein trat, mag es unwillkürlich oder willkürlich geschehen sein, springt künftig leichter in die Erinnerung, als Andere, das wir seltener bewußt machten. Es ist also dem Bewußtsein näher gekommen, und bedarf darum nur sehr weniger beweglicher Elemente, um wirklich bewußt zu werden. Solche größere Bewußtseinsnähe haben viele unsrer Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen, bald für eine längere, bald für eine kürzere Dauer. Man denke an die sogenannten Steckenpferde, die Grillen, die Vorstellungen, welche sich auf die tägliche Berufsthätigkeit beziehn ꝛc. Aber wohl zu merken: nur an Stärke (des Bewußtseins), nicht an Klarheit gewinnen die Gebilde, wenn sie häufig reproducirt werden. Unklare Vorstellungen kann man noch so oft innerlich wiederholen und dadurch dem Bewußtsein näher bringen, sie werden hiermit nicht lichtvoller. Dies ist natürlich, denn die Elemente, wodurch sie sich verstärkten, waren ja mehr oder weniger fremdartige, und die Klarheit wächst nur durch ganz gleichartige Elemente. Man muß daher jeden Gegenstand von Neuem wahrnehmen, wenn die Vorstellung von ihm deutlicher

werden soll, muß die gleichen Reize auffassen, muß, mit Einem Worte, neue gleiche Spuren zu den früheren hinzu gewinnen. Sonach haben wir zweierlei Verstärkung zu unterscheiden: durch Fremdartiges und durch Gleichartiges bewirkte. Jene giebt das, was die neue Psychologie den „angewachsenen", diese das, was sie den „eingewachsenen Raum" einer Vorstellung ꝛc. nennt. Natürlich sind das nur bildliche Ausdrücke, die aber die betreffende Sache ganz gut bezeichnen. Schon im gemeinen Leben sagt man: diese Vorstellung, Begehrung, Leidenschaft ꝛc. nimmt einen großen Raum in der Seele dieses Menschen ein, jene einen geringern, und man meint damit nur die verschiedene Stärke der Seelengebilde. Alle Verknüpfungsspuren sind etwas durch angewachsenen Raum nach und nach stärker Gewordenes. Denn selbst wo die beweglichen Elemente solche Reize sind, die aus bestimmten Spuren herstammen, haben sie doch nicht das Sondergepräge derer, die fest angeeignet sind und bleiben, und die freien Vermögen sind ohnehin stets Elemente allgemeiner Art.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß beide Arten der Verstärkung bei jedem Gebilde vorkommen müssen. Denn je zahlreicher die Spuren eines Gebildes, desto mehr Ausgleichungselemente werden sie an sich ziehen, und je größer hierdurch der angewachsene Raum wird, desto mehr wird das Gebilde im Bewußtsein so aufstreben, daß neue gleiche Empfindungen und Wahrnehmungen hinzu gesucht und wirklich erworben werden. Besonders bemerkenswerth sind in dieser Beziehung die eingebildeten Krankheitsgefühle. Die wirkliche Krankheit besteht aus Empfindungen im eingewachsenen Raume, die eingebildete dagegen auch zum Theil aus solchen, die aber durch übertragene Elemente eine bedeutende Verstärkung empfangen haben. Der Leidende darf nur recht oft an sein (an sich kleines) Uebel denken, und es wird bald zu einer großen Stärke für das Bewußtsein anwachsen, während es in Wirklichkeit ein geringspuriges und darum unbedeutendes bleibt. Warum vergrößert die Furcht alle Leiden?

§. 25.

Um die Richtung zu erklären, in welcher das Bewußtsein von einem erregten Gebilde aus fortrückt, hat man verschiedene

Gesetze aufgestellt. Man nennt sie Associationsgesetze und führt deren gewöhnlich sieben auf. Sie heißen: Gleichzeitigkeit, Aufeinanderfolge, Aehnlichkeit, Contrast, räumliche Verbindung, Verhältniß zwischen Ding und Eigenschaft, ursächlicher Zusammenhang. Was nämlich gleichzeitig im Bewußtsein stand, soll zugleich, was hintereinander bewußt wurde, soll aufeinanderfolgend von Neuem in's Bewußtsein treten u. s. w. Es giebt aber nur Ein Gesetz, welches diesen Erscheinungen zum Grunde liegt, und die sämmtlichen genannten Gesetze lassen sich auf dies Eine zurückführen. Es heißt so: Von jedem erregten Gebilde aus verpflanzen sich die beweglichen Elemente vorherrschend auf Dasjenige, was am stärksten mit ihm verbunden (vereinigt) ist. Daß sich diese Verbindung vor Allem bei dem herstellen werde, was völlig gleichzeitig bewußt ist, leuchtet ein, denn hier kann sich das Bewegliche am meisten fixiren. Das Aufeinanderfolgende ist nur theilweise gleichzeitig, nämlich nur das Ende des ersten und der Anfang des folgenden Gebildes. Das Aehnliche ist in einigen Punkten gleich, in andern verschieden, aber Beides muß neben einander bewußt werden, wenn Dinge als ähnliche erkannt werden sollen. Mit dem Contraste verhält es sich eben so; es liegt ihm entfernte Aehnlichkeit zum Grunde (schwarz und weiß z. B. sind doch immer Farben), und das Contrastirende muß darum, wenn es als solches erscheinen soll, ebenfalls neben einander in's Bewußtsein treten. Was in räumlicher Verbindung steht, fassen wir zusammen oder unmittelbar nach einander auf, Ding und Eigenschaft desgleichen, und was Ursache und Wirkung betrifft, so wird uns ihr Zusammenhang nur kund, wenn wir beide in ihrer Aufeinanderfolge auffassen. Wir haben auch hier eine theilweise Gleichzeitigkeit.

Je öfter nun solches Zusammenbewußtwerden stattfindet, desto stärker müssen sich die dabei betheiligten Glieder verbinden, wogegen die Erfahrung lehrt, daß sich nie verknüpft, was in völlig getrennten Zeiten bewußt wird. Wäre es uns nun möglich, die Gebilde einer Seele mit ihren verschiedenen Verknüpfungen klar zu überschauen, so würden wir auch bestimmt voraussagen können, welche Richtung jede mögliche Erregung neh-

men werde. In einzelnen Fällen, wo wir, bei uns und Andern, eine solche Erkenntniß aus öfterer Beobachtung gewonnen haben, gelingt uns das wirklich. So kann man darauf wetten, daß z. B. der Schneider bei der Vorstellung „Handwerkszeug" an Nähnadel, Bügeleisen und Scheere, der Tischler an Säge, Hobel, Hammer ꝛc. denkt, und den Fischer erinnert die Vorstellung seines Berufs an Netz, Angel, Reuse, den Schriftsteller an Papier, Tinte, Feder, Bücher ꝛc. Die Ausgleichung des Erregenden erfolgt zwar stets nach allen Seiten hin zugleich, aber immer wird vorherrschend bewußt, was in der stärksten Verbindung steht. Dabei kommt natürlich auch auf die innere Beschaffenheit dessen viel an, was erregt werden soll. Was nämlich aus Lichtreizen erbaut ist, wird leichter durch solche bewegliche Elemente geweckt, die der Gesichtssinn aufgenommen hat; was von Schallreizen herstammt, reproducirt sich voller durch Schallreize ꝛc. Notenlesen z. B. weckt auch Musiktöne, aber gehörte Musik reicht mit ihrer Erregung viel weiter und tiefer, und eine gehörte Geschichte wird in der Regel weit mehr Anderes in's Bewußtsein rufen, als eine gelesene. Die Ausgleichungselemente sollen Eins werden mit dem Gebilde, welches die Ausgleichung empfängt, und das ist weit leichter möglich, wo die Verwandtschaft eine größere, als wo sie eine geringere ist. Je mehr sich ferner diese Elemente nur auf einige Gebilde ergießen, desto voller (in allen ihren Spuren) werden dieselben bewußt; je mehr sie sich dagegen ausbreiten und auf Vieles vertheilen, desto weniger Spuren können in jedem Gebilde zur Erregung gelangen. Die Folge davon ist gewöhnlich Zerstreutheit, wohl gar Verwirrtheit, welche letztere namentlich bei der Furcht eintritt, wo die Stärkegebilde durch Schwächegebilde aus dem Bewußtsein verdrängt sind, so daß die beweglichen Elemente keine bestimmte, sichere Direction empfangen.

In solchen Zuständen muß folglich auch das fehlen, was man Aufmerksamkeit nennt. Die Aufmerksamkeit ist nämlich keine besondere Kraft, sondern nur das bewußte Hinzutreten der gleichartigen Spuren zu dem Sinneseindrucke, der aufgefaßt werden soll. Könnten wir mit unentwickelten Vermögen aufmerken, so müßte das Kind schon in seiner ersten Lebenszeit Aufmerksamkeit zeigen; sie findet sich aber erst später und nur sehr allmälig ein. Wer

keine Vorbildungen, keine entsprechende Spuren für Etwas hat, kann für Anderes sehr reich entwickelt sein, er wird doch den betreffenden Gegenstand nicht mit der Klarheit und Bestimmtheit sehn, hören ꝛc., welche das Wesen der Aufmerksamkeit ausmachen. Sind ungehörige, zu einem Eindrucke nicht passende Seelengebilde erregt, so wird das Aufmerken auf denselben gestört, ja wohl ganz unmöglich gemacht. Ist der Eindruck ein genugsam starker, so werden auch in solchen Fällen die rechten Spuren noch zur Erregung gelangen; an den Seelenkranken ersieht man jedoch, daß die Aufmerksamkeit sogar trotz der heftigsten Eindrücke unerzwingbar bleiben kann (vergl. §. 8). Lebhafte, gespannte Aufmerksamkeit ist nur da vorhanden, wo die zu einem Gegenstand passenden Spuren von Strebungsgebilden her bereits innerlich erregt sind, denn dann strömen den Spuren viel freie Vermögen zu (§. 23). Die Grade der Aufmerksamkeit sind also sehr verschieden, je nachdem viele oder wenig Spuren zu einer Sinnesempfindung hinzufließen und je nachdem dies in mehr activer oder passiver Weise geschieht. Von der Aufmerksamkeit auf das Innere kann erst später die Rede sein. Vergl. §. 31.

Oft kommt in ganz ruhigem Zustande der Fall vor, daß die Glieder einer Vorstellungsgruppe und Vorstellungsreihe, meist auch mehrerer, zwar sämmtlich neben einander erregt werden, aber nicht zum Bewußtsein gelangen, sondern nur das Endglied tritt bewußt hervor. Der Grund ist die große Schnelligkeit der Ausgleichung und der Gegensatz der Vorstellungen, welcher immer eine Verdunkelung für dieselben herbeiführt, wenn sie gleichzeitig zum Bewußtsein auftauchen. Standen aber die einzelnen Gebilde solcher Reihen und Gruppen in objectiv-wahrer Verknüpfung, so kann auch das Endglied nicht als ein falsches hervortreten. Man bezeichnet eine solche halbbewußte Erregung von Gruppen und Reihen im gewöhnlichen Leben mit dem Ausdrucke Takt (praktischer Takt, feiner Takt beim Urtheilen über Menschen, namentlich über ihre Schwächen ꝛc.). Aehnliche oberflächliche Erregung kommt auch sonst vor. Sollte sich der Leser jeden Buchstaben so voll bewußt machen, wie dies der Abc-Schüler thun muß, welche Langsamkeit würde das zur Folge haben. Man denke außerdem an die Fertigkeiten des geübten Klavierspielers, des gewandten

Schreibers ꝛc. Nur ein Minimum von Bewußtsein ist hier nöthig, ja volle Aufmerksamkeit auf das Einzelne nicht einmal zulässig. Es giebt also (wohl zu merken!) auch eine Erregung der Seelengebilde, bei welcher sie nicht völlig bewußt werden. — Der Dumme kennzeichnet sich bei der Reproduction dadurch, daß die Ausgleichung bei ihm eine sehr langsame ist. Er kann viel wissen, kann selbst gelehrt sein, aber es fällt ihm Alles zu spät ein. Der Grund hiervon ist Mangel an Lebendigkeit in seinen Urvermögen (s. §. 13). Dummheit ist also mit Unwissenheit nicht zu verwechseln.

§. 26.

Trotz der bestimmten Verknüpfungen erfolgt die Reproduction doch oft unsicher und in manchen Fällen gelingt sie gar nicht. Um diese Thatsache vollkommen zu begreifen, ist namentlich auf die Natur der Erreger noch ein Blick zu werfen. Was da die äußern Reize betrifft, so wecken sie nur dann ganz sicher, wenn sie bestimmte sind (§. 14 und 21); die innern Reize und die freien Vermögen können als allgemeine Elemente nur unsicher wecken. Höre ich z. B. das Wort Feuer, so bin ich sicher, daß mir nicht die Vorstellung Glas dabei einfallen wird, und umgekehrt gilt das eben so. Denn die Wörter Feuer und Glas unterscheiden sich ihren Lauten nach so bestimmt, daß sie immer die mit ihnen verknüpften Vorstellungen und keine anderen erregen werden, oder es müßte die gegenseitige Anziehung des Gleichartigen gestört sein (§. 14). Höre ich dagegen einen Schrei, so kann er mir eine Lust- oder Unlustvorstellung erwecken, denn er paßt zu beiden. „Ei, ei!" Wie Verschiedenes kann dieser Ausruf reproduciren! Mit „Na," „Oho!" verhält es sich eben so. Ist die Vorstellung Feuer erregt, so wird sie in der Regel Anderes zu sich hinzu wecken, ob aber die Vorstellung Rauch, Asche, Holz oder sonst eine, bleibt mehr oder weniger unsicher. Die Fortwirkung geschieht ja durch innere bewegliche Reize, die kein so bestimmtes Gepräge besitzen, wie die festangeeigneten in bestimmten Wörtern und Tönen, und eben so verhält es sich, wenn ich eine Vorstellung zu reproduciren strebe. Schreibe ich z. B. einen Aufsatz, so habe ich nach den rechten Gedanken und Ausdrücken zu suchen; aber oft währt es

lange, bis unter den vielen, die mir einfallen, der ganz passende kommt. Die Urvermögen sind eben auch allgemeiner Natur und passen darum zu allem Möglichen, obschon nicht in völlig gleichem Grade (§. 25). Wörter, die in verschiedenem Sinne gebraucht werden, sind mit verschiedenen Vorstellungen von jeher verknüpft worden, und dann kann ihre Weckungsmacht auch keine sichere sein (Geschick, Glanz, Weg, Kirche, trocken, wässerig ꝛc.). Dagegen ist es einerlei, ob man mich an 6 mal 3 oder 2 mal 9, oder an 3 mal 6 ꝛc. erinnert, es fällt mir stets 18 dabei ein, und eben so denke ich bei „Orgel" stets an Pfeifen, Register, Tastatur ꝛc.; warum? Wer gut Lateinisch versteht, wird bei dem Worte alauda sofort an den Vogel denken, den es bezeichnet, nicht zunächst an das Wort Lerche, wie solches der Anfänger im Lateinischen thut. Der Letztere muß zunächst Wörter associiren, bis sich ihm nach und nach die Vorstellung von der Sache eben so unmittelbar an das lateinische Wort anknüpft, wie sie jetzt nur an das deutsche geknüpft ist. Ihm wird sich daher durch das geschriebene Wort alauda zunächst das hörbare alauda, durch dieses das deutsche Wort reproduciren, und die Vorstellung wird ihm erst von „Lerche" aus bewußt werden. Der Geübte braucht „alauda" nur zu sehn, und die Vorstellung steht sofort in seinem Bewußtsein. Wie ist es aber bei dem, der aus dem Deutschen in's Lateinische übersetzt?

Genug! Sichere Reproductionen setzen nicht nur bestimmte Verknüpfungen, sondern auch bestimmte Erregungselemente voraus, wobei überdies nicht andere, ungehörige Gebilde erregt sein dürfen, denn diese greifen störend in die bezweckte Erregung ein. Das augenblicklich am stärksten Verbundene wird immer zuerst zur Erregung gelangen. Daß uns Manches gar nicht einfallen will, so sehr wir auch darauf hinstreben, kann verschiedene Ursachen haben. Die Verknüpfung hat sich oft gänzlich wieder aufgelöst, namentlich wo sie durch schwache, flüchtige Erregung entstanden war, oder sie ist sehr überdeckt durch andre starke Verknüpfungen, die sich später gebildet haben, so daß die beweglichen Elemente vorherrschend von diesen angezogen werden, oder die Weckungsangelegtheit erlahmte gleichsam, weil sie zu selten aufgefrischt wurde. Zu anderer Zeit kann sie sich dagegen recht wohl geltend machen, weil viele Gebilde in ihrer

nächsten Nachbarschaft erregt worden sind. — Die unwillkürlichen Einfälle, welche plötzlich und ganz-abgerissen von der Reihe der jetzt erregten Gebilde auftreten, haben ihren Grund darin, daß sich freie Vermögen mit ihren allgemeinen Reizen auf einem Punkte stark angesammelt haben, der dem Einfalle sehr nahe steht. Sie ergießen sich dann zufällig auf das betreffende Gebilde und so kann es nicht unbewußt bleiben. Sonst gilt durchaus das Gesetz, daß nur von erregten Gebilden aus andere rein innerlich erregt werden können. Die unwillkürlichen Einfälle sind daher mit un willkürlichen äußern Eindrücken nicht zu verwechseln.

§. 27.

Jetzt sehn wir klar ein, was das Gedächtniß ist und nicht ist. Es ist nicht ein besonderes Vermögen, sondern nur die allgemeine Beharrungskraft der psychischen Entwickelungen. Seine Vollkommenheit ist abhängig von der Stärke, mit welcher die Gebilde ursprünglich entstanden sind, also von der Kräftigkeit der Urvermögen und von der Fülle der Reize, sodann von der Wiederholung, welche den Gebilden eine Verstärkung entweder durch anwachsende bewegliche Elemente oder durch neue gleiche Spuren verschafft, nicht minder davon, daß die Spuren keine Schwächung erfahren durch Mißmuth, Sorgen, Gram, Kummer, welche sehr reizentziehend wirken. Jede Vorstellung, Begehrung ꝛc. hat demnach ihr eigenes Gedächtniß, d. h. ihre eigene Beharrungskraft, und wenn man einem Menschen eine gewisse Vollkommenheit oder Unvollkommenheit des Gedächtnisses beilegt, so kann das nur nach einem gewissen Durchschnitt, in mittlerer Zusammenfassung, verstanden werden, denn das Einzelne dauert in sehr verschiedenen Graden fort. Eine allgemeine Uebung des Gedächtnisses giebt es nur so weit, als das bereits Entwickelte als Vorbildung zu Anderem dienen kann. Es geht dann als fertiger Bestandtheil in das Neue, so weit es dazu paßt, ein, und wer daher z. B. weiß, was Nominativ, Genitiv ꝛc., was Zeitwort, Fürwort, Imperativ ꝛc. ist, weiß es für alle Sprachen, die er später lernt; ein Neuerwerben ist für ihn eben so unnöthig, wie der, welcher z. B. die Vorstellung „grün" hat, sie nicht zweimal zu bilden braucht, wenn er jetzt eine grüne Wiese, dann einen grünen

Rock ꝛc. sieht oder sich innerlich vorstellt. — Da der Gehörsinn sich meist für Zeichen (Wörter, Töne ꝛc.) ausbildet, die selten (wie beispielsweise in der Grammatik, in der Musik) als Sachen zu betrachten sind, so ist die Unterscheidung zwischen Wort- und Sachgedächtniß nicht ganz ohne Grund, nur nicht von besonderer Bedeutung. Wahr ist jedoch: wer frühzeitig auf das Wörtermerken ein großes Gewicht zu legen veranlaßt wurde, bleibt in der höhern Ausbildung, die nur durch Sachen geschehen kann, zurück, wie die sogenannten Wunderkinder beweisen. Das stärkste Gedächtniß hat im Allgemeinen der Gesichtssinn, das schwächste der Geruchssinn. Da die beweglichen Elemente die Verknüpfung der Gebilde zu Gruppen und Reihen bedingen, so wird das gute Behalten der letzteren von einer reichlichen Fülle solcher Elemente abhängig sein, und das Gedächtniß fußt daher auch auf ihnen.

Was die Erinnerung betrifft, so beruht sie ebenfalls auf keiner besonderen Kraft, wie bereits sattsam einleuchtend geworden, sondern sie hat ihren Grund theils in der Fortdauer der Spuren oder Angelegtheiten, theils in der Stärke und Beschaffenheit der Ausgleichungselemente; nicht minder ist sie bedingt durch die erworbenen Verknüpfungen und den Grad der Lebendigkeit der Ausgleichung, sowie endlich dadurch, daß der Proceß der Bewußtwerdung keine Störung erleide durch das Dazwischentreten anderer nicht zur Sache gehöriger Vorstellungen oder durch reizentziehende Gemüthsbewegungen. Nimmt man das Wort Erinnerung im weitern Sinne, so bezeichnet es jede Reproduction, und so haben wir es bisher gebraucht; im engern und strengen Sinne versteht man darunter nur solche Reproductionen, bei welchen zugleich Ort, Zeit und Umstände, unter welchen wir früher die Hauptvorstellung gebildet haben, mitbewußt werden, so daß sie in den Zusammenhang mit unserm frühern Leben gebracht wird. Nur in diesem engern Sinne spricht man im gewöhnlichen Leben von Erinnerungen. Sie sind also auf Nebenvorstellungen fortgesetzte Reproductionen. Vieles reproducirt sich in uns, ohne daß wir angeben können, wann und wo wir dieselbe Vorstellung schon gehabt haben, also ohne Erinnerung, und anderseits haben wir manchmal eine Erinnerung bei unvollständiger Reproduction, indem zuweilen ein Glied zum übrigens

ganzen Akte sich nicht einfinden will. Was viele Ausgleichungselemente enthält, erweist sich vorzüglich weckungsmächtig, wie das starke Wollen, heftige Leidenschaften, Affecte, große Noth ꝛc. Mit dem Gedächtniß verglichen ist die Erinnerung noch viel reicher und mannigfaltiger, da jede Vorstellung von mehreren anderen aus reproducirt werden kann. Letztere sind dann Erinnerungsvermögen für jene eine. Wird das in der Seele (im Gedächtniß) Fortdauernde in constanter Weise erregt und bethätigt, so ist das vorhanden, was man Gewohnheit nennt.

Noch spricht man von Einbildungsvorstellungen und schrieb ihre Entstehung bisher einer besonderen angeborenen Einbildungskraft zu. Sie sind aber nur etwas Reproducirtes, also Vorstellungen, die längst entstanden oder gebildet sind. Was als Empfindung oder Wahrnehmung erzeugt war, kehrt nach seiner Unbewußtwerdung wieder in den Zustand des Bewußtseins zurück und wenn dies durch rein innere Erregung geschieht, bekommt es den Namen Einbildungsvorstellung. — Diejenigen unter diesen Vorstellungen, die sich durch eine besondere Frische (Fülle der Reize) auszeichnen, nennt man Einbildungsvorstellungen im engern Sinne dieses Wortes, und man schreibt Demjenigen, der sie in besonderer Menge, Stärke und Lebendigkeit besitzt, eine reiche, kräftige und lebendige „Phantasie" zu. Diese hängt davon ab, daß die aufgenommenen Reize gut festgehalten oder die verlorenen alsbald durch Uebertragung von andern Gebilden her reichlich ergänzt werden. Natürlich muß den Urvermögen hiefür eine bedeutende Reizempfänglichkeit, Kräftigkeit und Lebendigkeit angeboren sein. Außerdem erfordert die rechte Einbildungskraft auch Richtigkeit der Einbildungsvorstellungen, d. h. sie müssen ein treues Echo der Wahrnehmungen sein. Sind sie das nicht, so nennt sie der Sprachgebrauch mit Recht (falsche, leere) „Einbildungen". — Wo die Einbildungsvorstellungen in derselben Ordnung auftreten, wie letztere durch die Verknüpfung der Wahrnehmungen entstanden ist, spricht man von einer reproductiven Einbildungskraft, die folglich mit der Erinnerungskraft gänzlich zusammenfällt; wo dagegen diese Vorstellungen in neue Verbindungen treten, wird die Einbildungskraft eine productive (schaffende) genannt. Wenn z. B. der Dichter ein Hochzeitsgedicht produciren soll, so wird und

muß ihm das Weſen der Hochzeit als beſonders ſtarke Vorſtellung im Bewußtſein ſtehn. Sie wird dann diejenigen Vorſtellungen, welche ſich auf die Eigenſchaften der Braut und des Bräutigams, die Gäſte, die Tafelfreuden ꝛc. beziehn, zu ſich hinzuwecken, wird die ungehörigen im Unbewußtſein zurückhalten, und ſo wird ein Ganzes entſtehn, das eben Hochzeitsgedicht heißt. Handelt ſich's um ein Kriegslied, ſo werden ſich um die Hauptvorſtellung „Krieg" ganz andere Vorſtellungen gruppiren, u. ſ. w. Genug, die ſogenannte Einbildungskraft erklärt ſich vollſtändig aus dem Geſetz der gegenſeitigen Anziehung des Gleichartigen und den Geſetzen der Bewußtwerdung, und wir haben nicht Eine, ſondern ſo viel Einbildungskräfte, als wir Einbildungsvorſtellungen haben, aber auch nicht mehr. Daher vermag die Einbildungskraft, die ſich beim Dichter in friſchen Vorſtellungen bewegt, Nichts für Töne und Harmonien, wenn er ſich nicht muſikaliſch ausgebildet hat, und der Maler hat als ſolcher nicht die Phantaſie, welche der Schauſpieler für die mimiſche Darſtellung menſchlicher Charaktere beſitzt, u. ſ. w. Auch die *productivſte* Phantaſie iſt in Hinſicht des *Inhaltes* (der Materie) der Vorſtellungen nur *reproductiv*; ſie bringt dieſen Inhalt nur in neue Verbindungen.

Die ſinnlichen Anſchauungen oder Wahrnehmungen ſind übrigens in jedem Falle *reizfriſcher*, als ſelbſt die Einbildungsvorſtellungen im engern Sinne dieſes Worts. Letztere können daher mit den Anſchauungen nicht verwechſelt werden, außer wo die ſinnlichen Empfindungen entweder ganz fehlen, wie in den Träumen, bei Blinden ꝛc., oder wo ſie ſich nur unvollkommen bilden laſſen, wie im Dunkel, bei großem Geräuſch, das den Hörenden umgiebt ꝛc. Nur ſelten empfangen die Einbildungsvorſtellungen *von innen her* durch ſtarke Reizübertragungen eine ſo große Steigerung, daß ſie für Wahrnehmungen gehalten werden. Indeß kommt dies vor beim Rauſche, bei Wahnſinnigen, in Fieberzuſtänden ꝛc. An Künſtlern, die ſich in große innere Spannung durch ihr lebhaftes Streben verſetzt hatten, iſt Aehnliches beobachtet worden.

Drittes Kapitel.

Von der innern Fortbildung des sinnlich Entwickelten, welche durch die gegenseitige Anziehung des Gleichartigen bedingt ist. Begriffe, Urtheile, Schlüsse.

§. 28.

Die Vorstellungen und deren Verbindungen, die wir im Vorigen kennen gelernt haben, stammten aus der Außenwelt. Es waren Anschauungen oder Wahrnehmungen, die stets auf etwas Einzelnes, Bestimmtes, nicht auf etwas Allgemeines gehn. Sie können allerdings zusammengesetzt sein, wie z. B. die Vorstellung Baum immer aus den Theilvorstellungen: Wurzel, Stamm, Aeste, Zweige, Blätter ꝛc. besteht; aber jeder Baum ist doch ein Einzelding, nicht etwas Allgemeines, während das Wort Baum die ganze Gattung dieser Dinge, also etwas Allgemeines repräsentirt. Will ich dieses Wort zur Bezeichnung eines einzelnen bestimmten Baumes gebrauchen, so muß ich seine allgemeine Bedeutung durch nähere Bestimmungen einschränken, indem ich etwa sage: dieser Baum, der Baum meines Nachbars, der Baum dort im Garten, ꝛc. Man betrachte die Wörter der Sprache, und man wird immer finden, daß sie allgemeiner Natur sind, d. h. ganze Gattungen von Dingen, von Eigenschaften, Thätigkeiten, Verhältnissen bezeichnen, wie: Haus, Mensch, Sache, Leben, Tugend, hart, groß, sprechen, gehen, oben, drin, ꝛc. Eine Ausnahme hiervon machen nur die Eigennamen, wie: Elbe, Donau, London, Leipzig, Cäsar, Sokrates und dergl., denn diese gehn auf Einzelnes, Bestimmtes, und bedürfen selten näherer Bestimmungen, um noch mehr individualisirt zu werden. Da nun die Wörter der Sprache zur Bezeichnung unsrer Vorstellungen gebildet sind, so folgt, daß wir außer den Anschauungen auch noch Vorstellungen haben müssen, die allgemeiner Natur sind, also Gattungsvorstellungen zu nennen sein werden. Gattungen, Klassen, kurz: Allgemeinheiten existiren aber nicht, es existirt nur Einzelnes, Besonderes; das Allgemeine wird nur vorgestellt, gedacht, ist nur Etwas in unserem

Innern. Woher nun diese allgemeinen Vorstellungen, die wir der Außenwelt unmöglich zu verdanken haben können? — Daß man sie gewöhnlich Begriffe nennt, ist bekannt, und die Ausdrücke, welche die Sprache dafür hat, heißen darum Begriffswörter, während die Eigennamen Anschauungswörter genannt werden können. Auch zweifelt Niemand, daß sie von den Anschauungen abgezogen, abgeleitet sein müssen, weshalb sie längst den Titel: abstrahirte, abstracte Vorstellungen bekommen haben, wogegen die Anschauungen oder Wahrnehmungen concrete (mit den einzelnen Gegenständen oder deren Merkmalen gleichsam „zusammengewachsene") Vorstellungen heißen. Wenn wir die letzteren Einzelvorstellungen nennen, so geschieht das nicht deshalb, weil sie einzelne sind, denn das sind die Begriffe auch, sondern weil sie sich auf bestimmtes Einzelnes beziehn.

Es gab eine Zeit, wo man anzunehmen geneigt war, die Begriffe seien uns angeboren; das ist aber unmöglich, da wir mit objectiv leeren Vermögen zur Welt kommen, deren subjectiver Inhalt nur in einem gewissen Grade von Reizempfänglichkeit, Lebendigkeit und Kräftigkeit besteht. Auch fehlen sie Allen, die sich nicht sinnlich entwickelten, gerade so weit, als solche Entwickelung unterblieb. Daher können sich die Blind- oder Taubgeborenen nicht innerlich vorstellen, was Licht, Farbe, Wort, Klang ꝛc., was Sehen, Hören ist, und die Eingeborenen unter dem Aequator haben keine Begriffe von Schnee und Eis, wie ehemals Niemand Begriffe von Schießpulver, Kanone, Spinnmaschine, Eisenbahn, Telegraph ꝛc. hatte. Die Begriffe gehn offenbar aus dem hervor, was sich in unsern Sinnen entwickelt hat, also entweder aus den von außen aufgenommenen Reizen, oder aus den Urvermögen, mit welchen wir die Eindrücke der Dinge auffaßten. Die Entstehungsquelle für sie ist demnach eine doppelte, und wir müssen nun zusehn, auf welche Weise sie sich entweder aus jenem oder aus diesem Factor der sinnlichen Entwickelungen hervorbilden, um dann nachweisen zu können, wie sie angewandt werden und was sie nützen.

§. 29.

Gesetzt, ich habe die Anschauungen: Finke, Staar, Amsel, Zeisig, Taube, Gans, Ente ꝛc., so werden sie mir häufig neben

einander bewußt werden. In diesem Falle concentrirt sich das Bewußtsein stets auf das Gemeinsame (Gleichartige) dieser Geschöpfe, auf die Merkmale: Federn, zwei Beine, Flügel, Schnabel, Federschwanz, Eierlegen ꝛc., indem das Verschiedene: Farbe, Größe, Stimme, Flugart, Lebensweise ꝛc. in's Unbewußtsein sinkt. Wenn nämlich Vorstellungen neben einander bewußt werden, so zieht, wie wir wissen, das Gleichartige derselben einander an, was zur Folge hat, daß auch die beweglichen Elemente ihm vorherrschend zuströmen, mithin vom Ungleichen wegfließen. Dieses verliert folglich die Erregung, es wird, wo nicht ganz, doch beinahe ganz unbewußt, während das Gleichartige, Gemeinsame unfehlbar bewußt wird. Da die beweglichen Elemente zugleich verknüpfend wirken, so erhält sich dieser Akt auch nach seiner Unbewußtwerdung mitten in den betreffenden Anschauungen; er reißt sich aus diesen trotz seiner Besonderung nicht heraus, denn diese Besonderung ist nur eine stärkere Verknüpfung jener Anschauungsbestandtheile; darum kehrt er später, sobald nur eine dieser Anschauungen erregt wird, von Neuem zum Bewußtsein zurück — „die Spur wird wieder zum Akte". Das am stärksten Verknüpfte springt ja, wie wir gefunden, am ersten in's Bewußtsein (s. §. 25), und hier mußte die Verknüpfung eine besonders starke werden, da schon die Anziehung vereinigend wirkt. Auf diese Weise entstand die allgemeine Vorstellung oder der Begriff „Vogel".

Die Hauptsache bei diesem Processe ist also die Combination (das Zusammenbewußtwerden) des Gleichartigen, Gemeinsamen; die Abziehung des Bewußtseins vom Ungleichen ist nur ein Nebenvorgang dabei, aber gerade von diesem hat er seinen Namen: „Abstractionsproceß" — bekommen. Durch diesen Proceß entstehn nun alle Begriffe, auch diejenigen, die aus bereits erworbenen gleichartigen Begriffen als höhere Begriffe erwachsen. Sie alle besitzen vor den Anschauungen bedeutende Vorzüge, welche nachzuweisen Sache der Logik ist. Hier sei nur der eine erwähnt, daß sie, wie stärkere, so auch hellere, klarere Vorstellungen sind und sein müssen, als die bloßen Wahrnehmungen, denn es ist Gesetz: je vielfacher die Bestandtheile eines Gebildes, desto stärker, und je gleichartiger sie sind, desto klarer sein Bewußtsein (s. §. 15, 24). Während z. B. das gemeinsame Merkmal

Schnabel in jeder der genannten Anschauungen nur einmal liegt, liegt es in dem Begriff Vogel 20 mal, wenn 20 verschiedene Anschauungen zu seiner Entstehung zusammengewirkt haben, und Dasselbe gilt von den übrigen Merkmalen.

Weiter! Da der Begriff mit den ihm zum Grunde liegenden Anschauungen in Verbindung bleibt, so werden sie einander leicht erwecken. Zu der Anschauung einer Lerche z. B. wird der Begriff Vogel in's Bewußtsein treten, und dann sprechen wir: die (jede) Lerche ist ein Vogel. Gleiches geschieht, wenn es z. B. heißt: der Vogel ist ein Thier, denn hier ist nur ein höherer Begriff zu einem niederen getreten. Eine Vorstellungsverbindung dieser Art heißt bekanntlich ein (einfaches, analytisches) Urtheil, dessen Prädicat stets ein Begriff (oder ein höherer Begriff), und dessen Subject ein mehr besonderes Vorstellen (eine Wahrnehmung, eine Einbildungsvorstellung, ein niederer Begriff ꝛc.) ist. Auf diese Weise erfährt der Begriff seine nächste Anwendung, und der Nutzen, den er bringt, besteht darin, daß das besondere Vorstellen durch ihn klarer gemacht wird, wogegen er selber durch die Wahrnehmung an Frische (Fülle der Reize) gewinnt. Da er ganz in das besondere Vorstellen hineinfällt, so ist er mit ihm qualitativ Eins (es wird in beiden das Nämliche vorgestellt), quantitativ betrachtet aber ist er mehr, als jenes, denn seine Elemente sind zahlreicher. — Auch das Urtheil erhält sich als ein besonderer Akt, weil die Glieder desselben durch die Erregungselemente eine besondere Verknüpfung erfahren haben; das Urtheil dauert darum als Spur fort, wenn es das Bewußtsein wieder verloren hat.

Ganz dasselbe leistet der Begriff, wenn er in Schlüssen zur Anwendung kommt. Auch die fertigen Urtheile nämlich werden oft neben einander bewußt, da sie häufig Gleichartiges enthalten, das einander weckt. So kann es z. B. geschehen, daß zu dem Urtheile: jeder Fisch ist ein Wasserthier, das andere tritt: dieser Fisch ist eine Forelle. Hier muß der zweimal gesetzte Begriff „Fisch" sich nothwendig verdunkeln, da im ersten Urtheile der Begriff „Wasserthier", im zweiten der Begriff „Forelle" betont und hierdurch für das Bewußtsein stärker hervorgehoben ist. Die beweglichen Elemente concentriren sich daher auf diese hervorgehobenen Begriffe; der Begriff „Fisch" verliert sie und damit das Bewußtsein; die

beiden bewußt gebliebenen Begriffe ſchließen ſich nun an einander an, und ſo kommt das neue Urtheil zu Stande: (auch) die Forelle iſt ein Waſſerthier. Während der höhere Begriff Waſſerthier im erſten der gegebenen Urtheile den Begriff Fiſch aufklärte, klärt er nun im neuen (im Schlußſatz) den Begriff Forelle auf, denn ſeine Beſtandtheile ſind beiden gemeinſam. Ein ſolches Geſchehen nennen wir Schließen oder Folgern, und es iſt Sache der Logik, das Nähere hierüber zu geben. Daß auch hier eine beſtimmte Verknüpfung zwiſchen den betheiligten Gliedern erfolgt, mithin der Geſammtakt als ein fertiger fortdauert, als Spur im Unbewußtſein fortlebt, braucht kaum bemerkt zu werden. Dauern doch ſchon die einzelnen Gebilde, aus denen er beſteht, fort oder ſind, wie man ſpricht, im Gedächtniß; warum ſollten die Schlüſſe, wenn ſie ſich beſtimmt ausgebildet haben, hiervon eine Ausnahme machen? Sie dauern nur dann nicht fort, wenn ſie ohne Energie (blos für das augenblickliche Bedürfniß) vollzogen ſind, in welchem Falle ſich die verknüpfenden beweglichen Elemente wieder ganz von ihnen wegziehen können.

§. 30.

Das ſinnlich Entwickelte iſt jederzeit zweielementig; wie es in aufgenommenen Reizen beſteht, ſo auch in den Vermögen, durch welche die Aufnahme und Aneignung geſchah. Die Quelle des Bewußtſeins liegt nun nicht in den Reizen, ſondern in den Vermögen (ſ. §. 15), und man ſollte daher erwarten, daß zunächſt nicht die Reize (das Objective), ſondern die Vermögen (das Subjective) vorherrſchend bewußt würden. Es verhält ſich aber umgekehrt; die einwirkenden Gegenſtände werden dem Kinde früher bewußt, als die dadurch entwickelten Vermögen, und tauſend Erwachſene nehmen zeitlebens blos wahr, was auf ihr Pſychiſches einwirkt, nicht aber das Pſychiſche ſelbſt, oder nur ganz wenig davon. Iſt das befremdlich? Durchaus nicht. Wie ſich unſer Körper nur durch das entwickeln kann und ſoll, was er von außen in ſich aufnimmt, ſo auch die Seele. Sie bedarf zu ihrer Ausbildung einer Welt, deren Eindrücke ſie ſich aneignet, und da ihr dies nichts nützen würde, wenn ſie ſich dieſer Eindrücke nicht bewußt werden könnte oder erſt nach Jahren bewußt würde, ſo iſt geſorgt, daß ſich ihre Bewußt-

werdung sofort am stärksten auf die Reize concentrirt. Dieselben werden hierdurch wahrgenommen, und obgleich dies Anfangs nur schwach geschehen kann, so geschieht es doch. Nach und nach wird mit der Ansammlung gleicher Spuren dieses Wahrnehmen stärker, aber die wahrnehmenden Vermögen selber bleiben lange Zeit unwahrgenommen. Ihr Bewußtsein ist noch ganz überdeckt durch das Objective, durch die wahrgenommenen Reize; zum Wahrnehmen des Subjectiven fehlen noch die Wahrnehmer, nämlich diejenigen Gebilde, die man mit einem nicht ganz passenden Namen „innere Sinne" genannt hat (noch unpassender ist es, wenn man von Einem inneren Sinne redet). Die Nothwendigkeit solcher Gebilde ist aber leicht zu begreifen. Reichen doch zum deutlichen Wahrnehmen und Unterscheiden des Aeußern die äußern Sinne allein auch nicht aus. Tausende sprechen z. B. ihre Muttersprache ganz geläufig, und sie haben noch nie wahrgenommen, daß sie es dabei mit Dingwörtern, Eigenschaftswörtern, Zeitwörtern ꝛc., mit Haupt- und Nebensätzen ꝛc. zu thun haben. Eben so singt Mancher ganz hübsch, und er hat noch nie bemerkt, daß seine Töne in ganzen und halben Tonstufen, in Terzen, Quinten, Octaven ꝛc. fortschreiten. Der Arzt ferner sieht am Kranken weit mehr und Genaueres als der Nichtarzt, selbst wenn dieser schärfere Augen hat, als jener. So lange die entsprechenden Begriffe fehlen, wie sie der Grammatisch-Gebildete, der Musiker, der Arzt erworben hat, bleibt die Auffassung des genannten Aeußern unvollkommen; erst die mitauffassenden Begriffe vermitteln die volle Klarheit des Wahrnehmens, und so in allen Fällen bei den Dingen der Außenwelt. In Betreff des Subjectiven, der wahrzunehmenden Vermögen, verhält es sich ebenso; ihr Gemeinsames muß combinirt und dadurch zu Begriffen gestaltet werden, wenn die Fähigkeit des genauen Wahrnehmens für sie entstehen soll. Dafür sorgt nun die gegenseitige Anziehung des Gleichartigen mehr und mehr. Mag also das Kind Anfangs nicht bemerken, daß es z. B. zum Sehen Sehvermögen, zum Hören Hörvermögen ꝛc. braucht und anwendet, es muß eine Zeit kommen, wo die Begriffe Sehkraft, Hörkraft ꝛc. ihm nicht mehr fehlen, und diese Zeit kommt ziemlich bald. Einestheils kündigen sich die den Sinnesthätigkeiten zum Grunde liegenden Vermögen immer leise mit an, und da sie nach Maßgabe der

Sinne verschiedene sind, so macht schon diese Verschiedenheit, daß sie sich gegenseitig nicht verwechseln können. Anderntheils macht das Kind sehr bald die Erfahrung, daß es nicht immer sieht und hört, was Andere in seiner Umgebung sehen und hören, daß also die äußern Organe und Reize zum Auffassen der Dinge nicht ausreichen. So lenkt sich das Bewußtsein auf die Sinnesvermögen, von den Reizen wird es abgezogen, und diese Absonderung läßt das Gleichartige der Vermögen zusammenfließen. Hierdurch entstehn ihm die Begriffe von den psychischen Sinneskräften im Unterschiede von den Sinnesorganen. — Wie wir aus §. 17—19 wissen, nehmen die Urvermögen durch die Reizeinwirkung verschiedene Entwickelungsformen an, die sie nicht verlieren, auch wenn ein Theil des Reizes ihnen verloren geht. Sobald nun eine größere Anzahl von Vermögen einander ähnliche Formen gewonnen hat, werden auch diese erworbenen Qualitäten neben einander bewußt werden und zu dem Besonder-Bewußtsein zusammentreten, das Formenbegriff heißt. Solche Formenbegriffe sind z. B. die Begriffe: Unlustempfindung, Wahrnehmung (Anschauung), Lustempfindung, Ueberdruß- und Schmerzempfindung, Begehrung, Widerstrebung, und auch die Eigenschaftsbegriffe: Reizempfänglichkeit, Lebendigkeit und Kräftigkeit gehören hieher. Sie sind streng einfache Begriffe, die nur Ein Merkmal enthalten: denn wie wir von den zusammengesetzten sinnlichen Dingen einfache Begriffe gewinnen, z. B. hart, grün, spitzig, dünn ꝛc., so geschieht das auch in Betreff des Geistigen; die Veranlassung dazu ist die nämliche. Die sinnlichen Gegenstände werden ja nicht immer nach ihrer Ganzheit bewußt, sondern oft bloße Bruchstücke derselben, und so können auch die Seelenvermögen ein gleichartiges Bruchstück ihres Seins oder ihrer Thätigkeit für die Bewußtwerdung zusammentreten lassen, wenn und weil die erregenden Elemente nur auf dieses auftreffen. Jede gesetzliche Weiterentwickelung, welche die Vermögen erfahren, kann sich daher in einem besonderen Begriffe abspiegeln, und so entstehn die Begriffe: Reproduction (reproduciren), Erinnerung (sich erinnern), Phantasie (phantasiren), Urtheil (urtheilen), Schluß (schließen) ꝛc. Das Was bleibt in allen solchen Begriffen unbewußt, es liegt in ihnen nur ein einfaches Wie ausgeprägt.

So weit wir nun solche auf das Subjective gehende Begriffe erworben haben, können sie zu den concreten Acten hinzubewußt werden, und dann erhalten diese so viel Verstärkung des Bewußtseins, daß sie aus blos in uns existirenden, für sich allein schwach oder kaum bewußten, zu wahrgenommenen werden. Die sogenannten „inneren Sinne" bestehn also in den Begriffen, die sich auf die Qualitäten, Formen und Verhältnisse des Psychischen beziehn, weil sie sich aus diesen mit Ausschluß der Reize hervorgebildet haben. Natürlich entstehn diese Begriffe schwerer als die von den Außendingen, welche letztere ja viel leichter und bestimmter für die Zusammenbewußtwerdung Stand halten, als die rasch wechselnden Seelenthätigkeiten, wozu noch kommt, daß die fortgehende Einwirkung der Außenwelt vorwiegend die Reizseite der entwickelten Vermögen anschlägt. Nach und nach aber gelangt der Mensch, wenn die äußern Entwickelungsverhältnisse ihn nicht geradezu daran hindern, zu immer deutlicher werdenden Begriffen von der Beschaffenheit des rein Psychischen, und hat er nur einmal die niederen dieser Art (sehen, hören, schmecken ꝛc.) erworben, dann geht es weiter zu den höheren fort, wie solches mit den Begriffen von den Außendingen ja auch geschieht. Zu den höchsten psychischen Formenbegriffen gehören die Begriffe vorstellen, fühlen, wollen, denken, Seelenakt, Seelengebild. Die Wörter für diese Begriffe erwirbt das Kind sehr frühzeitig, damit aber ist die Sache, um welche sich's handelt, noch keineswegs gegeben. Man nennt diese Begriffe auch das Bewußtsein von den Seelenthätigkeiten, um es von dem eigenen oder eigenschaftlichen Bewußtsein zu unterscheiden, welches in den concreten Seelenakten bereits enthalten ist. Also nicht Einen innern Sinn als inneres Wahrnehmungsvermögen hat der entwickelte Mensch, sondern so viele, als er Begriffe der geschilderten Art hat, und angeboren oder bei der Geburt präformirt ist keiner von ihnen, sie sind, wie alle Begriffe, in dem Angeborenen blos prädeterminirt, d. h. ihr künftiges Werden ist in den Urvermögen vorausbestimmt.

Hieraus ergiebt sich nun, daß der alte Satz: Nichts ist im Verstande (in der Seele), was nicht vorher in den Sinnen war, entschieden falsch ist, wenn man damit, wie gewöhnlich, sagen will, aller Inhalt des Vorstellens stamme aus der

Außenwelt. Die genannten Begriffe von den Formen, Eigenschaften und Verhältnissen des Psychischen liefern uns einen Inhalt des Vorstellens, der ein rein psychischer ist und nie aus der Außenwelt stammt. Wohl liegen die Vermögen, auf deren Grundlage er sich entwickelt, bereits in den sinnlichen Empfindungen und Wahrnehmungen, nämlich als Urvermögen; sind denn aber diese Vermögen nicht das ausschließliche Besitzthum der Seele? Aus sinnlichen Empfindungen stammt freilich Alles, was in der Seele geworden ist; das kann aber nicht heißen: Alles kommt aus der Außenwelt, denn in jeder Empfindung liegt schon Etwas aus der Innenwelt. Wenn Andere meinten und meinen: was nicht von außen komme, müsse angeboren sein, so kann man diese irrige Ansicht nur theilen, wenn man das gesetzliche Entwickelungsleben der Seele nicht beachtet oder gar nicht kennt. Zwischen dem von außen Stammenden und dem Angeborenen liegt dieses Leben in der Mitte, und daß es ein sehr productives Leben ist, zeigen die Entwickelungen, die es liefert, denn sie stehn vom Aeußern wie vom Angeborenen sehr weit ab. Wie bereits in §. 5 angedeutet, liefert nun die innere Wahrnehmung Erkenntnisse, welche volle, absolute Wahrheit enthalten, weil das Wahrnehmende und das Wahrgenommene qualitativ völlig gleich ist, und das Seiende unmittelbar in das Vorstellen als Bestandtheil eingeht. Bei der Wahrnehmung des Aeußern kommt qualitativ Verschiedenes zusammen, und so muß sich uns die wahre Natur, das innere Sein der Außendinge für die Erkenntniß verhüllen.

§. 31.

Bei der innern Wahrnehmung geschieht also ganz Dasselbe, was bei den Urtheilen stattfindet. Der wahrnehmende (appercipirende) Begriff kommt als Prädicat zu dem besonderen Akte hinzu, der wahrgenommen, als Subject vorgestellt werden soll: der Begriff Erinnerung z. B. zu dem einzelnen bestimmten Erinnerungsakte, der Begriff Begehrung zu dem einzelnen bestimmten Begehrungsakte, der Begriff Gefühl zu dem einzelnen bestimmten Gefühle ꝛc. Diese Doppelakte vollziehn sich, ohne daß sie in Urtheilsform ausgesprochen werden, außer wo dazu besondere Veranlassung gegeben ist. — Ein neuer Inhalt des Vor-

stellens wird dadurch nie gewonnen, sondern nur das in sich schwächer und dunkler Bewußte zur stärkern und klarern Bewußtheit gebracht. So in Betreff des Aeußern und des Innern. Ueberall, wo wir einen entsprechenden Begriff auf Etwas beziehn, d. h. ihn damit zusammen bewußt machen, erhellet, erleuchtet er uns den Gegenstand, und wir sagen dann: das „verstehe" oder „begreife" ich, das ist mir „klar", das „sehe ich ein" ꝛc. Folglich kommt das Verständniß oder der Verstand aus den Begriffen, nicht die Begriffe aus dem Verstande, wie man gewöhnlich annimmt. Vor dem ersten Begriffe, der in der Seele entsteht, also vor dem ersten „Abstractionsprocesse", ist gar kein Verstand in der Seele; der Verstand folgt der Begriffsbildung erst nach und wächst mit dieser. Angeboren ist für den Verstand nur die Kräftigkeit, welche den Urvermögen der höheren Sinne beiwohnt, so daß die Spuren gut beharren und dann ihr Gleichartiges zusammensteuern können, sobald sie neben einander zur Erregung gelangen. Da die niederen Sinne nur geringe Kräftigkeit haben, so entwickeln sie, wie bekannt, wenig die Klarheit, die wir Verstand nennen, denn ihre Begriffe fallen mangelhaft aus, und auch die Blödsinnigen und die Thiere bringen es aus demselben Grunde nur zu entfernten Analogien des Verstandes. Ein „Sachverständiger" heißt der, der sich für ein bestimmtes Fach reiche und klare Begriffe erworben hat, durch welche er die Anschauungen dieses Besonderen Faches viel deutlicher, genauer, sicherer und leichter bildet, als dies den sogenannten Laien in diesem Fache möglich ist. Denn Niemand ist im Stande, sich Verstand für Alles, was er wahrnimmt, zu erwerben; Jeder muß seine Kraft auf ein einzelnes Erkenntnißgebiet concentriren, wenn er etwas Tüchtiges leisten will.

Uebrigens wird mit dem Ausdruck Verstand bald mehr, bald weniger bezeichnet, denn er wird bald im weitern, bald im engern Sinne genommen. Im weitesten Sinne bezeichnet er die Gesammtheit aller der Spuren oder Angelegtheiten, welche, zum Bewußtsein erregt, ein Denken oder Verstehen vermitteln. Da dies alle die Akte thun, welche durch die Anwendung der Begriffe entstanden sind, so gehören auch die Urtheile und Schlüsse zum Verstande in diesem weitesten Sinne des Worts. Spricht man von der Urtheilskraft als etwas Besonderem, so ist damit

die Gesammtheit der entwickelten Urtheile gemeint, und nimmt man daneben noch ein Schlußvermögen an, so umfaßt es die Gesammtheit der Schlüsse, die erworben sind. Dabei ist nicht zu verkennen, daß jeder Begriff sich als ein Urtheilsvermögen betrachten läßt, denn durch ihn vermögen wir ein Urtheil zu bewirken, und jedes Urtheil kann als ein Schlußvermögen gelten, weil sich durch dasselbe ein Schluß herstellen läßt. Genau genommen haben wir so viel einzelne Verstandeskräfte, als wir einzelne Begriffe, so viel einzelne Urtheilsvermögen, als wir einzelne Urtheile, so viel einzelne Schlußvermögen, als wir einzelne Schlusse entwickelt in uns tragen, denn alle Gebilde sind ja entwickelte Vermögen, und sehen wir darauf, daß die Begriffe und Urtheile Vorbildungen für Das sind, was aus ihnen wird, so ergiebt sich der Reichthum unsrer Verstandesvermögen als ein noch weit größerer. Man nennt sie auch mit einem allgemeinen Ausdruck das „Intellectuelle" im Menschen. Von selbst leuchtet hiernach ein, daß von einer angeborenen Urtheils- und Schlußkraft (letztere wird häufig als Eins mit der „Vernunft" angesehn) als besonderen Kräften nicht die Rede sein kann, denn nur die Kräftigkeit der Elementarvermögen ist der Keim, wie für die Begriffe, so auch für die Urtheile und Schlüsse.

Je mehr nun durch alle diese Gebilde das Licht in der Seele wächst, desto mehr entsteht das, was man Geist im engern Sinne dieses Wortes nennt (s. §. 9, 15 und 16). Eben so wächst damit die Kraft der Aufmerksamkeit (§. 25), denn die Begriffe hauptsächlich sind es, welche uns das Aufzufassende bestimmt ergreifen lassen. Namentlich die Aufmerksamkeit auf das Innere ist durch die Begriffe bedingt, die man innere Sinne nennt (§. 30). Mehr als Licht gewinnen wir lediglich durch die synthetischen Schlüsse, worüber die Logik das Nähere mitzutheilen hat.

Eben so hat die Logik zu zeigen, daß und warum den Urtheilen freiere Combinationen vorausgehn, welche man Witz- und Gleichnißcombinationen nennt. Sie führen nicht zum eigentlichen Denken, sind aber zur Einleitung und Vorbereitung des denkenden Verstandes von Wichtigkeit. Witze und Gleichnisse können erläutern und das begriffsmäßig Dargestellte verschönern, nie aber den Begriffs- oder Gedankengehalt ersetzen, wo er fehlt.

Viertes Kapitel.

Von einigen besonders wichtigen Vorstellungsgruppen und Vorstellungsreihen. — Das Ich.

§. 32.

Wodurch die Gruppen und Reihen von Vorstellungen entstehn, ist in §. 23 f. zu Tage getreten. Es sind Vereinigungen, bei welchen jede Vorstellung *ganz* und *unverkürzt* mit andern zusammentritt, während das vorige Kapitel gezeigt hat, daß es auch eine gewisse Spaltung der Vorstellungen giebt, d. h. ein *bruchstückweises* Bewußtwerden derselben, das zur Entstehung der Begriffe führt. Ursprünglich enthält nun keine Vorstellung Etwas, was sie im Voraus bestimmte, sich gerade mit *dieser* oder *jener* anderen zu einem Ganzen zu verbinden. Wohl ist z. B. in der Vorstellung Kreide gewöhnlich die Vorstellung „weiß" anzutreffen, aber es giebt auch schwarze Kreide, und in der Vorstellung Citrone könnten die Vorstellungen: blau, eckig und süß — eben so gut zusammen sein, als die Vorstellungen: grüngelb, länglich-rund und säuerlich, falls uns nur die Wahrnehmung eine solche Frucht unter dem Namen Citrone darböte. Kunstproducte dieser Art kann der Zuckerbäcker jederzeit herstellen. Die Verknüpfung der Vorstellungen zu Gruppen und Reihen erfolgt lediglich durch das gleichzeitige oder aufeinanderfolgende Zusammenbewußtwerden derselben, wobei die beweglichen Elemente zum Theil an ihnen haften bleiben. Je öfter, stärker und dauernder dies geschieht, desto fester wird die Verbindung.

So können richtige, aber auch falsche Verbindungen entstehn, und viele Vorstellungen, z. B. Drache, Wassernixe, Kobold, Feuersegen, Geisterbeschwörungsformel enthalten, wie überhaupt alle Irrthümer, solche falsche Combinationen. — Was wir in tausendfacher Wahrnehmung in derselben Art verbunden fanden, dem legen wir *objective* Giltigkeit bei; wir nennen es *real* richtig, wogegen eine Fabel, ein Gedicht ꝛc. nur *subjective* Giltigkeit beanspruchen kann oder *ideal* richtig ist. Manche Gruppen enthalten eine *innerlich nothwendige* Verbindung des Vorgestell-

ten, und daſſelbe gilt von manchen Reihen. Dort haben wir ein In-einander, hier ein Durch-etwas; jenes herrſcht bei der Verbindung zwiſchen Ding und Eigenſchaft, dieſes bei der Aufeinanderfolge von Urſache und Wirkung. Aber nur in unſrer eigenen Seele können wir ſolche ſtrenge Verbindungen wirklich wahrnehmen, denn nur hier zeigt ſich uns das eine Gebilde in dem andern wirklich enthalten, und nur hier finden wir das eine durch das andere wirklich erzeugt. Was wir in der Außenwelt wahrnehmen, ſtellt ſich uns nur als zugleich ſeiend oder als Eins dem Andern nachfolgend dar. Wenn aber gewiſſe Eigenſchaften ſtets zugleich, gewiſſe Erfolge ſtets nacheinander von uns wahrgenommen werden, ſo denken wir dort das In-einander, hier das Durch-etwas hinzu, legen es ſolchen Verbindungen unter, und betrachten dieſelben nun als objectiv-nothwendige. Damit können wir uns ſehr täuſchen, und es iſt deshalb bei dieſen Unterlegungen große Vorſicht und ſtets erneuerte Prüfung nöthig. Oft zeigen die Dinge beim erſten Anblick Eigenſchaften und Wirkungen, die wie weſentlich verbundene ausſehn und es doch nicht ſind. So galten ehemals manche Thiere für ſchädlich, wohl gar für giftig, während ſie dieſe Eigenſchaften nicht haben, und manchen Heilmitteln hat man lange Zeit Wirkungen zugeſchrieben, die ihnen fremd ſind, u. ſ. w.

§. 33.

Daß die Vorſtellung von uns ſelber eins der reichſten und wichtigſten Gruppengebilde ſei, iſt beinahe von ſelbſt klar. Es vereinigt ſich in demſelben Alles, was wir in und an uns wahrnehmen, alſo Geiſtiges und Leibliches. Tauſende von Vorſtellungen, Strebungen und Gefühlen, die wir von Kindheit an gewannen, trägt die Seele in ſich (ſie machen die Seele aus), und das Leibliche, das mit ihr in Verbindung ſteht, iſt ebenfalls etwas ſehr Zuſammengeſetztes. Dieſes Ganze, das unſer Selbſt, unſre Perſon ausmacht, mit Einem Schlage vorzuſtellen, iſt natürlich unmöglich, wir können uns nur das Weſentliche davon auf einmal vergegenwärtigen. Auch bleibt ſich nur dieſes Weſentliche gleich, das Nebenſächliche ändert ſich fortwährend und muß ſich ändern. Im Fortgange des Lebens hat ſich ja das Anfangs Aermliche und

Dunkle, das kaum noch Vorstellung zu nennen war, allmählig bereichert und aufgeklärt, und jeder Tag, den wir noch erleben, bildet Etwas an uns neu oder um, was auch zur Veränderung der Selbstvorstellung führen muß. Aber jedes Seelengebilde, sei es concreter oder abstracter Art, gehört zu derselben, zu unsrer Seele; das kündigt sich an, mag dieses oder jenes Gebilde in's Bewußtsein treten, und in diesem Punkte zeigt die Selbstwahrnehmung keine Veränderung. Indem nun dieses Gehören zu Einem Wesen als das gemeinschaftliche Merkmal aller Seelenakte mehr und mehr zu einem Besonder-Bewußtsein zusammenfließt, entsteht immer deutlicher der Begriff, den wir Ich nennen. Er arbeitet sich also aus der Selbstvorstellung hervor und muß mit dieser an Stärke zunehmen; namentlich die „inneren Sinne" (§. 30), welche die Beschaffenheit des Psychischen aufklären, befördern ihn. Wie sich schon in diesen die Einheit zwischen dem Vorgestellten und Vorstellenden ausspricht, so am deutlichsten und umfassendsten in dem Gebilde, welches die Zugehörigkeit aller Seelengebilde zu einem und demselben Ganzen repräsentirt. Der Begriff Ich ist daher das spurenreichste Gebilde in unsrer Seele und bleibt aus diesem Grunde dem Bewußtsein am allernächsten. Also das Gehören aller Seelenerscheinungen zu einer und derselben Seele ist das Merkmal und einzige Merkmal, das in dem Begriffe Ich als Inhalt liegt. Man kann und muß daher sagen: „Ich" bezeichnet die Verbundenheit oder Einheit (nicht die Einerleiheit) dessen, was in uns ist und vorgestellt wird, kurz: die Identität des Vorstellenden und Vorgestellten, mag das Letztere die Form des Empfindens, des Fühlens, des Strebens oder des reinen Vorstellens an sich tragen.

„Selbstvorstellung" und „Ich" sind also nicht zu verwechseln. Die Vorstellung von uns selbst ist eine sehr reiche concrete Vorstellung oder eine Wahrnehmung, und wenn es üblich ist, auch sie unser Ich zu nennen, so leuchtet ein, daß hier das Wort Ich für den Ausdruck: „unsre Person" — gesetzt ist. Auch bezeichnet dieses Wort, indem es auf die Selbstvorstellung angewandt wird, bald mehr, bald weniger. Denn wenn es heißt: ich lebe, ich wohne auf dem Lande, so ist bei „ich" an den ganzen Menschen nach Leib und Seele gedacht; heißt es: ich wachse an Kenntnissen, ich bin

unsterblich, so ist blos die Seele gemeint; spricht man: ich bin ein Kaufmann, ich bin ein Musiker, so wird auf die bleibenden Eigenschaften hingewiesen, durch die wir uns von Anderen unterscheiden, auch ist damit wohl das Bleibende gegen das hervorgehoben, was in uns wechselt; sagt endlich Jemand: ich bin fröhlich, ich ärgere mich, so geht „ich" blos auf die Vorgänge, die jetzt als die stärksten im Bewußtsein stehn.

Daß nun Kinder Anfangs das Wort „ich" nicht gebrauchen, wenn sie von sich selbst sprechen, sondern ihren Namen setzen („Karl will essen, Fanny will spielen"), kann nicht Wunder nehmen. Weder ihre Selbstvorstellung, noch der Begriff Ich ist schon so klar in ihnen entwickelt, daß sie der Einheit zwischen dem, was in ihnen vorstellt und vorgestellt wird, bestimmt inne geworden sein könnten. Es ist daher möglich, daß sie sich heute, wo sie geliebkost und fröhlich sind, als ein anderes Wesen vorkommen, als gestern, wo sie gestraft wurden und weinten. Auch nennt sie Niemand Ich, sondern eben Karl, Fanny ꝛc., und so wird dieser Name als die deutlichere Bezeichnung ihrer Person so lange vorgezogen, bis endlich (gewöhnlich zu Anfang des dritten Lebensjahres) auch das Wort „ich" verständlich geworden ist und nun statt des Namens in Anwendung kommt. Da jede Vorstellung um so mehr Ausgleichungs- oder Erregungselemente zu ihrer Bewußtwerdung erfordert, je zusammengesetzter und spurenreicher sie ist, so ist es natürlich, daß uns die Vorstellung unsrer Person in den Träumen nur unvollständig zum Bewußtsein kommt, denn im Schlafe fehlt es sehr an beweglichen Elementen. Es werden dann nur Bruchstücke aus dieser Vorstellung zugleich mit sonstigen Gebilden erregt und so kommen wir uns häufig als eine ganz andere Person vor (der reiche Mann als Bettler, der Lehrer als Student, der Verheirathete als unbeweibt ꝛc.). An den Spielen der Kinder sieht man, daß sie wachend so träumen können, und sie geberden sich, als sei es Ernst mit solchen Einbildungen. Dies begreift sich, denn ihr ganzes Leben ist [redacted] noch eine Art dunkeln Traumlebens. — Können wir die Selbstvorstellung auch als eine Vorstellungsreihe betrachten? Gewiß, und es muß das sogar geschehn, inwiefern ihr reicher Inhalt hintereinander bewußt wird, wie er sich denn bei der Entstehung auch hintereinander gebildet hat.

§. 34.

Die Vorstellungen von andern Menschen sind ebenfalls sehr wichtige und reiche Gruppen und Reihen, die wir auf Veranlassung der sinnlichen Wahrnehmungen von ihnen bilden. Beim Anblick ihrer Gestalt, ihrer Mienen, Geberden, beim Hören ihrer Worte und sonstigen Aeußerungen reproduciren wir in unsrer Seele das Geistige, das diesen Wahrnehmungen entspricht, verknüpfen es mit denselben, und so entstehn uns die Vorstellungen von fremden Seelen, die ja unmittelbar nie wahrnehmbar für uns sind. Je mehr wir Gelegenheit haben, auf diese Weise von einem Andern Verschiedenes vorzustellen, desto mehr Ausdehnung gewinnt unsre Vorstellung von ihm, desto mehr wird sie aber auch Erregungselemente anziehn und das Bewußtsein einnehmen und behaupten. Da sich auch Empfindungen und Gefühle bei der Wahrnehmung Anderer in uns reproduciren und in die Vorstellungen von ihnen einreihen, so werden wir um so größeres Interesse an ihnen nehmen, je häufiger solche Reproductionen erfolgt sind, und so begreift sich, daß namentlich Eltern an ihren Kindern mit so großer Theilnahme hangen. Es begreift sich aber auch, warum wir uns und Andere nicht zugleich, in demselben Augenblicke, vorstellen können. Die beweglichen Elemente müssen von unsrer Selbstvorstellung, was freilich im Nu geschieht, auf die Andervorstellung erst fortrücken, denn beide Vorstellungen bestehn aus demselben psychischen Material, das nur verschieden verknüpft ist.

§. 35.

Wie andere Menschen, so können wir auch höhere Wesen (höhere gute oder böse Geister, Gott) vorstellen, und wir bilden diese Vorstellungen, indem wir das, was wir Geistiges in uns vorfinden, abermals neu zusammensetzen. Hier bleibt natürlich Alles „Einbildungsvorstellung", und wir können daher nur ungefähr treffen, was diese höheren Wesen sein mögen; je ungebildeter Jemand ist, desto weniger kann er der Wahrheit hier nahe kommen, und was namentlich die Vorstellung von Gott betrifft, so kann sie nicht in zwei Menschen ganz gleich sein. Es können aber diese Vorstellungen eine sehr große Ausdehnung in uns gewinnen und

sie sind, wie die Vorstellung von uns selbst und die Vorstellungen von Andern, von der höchsten Wichtigkeit für die Begründung unsers Charakters. Der sittliche Charakter eines Menschen ruht zum Theil wesentlich auf den Vorstellungen, die er von sich selbst, von Andern und Gott hat. Je nachdem diese Vorstellungen so oder so beschaffen sind, wird und muß sich sein sittliches Gesinntsein und Handeln so oder so gestalten. Er wird praktisch selbstbeschränkt (= selbstsüchtig) werden, wenn die auf ihn selbst gerichtete Vorstellung eine übermäßige Ausdehnung gewinnt; er wird dagegen für andere Personen Theilnahme zeigen, wenn diese in seinem Vorstellen hinreichend zur Geltung kommen. Von selbst versteht es sich, daß hierbei auch die Begehrungen und Gefühle eine bedeutende Rolle spielen, die sich mit diesen Vorstellungsaggregaten verbunden haben. Wohl kann die Selbstsucht oder praktische Selbstbeschränktheit sehr leicht und frühzeitig entstehn, aber angeboren ist sie weder allen noch einzelnen Menschen. Es giebt Personen, denen dieselbe so sehr fehlt, daß sie ganz nur in Andern und für Andere leben.

Fünftes Kapitel.

Von den verschiedenen Strebungen, zu welchen sich die Urvermögen der Seele ausbilden.

§. 36.

Das Streben ist früher in der menschlichen Seele, als das Vorstellen, da jedes Urvermögen unmittelbar aus sich, also schon vor aller Anregung, nach Reizen strebt (§. 8, 13, 18). Dieses angeborene Streben ist aber ein noch unbestimmtes, geht nur auf Reize überhaupt, wogegen die entwickelte Seele die bestimmten Strebungen zeigt, die wir Begehrungen, Widerstrebungen, Neigungen, Wollen, Handeln, Produciren nennen. Es fragt sich nun, wie kommt dieses bestimmte Streben zu Stande?

Aus §. 9 und 22 wissen wir, daß es die nächste Bestimmung der Urvermögen ist, durch äußere Reize ausgebildet zu werden,

und §. 18 hat gezeigt, daß dies in fünf verschiedenen Graden oder Reizungsverhältnissen geschieht. Hierbei wird ihr Streben theils vermindert, theils vermehrt, und Letzteres geschieht vornehmlich durch die Lustreizung. Das Urvermögen kommt hier durch die große Fülle des Reizes der Ueberwältigung nahe; der Reiz kann nicht vollständig festgehalten werden, er entschwindet zum großen Theil wieder; da er aber wohlthat und das Vermögen durch ihn in höhere Spannung versetzt wurde, die ihm verbleibt, so strebt es mit vermehrter Triebkraft zum Ersatz des verlorenen und zu keinem anderen auf. Dieses vorzüglich bestimmte Streben heißt Begehren und kommt nur noch in der Halbreizung, aber aus einem anderen Grunde, vor. Die Vollreizung sättigt das Streben, weil sie das Vermögen ausfüllt und zum Festhalten kräftigt; wohl geht auch hier in Folge der steten Ausgleichung immer etwas Reiz verloren, so daß das zur Vorstellung ausgebildete Vermögen unbewußt wird; es kann aber blos zum Wiederbewußtwerden von Neuem aufstreben, zum Handeln enthält es für sich allein keinen Antrieb. In der Ueberdrußreizung wird das Streben gelähmt, weil die Vermögen hier eine Schwächung erfahren, und wenn die Erfahrung lehrt, daß Schlemmer, Säufer ꝛc. trotz des empfundenen Ueberdrusses nach neuen Genüssen verlangen, so erklärt sich dieses Begehren aus der großen Menge von Spuren, welche frühere Genüsse zurückgelassen haben; das einzelne überdrüssig gewordene Vermögen kann nur matt aufstreben. Am meisten erstirbt das Streben in der Schmerzreizung, denn erlittenen Schmerz verlangt kein Vermögen von Neuem. Geschwächte, beschädigte Vermögen führen vielmehr zum Widerstreben, dessen Entstehungsweise eine besondere Betrachtung verdient. — Hier sei nur noch bemerkt, daß uns die Gegenstände zu Gütern oder Uebeln werden, je nachdem die Reizeinwirkung derselben die Vermögen zur Lust oder Unlust stimmt. Die Wärme z. B., so lange sie wohlthut, ist uns Allen ein Gut, das wir begehren, aber sie wird als ein Uebel, das wir fliehen, empfunden, sobald sie zu übermäßiger Stärke anwächst. Eben so schätzen wir das Licht als ein hohes Gut, so lange es auf die Sehvermögen wohlthuend einwirkt; wo es die Sehkraft überreizt und verstimmt, wehren wir uns gegen dasselbe als gegen ein Uebel. Ein Mensch, dessen Umgang uns sinnlich oder geistig angenehm und förderlich ist,

wird von uns hochgeschätzt, wir zählen ihn unter die Güter unseres Lebens; ein Anderer dagegen, der stets widrig und verletzend auf uns einwirkt, wird gemieden, wir betrachten ihn als ein uns verfolgendes Uebel. Und so verhält es sich mit allen Dingen (Personen und Sachen), die steigernden oder herabstimmenden Einfluß auf uns ausüben. Was wir dagegen blos ruhig und gleichgiltig vorstellen, was uns weder angenehm noch unangenehm berührt, das bestimmt unser Thun und Lassen unmittelbar nicht, und was wir gar nicht kennen, das kann vollends kein Streben in uns erzeugen. Mittelbar kann allerdings ein Verlangen auch nach solchen Gegenständen entstehn, die noch nicht auf uns eingewirkt haben. So braucht mir, wenn ich z. B. eine neue Oper noch nicht gehört habe, nur versichert zu werden, wie herrlich sie klinge; die Schätzung und Begehrung, die von ähnlicher guter Musik in mir lebt, wird sich dann an die Vorstellung: neue Oper — anschließen; das Streben jener Schätzung wird sich auf sie übertragen und ihr gleichsam geliehen werden, und so wird ganz einfach das Verlangen nach dem noch Unbekannten zu Stande kommen. So geht es auch mit Kleidungsstücken, Früchten ꝛc., die man uns als solche schildert, welche andern uns bekannten sehr ähnlich sind; das eine Aehnliche vertritt dann das andre Aehnliche. Beim Widerstreben gegen Dinge, die uns als verletzende beschrieben werden, herrscht die nämliche Stellvertretung. Hieraus erklärt sich, wie man auf die ganz irrige Meinung hat gerathen können, als ob schon die bloßen Vorstellungen den Antrieb zum Handeln enthielten. Genug: verschiedene Werthe (Schätzungswerthe) erlangen die Dinge für uns, indem sie so oder so — in diesem oder jenem Reizungsverhältnisse — auf uns einwirken, sie werden uns dadurch zu größern oder geringern Gütern und Uebeln. — Näheres hierüber in dem Kapitel von den Gefühlen.

§. 37.

Auf die geschilderte Weise nehmen die Urvermögen verschiedene Entwickelungsformen an, die sie vor der Reizeinwirkung noch gar nicht hatten (s. §. 17). Indeß wissen wir schon, daß dies nicht von allen Elementarvermögen gilt. Ein Theil derselben bleibt frei, und diese schließen sich den entwickelten oder Spuren an, ohne

an diesen hierdurch schon fest zu werden. Dabei werden sie, da das Gleichartige einander anzieht, am meisten (nicht ausschließlich!) von denjenigen Gebilden in Beschlag genommen, die ihnen ähnlich sind, d. i. von den Begehrungen und Widerstrebungen, und zwar namentlich von den stärksten unter ihnen. Von diesen aus verpflanzen sie sich dann auf andere Gebilde, gleichen sich an dieselben aus. Daß dieß so sei, zeigt die Erfahrung an sehr deutlichen Beispielen. Man nehme das Begehren und Widerstreben. Beides verliert an Stärke und Spannung, wenn Etwas unser Nachdenken sehr stark in Anspruch nimmt, denn die freien Vermögen, die vorher dort mitwirkten, ziehn sich nun zu den Denkgebilden hin, so daß diese die Spannung erhalten, welche man (temporäre) Wißbegierde nennt. Die Gegenstände solcher Wißbegierde dagegen werden uns gleichgiltig, sobald wir die Sache vollständig erkannt haben, genau wissen. Die betreffenden Gebilde, jetzt reife Vorstellungen geworden, haben nicht mehr die Form, durch welche sie vorher den Urvermögen verwandt waren; die letzteren werden nicht mehr von ihnen angezogen, sondern wenden sich nun nach anderen Seiten hin. — Wo die freien Vermögen weder durch Reizaneignung noch durch Uebertragung verwendet werden, sammeln sie sich an den Gebilden zahlreich an, und das giebt sich in einer Unruhe kund, die zur Qual werden und selbst zum Lebensüberdruß führen kann. Was wir Langeweile nennen, ist eine mildere Form dieser Qual. — Angeschlossen an die stärksten gleichartigen Gebilde begründen die freien Vermögen unter Anderem auch den Nachahmungstrieb. Mit diesem Triebe verhält es sich so. Da wir stets wahrnehmen, wie unsre körperlichen Gliedmaßen sich bewegen, so treten diese Wahrnehmungen mit den bewegenden Seelenvermögen in bestimmte Verknüpfungen. Durch ähnliche Bewegungen, die wir an Andern sehn, werden diese Verbindungen in uns reproducirt, und so werden wir gern nachthun, was jene uns vorthun. Dies geschieht in solchen Seelen am leichtesten und häufigsten, die noch wenig entwickelt, noch nicht reich an fest geordneten, zu bestimmter Selbstthätigkeit führenden Gebilden sind. Was ihnen Andere darstellen (vorthun), ist das Ergreifendste, das Stärkste für sie; die freien Vermögen fließen sofort dazu hin, und so werden sich solche Personen angespornt fühlen, die geschauten Bewegungen Anderer

nachzuahmen. Daß dies vornehmlich bei Kindern vorkommt, ist natürlich, aber auch bei Erwachsenen zeigt sich dieser Trieb, denn die Modesucht, wie sie in Kleidung, Sitten, Gebräuchen ꝛc. die Menschen beherrscht, ist Nachahmungssucht. Selbst wissenschaftliche und künstlerische Moden giebt es, die lediglich in den freien Vermögen, welche keine selbstständige Ausbildung empfingen, ihren Grund haben. In Zeiten der Noth, wo die Vermögen so reiche Bestätigung finden, daß sie kaum zureichen wollen, verliert die Mode ihre Herrschaft. Uebrigens ist das Wort Nachahmungstrieb nicht überall passend, denn das Nachthun erfolgt häufig ganz unwillkürlich durch vorwiegende Reizausgleichung, und von einem besondern angeborenen Nachahmungstriebe kann gar nicht die Rede sein. Ueberhaupt ist es falsch, neben den Urvermögen und Gebilden noch „Triebe und Begierden" anzunehmen, als seien sie Etwas für sich, wohl gar ohne Weiteres etwas Sündhaftes.

§. 38.

Aus §. 18 und besonders 19 war zu ersehen, daß das Vorstellen in keinem derjenigen Seelenakte ganz fehlt, die man als Empfindungen den Vorstellungen entgegenzusetzen pflegt, denn wie wir auch empfinden mögen, wir empfinden stets Etwas und stellen es in demselben Akte zugleich vor. Das Nämliche gilt von den Strebungen. In jeder Strebung, heiße sie wie sie wolle, liegt zugleich die Vorstellung dessen, auf was sie gerichtet ist, und wo diese Vorstellung durch einen entsprechenden Begriff verstärkt wird, fällt er doch ganz in den Strebungsakt hinein. Am deutlichsten zeigt sich das Vorstellen mit dem Begehren vereinigt, und zwar schon von Anfang an. Gesetzt, es wirkte eine Georgine lustreizend auf meine Sehvermögen ein, so daß mir ein Begehren nach derselben entstünde. Hier ist klar, daß zugleich in denselben Sehvermögen auch ihr Abbild (die Vorstellung von ihr) entsteht, und würde gefragt: wo entstand die Begehrung? so wird Jedermann zugeben, daß sie weder in Hör-, noch in Schmeck-, noch in Riech-, Tast- oder Vitalvermögen entstehen konnte, denn diese Vermögen kommen ja bei der Georgine, die nur für das Auge berechnet ist, gar nicht in Anwendung. Auch von einem besonderen angeborenen Begehrungsvermögen können wir hier wie überall

Nichts entdecken; wir sehn deutlich: es sind und können nur die Sehvermögen selber sein, welche das Begehren in sich entwickelt haben, und so folgt: Begehren und Vorstellen sind in dem genannten Beispiele in Einem Akte beisammen; derselbe trägt nur zwei verschiedene Formen an sich, wie ja auch die Dinge der Außenwelt häufig Zweierlei in Einem sind, z. B. schwer und hart, flüssig und weiß zugleich ꝛc. So bei allen Begehrungs- und sonstigen Strebungsakten.

Die gesehene Georgine kann ich mir später so vergegenwärtigen, daß ich sie *nicht* begehre, wogegen zu anderer Zeit das frühere Verlangen nach ihr lebhaft zurückkehren kann. In jenem Falle steht sie mir lediglich als *Erinnerung* im Bewußtsein, das Begehren schweigt. Da es nun ein und dasselbe Gebilde ist, welches auf diese Weise verschieden auftritt, so erhellet, daß die Spuren von den Lustempfindungen einer *zweifachen Reproduction* fähig sind: als *Lusterinnerung* und als *Begehrung*. War der Reiz ziemlich vollständig erhalten oder der entschwundene von andern Lustgebilden her in Folge der Ausgleichung reichlich ersetzt worden, so lebt das Gebilde als *Lusterinnerung* auf; herrscht in demselben bei der Reproduction Reizmangel, so muß es sich als *Begehren* äußern. Dieses Begehren wird um so stärker sein, je größer der eingetretene Reizmangel ist, und man bezeichnet diesen Mangel durch den Ausdruck: (verschiedene) „*Strebungshöhe*". Anfangs zeigen sich die beiden Reproductionsformen *schwankend gegen einander*; je länger aber ein Gebilde in einer dieser Formen geblieben und reproducirt worden ist, desto mehr wird dieselbe zur stätigen, und das Gebilde kehrt zuletzt unveränderlich in dieser oder jener Form zum Bewußtsein zurück. Es giebt Menschen, die das, was sie öfter begehrten, immer wieder begehren müssen, weil die Vermögen in dem betreffenden Gebilde unfähig geworden sind, den stets entschwundenen Reiz bleibend anzueignen. In den niederen Sinnen reproduciren sich die Lustgebilde fast ausschließlich in der Begehrungsform, warum? in den höheren dagegen kehrt Vieles immer als Lusterinnerung zurück, weil die Reize bleibend von den kräftigen Vermögen in Besitz genommen sind.

Auch die eigentlichen (aus der Vollreizung stammenden) Vorstellungen und die Begriffe können unfähig werden, die Reize dauernd in sich aufzunehmen, durch welche sie reproducirt werden sollen und werden, sie brauchen nur recht lange im Unbewußtsein zu ruhen. Daher die Thatsache, daß das Denken zu verschiedenen Zeiten so verschieden gelingt. Dieselben Denkgebilde, welche, weil man sie öfter reproducirt hatte, lebhaft und rüstig in's Bewußtsein springen, schleichen, wenn sie lange unerregt geblieben waren, matt und träge dahin; sie sind dem Bewußtsein nicht mehr nahe, wie früher (s. §. 24), und so fehlt ihnen die Anziehung für die beweglichen Elemente, durch welche sie sonst so leicht geweckt wurden.

§. 39.

Was wird nun aus den Gebilden, die sich bald als Lusterinnerung, bald als Begehrung reproduciren können? Sie fließen, so weit sie gleichartig sind, zu einem Gesammtgebilde zusammen, denn das Gesetz der Anziehung waltet in ihrem Bereiche eben so, wie im Gebiet der Vorstellungen. Auch tritt für sie eine Verstärkung durch bleibende Aneignung der beweglichen Elemente ein, eine Vermehrung des „angewachsenen Raumes" (s. §. 24), indem überdies diese Elemente zugleich als verknüpfende wirken. Ein solches Gesammtgebilde bekommt dann den Namen Neigung, die bei fortgehender Spurenvermehrung zum Hange, zur Leidenschaft, selbst zum Laster anwächst. Die Neigung lastet im letztern Falle so stark auf der Seele, daß diese sehr schwer oder gar nicht mehr davon frei werden kann. Man nehme folgende Beispiele. Es fängt Einer damit an, täglich ein Gläschen Branntwein zu trinken und setzt das mehrere Monate lang fort. Wird er zufrieden sein, wenn sich der Eindruck davon als Wohlgeschmack, als Lusterinnernng reproducirt? Selten; die Erfahrung lehrt, daß ein solches Gebilde mehr und mehr als Begehrung im Bewußtsein auflebt. Sagt er sich nun nicht bei Zeiten, daß er auf einem bedenklichen Wege begriffen ist, auf welchem er nicht fortschreiten dürfe, giebt er vielmehr der Begehrung unbedachtsam nach, so wird er ein Trunkenbold geworden sein, ehe er sich's versieht. Der Tabaksschnupfer nahm Anfangs nur zuweilen eine

Prise, vielleicht weil sie ihm angeboten wurde, und wer ein Näscher (Leckermaul), Schlemmer, Putznarr, Spieler ꝛc. geworden ist, fing mit einzelnen Genüssen bezüglicher Art an, aber durch jeden neuen Eindruck ward ein neues leeres Urvermögen entwickelt, das die frühern Spuren durch eine gleichartige verstärkte. Auf ähnliche Weise erstarkt auch das Nichtsinnliche, das mehr Geistige zu Neigungen und Leidenschaften, wenn man gewisse lustgestimmte innere Erregungen oft und lange wiederholt, nur daß dabei mehr der „angewachsene Raum" (die Anbildung beweglicher Elemente) zunimmt. Der Stolze stellte Anfangs seinen Vorzug vor Andern nur selten vor, aber er empfand, daß ihm dies wohlthat; es fand sich Veranlassung, diese Stimmung öfters zu reproduciren, und so kam er zu einem Hange der Ueberhebung, der in's Lächerliche ausarten kann. Mit der Herrschaft, dem Ehrgeiz, der Ruhmbegierde, der Prahlerei u. dergl. geht es eben so. Wenn diese Beispiele fehlerhafte Neigungen vorführten, so giebt es anderseits auch gute, pflichtmäßige Neigungen, die ebenfalls von kleinen Anfängen ausgehn. Man denke an die Lernbegierde, die Liebe zu einer Wissenschaft, Kunst, die Neigung zur Freundschaft, zur Beförderung des Gemeinwohls, der religiösen Erbauung ꝛc. — Können auch solche Strebungen zusammenfließen, deren Gegenstände ziemlich weit auseinander liegen, wie z. B. das Verlangen nach Büchern mit dem Streben nach Blumen, Vögeln ꝛc.? Sehr wohl, da in solchen Fällen sich die Vorstellung der Gegenstände zwar verdunkelt und verdunkeln muß, weil verschiedene Vorstellungen nicht gleichzeitig ein helles Bewußtsein bewahren können, nur thut das dem Zusammenwirken des Strebens keinen Abbruch. Eine solche Gesammtneigung ist z. B. die Neigung zum Gelde, denn sie ist aus verschiedenen Grundneigungen (zu Lustbarkeiten, zu Reisen, zu Besitzthum ꝛc.) zusammengesetzt, welche alle das Geld als Mittel zu ihrer Befriedigung bedürfen. Die Vorstellung Geld bleibt daher allein klar im Bewußtsein stehen, die andern verdunkeln sich gegenseitig — nicht zum (gänzlichen) Unbewußtsein, sondern im Bewußtsein, und so erklärt sich zugleich, warum die Menschen ihre Neigungen in der Regel so wenig kennen. — Angeboren ist keine einzige Neigung, ihre Entstehung kann durch die angeborenen Eigenschaften der Urvermögen nur begünstigt,

aber auch erschwert werden. So wird Keiner Neigung zur Betreibung der Musik in sich ausbilden, dessen Gehörsinne die feine Reizempfänglichkeit versagt ist, und warum bringen es die Blödsinnigen nur zu schwachen Neigungen? weil ihre Urvermögen sehr wenig Kräftigkeit haben. Gleiches gilt von den Thieren aus dem nämlichen Grunde. Fehlt die Reizempfänglichkeit und Lebendigkeit sehr, so erfolgt auch das Reizentschwinden aus den Lustgebilden wenig und langsam; es entwickelt sich nur geringes Begehren und die Neigungen zeigen sich dann träge und schwerfällig (Phlegmatiker!).

Uebrigens wird das Wort Neigung bald im engern, bald im weitern Sinne genommen, denn man bezeichnet häufig auch den Hang und die Leidenschaft als Neigung. Die Leidenschaft kennzeichnet sich dadurch, daß sie in Folge ihrer ausnehmenden Vielspurigkeit eine sehr große Bewußtseinsnähe hat, so daß sie immer gleichsam auf dem Sprunge steht, zu vollständiger Erregung zu gelangen, sobald die Seele nur frei ist von andern Thätigkeiten. Die eigentliche Neigung tritt nur in's Bewußtsein oder wird nur rege, wenn der Gegenstand, auf welchen sie sich bezieht, bestimmt bewußt wird, also die Erregungselemente ihr direct zufließen, während der Hang schon auflebt, wenn Etwas, das mit ihm in nur entferntem Zusammenhange steht, Erregung empfangen hat. Außerdem wird natürlich die Leidenschaft eine größere Widerstandsfähigkeit gegen das besitzen, was sich ihr entgegenstemmt; die bloße Neigung wird eher zu besiegen sein. Das Bewegende, Treibende in allen diesen Gebilden ist nicht eigentlich die Lust, die Schätzung, die sie enthalten, sondern die andere Seite: das Streben dieser Gebilde. Denn die Schätzung hat mehr den ruhigen Vorstellungscharakter und äußert sich, wo sie das Streben überwiegt, als ein bloßes Gernhaben, Vorziehen ꝛc.

§. 40.

Was die Widerstrebungen betrifft, so entstehen sie am directesten in den Verhältnissen der Ueberdruß- und Schmerzreizung, indem die Seele, so lange sie sich vorwiegend von sinnlichen Erregungen bestimmen läßt, alle unangenehmen Empfindungen und daher auch alle diejenigen Eindrücke scheut, von denen sie auf Grund

gemachter Erfahrungen in Unluſt verſetzt zu werden fürchtet. Hat ſich aber auf Grund der Lebenserfahrung eine beſtimmte Anſicht über menſchliches Wohl und Wehe gebildet, ſo finden auch Widerſtrebungen gegen ſolche Gegenſtände und Verhältniſſe ſtatt, deren Schädlichkeit ſich nicht dem unmittelbaren Gefühl aufdrängt, ſondern nur durch Schlüſſe erkannt wird. — Richtet ſich eine Widerſtrebung beharrlich gegen ein beſtimmtes Object, ſo heißt ſie Abneigung; bei zunehmender Stärke wird letztere zum Widerwillen und ſchließlich zum Abſcheu. — Da ſich nun bei verſchiedenen Menſchen in Folge der individuellen Entwickelung eine verſchiedene Werthſchätzung der Dinge und Verhältniſſe bildet, ſo nehmen in jedem Einzelnen die Neigungen und Widerſtrebungen eine beſtimmte Richtung. Ebendeshalb haben auch die Unluſtaffecte (Zorn, Wuth, Verzweiflung ꝛc.) ſtets einen perſönlich (ſubjectiv) gefärbten Charakter. Sie ſind eine Miſchung heftiger Widerſtrebungen mit ſtarken Unluſtempfindungen. Wenn nämlich Jemand trotz beharrlicher Abneigung und Gegenwirkung an ſeiner empfindlichſten Stelle getroffen wird, ſo fühlt er Schmerz nicht nur über das eingetretene Uebel ſelbſt, ſondern auch über die Unzulänglichkeit ſeines Widerſtrebens; und da letzteres dennoch nicht unterdrückt werden kann, ſo äußert es ſich in heftiger Aufregung, die nicht ſelten zu leidenſchaftlichen Thaten führt.

Ein beſonderes Widerſtreben zeigt ſich im Trotz. Kräftige, ſtrebende Naturen, wenn ſie despotiſch behandelt werden, ſinnen auf Abwehr, und indem ſo ihre Strebungsgebilde oft und lange im Bewußtſein ſtehn, ziehen ſie bewegliche Vermögen an; wie ſie hierdurch wachſen und erſtarken, treten ſie in immer entſchiedeneren Gegenſatz gegen fremde Willensäußerungen. Die Abweiſung des fremden Willens unter Beharrung auf dem eigenen iſt aber eben der Trotz. Schwächere, reizbare Gemüther dagegen, wenn ſie oft verſtimmt werden, empfangen zu ihren Strebungsgebilden mehr bewegliche Reize, und das giebt den Eigenſinn. Dieſer gleicht mehr den trüben Einbildungsvorſtellungen und äußert ſich in Klagen, Weinen ꝛc., während der Trotz ſich gern im Widerſtreben Luft macht. Der Trotz findet ſich daher auch mehr beim männlichen, der Eigenſinn häufiger beim weiblichen Geſchlecht.

§. 41.

Das Widerstreben kann man ein negatives Wollen nennen. Das positive Wollen (das eigentliche, wie es der gemeinübliche Sprachgebrauch kennt) ist ihm sehr ähnlich, nur mit dem wichtigen Unterschiede, daß es stets auf einer Begehrung fußt, welche nicht gegen ein Unlustgebilde kämpft. Aber jede Begehrung kann ein doppeltes Schicksal haben: sie kann ihren Zweck erreichen oder nicht erreichen. Ich begehre z. B. eine Sonate auf dem Klavier zu spielen, und es gelingt mir; mein Nachbar begehrt das auch, aber sein Begehren bleibt ein bloßer Wunsch, er kann es nicht verwirklichen. Letzterer besitzt nämlich nicht die Mittel, welche mir zur Ausführung meines Begehrens zu Gebote stehn: die Notenkenntniß, die Fingergeübtheit, welche zum Klavierspielen gehört, oder er hat dies Alles, aber die eine Hand ist ihm gelähmt. Er sagt daher: ich wünschte wohl diese Sonate zu spielen, aber ich kann es vernünftiger Weise nicht wollen. Das Wollen ist also ein solches Begehren, dem sich eine Vorstellungsreihe anschließt, die uns mit Ueberzeugung vergegenwärtigt, daß wir die Mittel zur Erreichung des Begehrten in der Gewalt haben, so daß wir es schon im Voraus als durch uns verwirklicht vorstellen und darum diese Verwirklichung mit Sicherheit erwarten können. So weit zu einer Begehrung diese Vorstellungsreihe („Mittelreihe") fehlt, bleibt die Begehrung ein bloßer Wunsch; es wird nicht zum eigentlichen Wollen, obschon der ungenaue Sprachgebrauch des alltäglichen Lebens auch hier oft sagt: „ich wollte" das wohl (aber es geht nicht).

Hieraus ist klar: jedes verschiedene Wollen setzt, wie eine andere Begehrung, so auch eine andere Mittelreihe voraus. Mit den Mitteln, die ich zur Fertigung eines deutschen Aufsatzes besitze, kann ich keinen lateinischen machen, und mit den Mitteln, die zum Schwimmen oder Tanzen in meiner Gewalt sind, vermag ich nicht zu rechnen oder zu malen. Wohl unterstützt auch hier das Gleichartige einander, denn es geht als fertiger Bestandtheil in das neue Wollen ein, so weit es dazu paßt, und so wird z. B. der Wille, lateinische Buchstaben zu schreiben, bald ausführbar werden,

wenn man vorher deutsche schreiben gelernt hat; aber jedes eigenthümliche Wollen muß besonders erworben werden. Dabei müssen Begehrung und Mittelreihe in bestimmte Verknüpfung treten und sich in solcher erhalten, wenn das Wollen nicht ein immer wieder blos anfangendes, sondern ein fertiges, ausgebildetes werden soll, das nur reproducirt zu werden braucht. So haben wir von Jugend auf lauter einzelne Wollungen entwickelt, ehe wir das Ding hatten, das wir unsern Willen nennen; dem fertigen Willen geht stets das einzelne Wollen voran, und „Wille" ist nur der allgemeine Titel, unter welchem wir die verschiedenen Wollungen als fertige Akte zusammenfassen. Kein Wunder daher, daß der Wille bei einem und demselben Menschen oft ein so widerspruchvoller und wunderlich wechselnder ist. Nur das Wort Wille ist eins, der Wille selbst ein tausendfach zusammengesetzter, und es gehören zu ihm auch die Widerstrebungen, so weit er ein „widerspenstiger", „abwehrender" ist. Wer z. B. einen Andern beschädigen „will", ist durch einen Widerwillen, durch eine auf Unlust beruhende Widerstrebung gegen ihn dazu bewogen, und wenn Eltern ihre Kinder aus Pflichtgefühl strafen, so ist gewöhnlich das Begehren des Rechten und das Widerstreben gegen das Unrechte zugleich wirksam. Ein einheitlicher, consequent auf das Gute gerichteter Wille entsteht bei wenig Menschen; die meisten entwickeln ihr Wollen so, daß es mehr oder weniger auch auf Schlechtes gerichtet ist („verderbter Wille"), aber ein durch und durch böser (consequent „teuflischer") Wille kommt nie vor.

Je stärker in Jemandem die Begehrungen entwickelt, je mehr sie zu Neigungen und Leidenschaften ausgebildet sind, desto mächtiger zeigt sich auch sein Wille, denn jede Neigung (= vervielfachte Begehrung) ist ein Bestandtheil des Willens, sobald sie mit Mittelreihen in bleibende Verknüpfung getreten ist. Diesen Gebilden schließen sich die noch unausgebildeten Urvermögen vorherrschend an und vermehren dadurch die strebende Kraft des Willens. Fehlen sie sehr, wie solches nach einem thätig vollbrachten Tage gegen Abend der Fall ist, so fängt auch der Wille an zu erlahmen (s. §. 22, 23). Giebt es einen absolut fertigen Willen? Nein; er kann und wird stets Zuwachs und Veränderungen erfahren, da er aus so vielen einzelnen Factoren besteht,

die sich selber nicht nur um- und fortbilden, sondern auch stets neue Combinationen zulassen. Nur in der Hauptsache kann der Wille die Richtung auf ein bestimmtes beharrliches Ziel nehmen, im Einzelnen wechselt er mit seinen einzelnen Zwecken. Je mehr wir nach und nach aus Erfahrung erkennen, das und das sei als Mittel zu unseren Zwecken sicher in unserer Gewalt, desto mehr stellen wir auch als erreichbar im Voraus vor, was wir begehren, und desto fester wird damit auch der Wille. Je abhängiger Jemand von anderen Menschen ist, desto mehr wird die Macht seines Willens eine beschränkte sein. Genug: der Wille des Menschen ist nichts Anderes, als die Gesammtheit der in seiner Seele gebildeten und fortdauernden einzelnen Akte des Wollens.

§. 42.

Was wir die Selbstthätigkeit des Menschen nennen, ist seine gewollte, aus innern Antrieben fließende Thätigkeit, wie sie sich im Handeln und Produciren ausspricht. Beim Handeln reproducirt sich blos, was als fertiges Wollen vorhanden ist, es wird nicht in neue Verknüpfungen gesetzt; beim Produciren, das allerdings auch in das Handeln zuweilen mit eintritt, wird das zunächst Reproducirte in solche Verbindungen gebracht, wie sie bisher noch nicht in der Seele lagen; das dem Inhalte nach bereits auf anderen Wegen Erworbene bekommt eine neue Form, mehr aber nicht (s. §. 27). Kleide ich mich z. B. an, fertige ich meine gewohnte Tagesarbeit, setze ich mich zum Essen zu Tische ꝛc., so wiederhole ich blos, was ich hundertmal bereits gewollt und gethan habe (äußeres Handeln), und nicht anders ist es, wenn ich still sitzend mich an das erinnere, was ich gestern erlebt habe, oder wenn ich überlege, was ich morgen zu thun finden werde (inneres Handeln). Meine Thätigkeit richtet sich hier immer nach bestimmten Verknüpfungen, welche die Seelengebilde bereits erlangt haben, und bei diesen bleibt es, wogegen z. B. bei der Verfertigung eines neuen Gedichtes, bei der Erfindung einer neuen Maschine ꝛc. das bisherige Verknüpftsein der Seelengebilde nicht ausreicht; es handelt sich um neue Verbindung derselben, und dies ist die Aufgabe des Producirens (m. vergl. das in §. 27 über

die Phantasiethätigkeit Gesagte). Sowohl beim Handeln als beim Produciren liegt nun das Bewegende nicht lediglich in den fertigen Gebilden, sondern es sind außerdem freie Elementarvermögen und allgemeine Reize dazu erforderlich; denn fehlen diese Elemente, so fühlen wir uns erschöpft, und Beides, das Handeln und Produciren, hört auf (§. 41).

Betrachten wir jetzt ein einzelnes Wollen für sich, also abgesehn davon, wie es beim Handeln auftritt, so ist die „Mittelreihe", die sich an das Begehren anschließt, eigentlich eine *Causalreihe*. In einer solchen wird immer zuerst die Ursache und die Wirkung hinterdrein vorgestellt, z. B.: Feuer macht warm. Will ich nun beim Handeln von einer Causalreihe Gebrauch machen, so kehrt sich mir die Ordnung dieser Glieder stets um; sie wird zu einer *Finalreihe* (Zweck- und Mittelreihe), in welcher ich die *Wirkung* zuerst und die Ursache zuletzt vorstelle. Wer z. B. sein kaltes Wohnzimmer zu einem behaglicheren machen will, denkt zunächst an die *Wirkung*, die das Feuer hat: an die *Wärme* und nennt sie Zweck; das Denken an die Ursache (Feuer im Ofen) folgt nach und heißt nun *Mittel*. Bei der *Ausführung* des Wollens wirkt natürlich wieder die Causalreihe bestimmend. Es fragt sich nun, wie ist diese Umkehrung der Causalreihen in Finalreihen, die niemals in der Natur der Dinge, aber constant beim Handeln vorkommt, zu erklären? Wie kann sich an erster Stelle reproduciren, was ich doch stets in zweiter *wahrgenommen* habe? Wäre die Umkehrung gewollt, so würde sie nichts Auffälliges haben, denn im Denken kann ich Alles umkehren, sobald ich will, aber sie erfolgt gerade zum Entstehen des Wollens ungewollt, unwillkürlich. Die Sache erklärt sich einfach so. Jedes *entwickelte* Vermögen kann sich so reproduciren, daß es entweder seinem Anfang oder seinem Ende gleich ist. Die Begehrung Apfel z. B. gleicht dem Anfange, den das Vermögen ursprünglich hatte, denn die Begehrung ist *strebend*, wie alle Urvermögen; die Lusterinnerung Apfel ist dagegen dem Ende gleich, welches das Vermögen nach seiner Ausbildung hatte, denn sie ist reizerfüllt, wie jedes entwickelte Vermögen. Nun wissen wir aus §. 24, daß sowohl der Anfang als das Ende eines Gebildes mit andern in Verknüpfung treten kann, und da sich die Bewußtwerdung nach

den früher gestifteten Verknüpfungen richtet, so wird und muß die Begehrung das wecken, was mit ihrem Anfange verbunden ist. Dies sind aber die Mittel, durch welche der Apfel erworben und zum Genusse gebracht wurde (einkaufen, zulangen, zum Munde führen ꝛc.); diese gingen dem begehrten Genusse voran, ihr Ende knüpfte sich an den Anfang dieses Genusses, und so wird dieses Vorangegangene jetzt wieder geweckt. Dem Genusse folgte dies oder das nach, es knüpfte sich mit seinem Anfang an das Ende der Lustempfindung, und wenn sich daher der Apfel als Lusterinnerung reproducirt, so folgt das so Angeknüpfte auch jetzt wieder nach (Lob, wie gut er geschmeckt habe, Empfehlung an Andere ꝛc.). In beiden Fällen ist die geschilderte zweifache Verknüpfung die nächste und stärkste für das reproducirte Gebilde (den Apfel), und die stärckste Verknüpfung giebt immer den nächsten Ausschlag für die Weckung der Gebilde (s. §. 25). — Die Begehrung zog vorherrschend freie Vermögen an; diese sind es darum auch, die sich von ihr aus weiter verpflanzen, und so muß das Handeln entstehn, denn dieses ist durch freie Vermögen bedingt. Zur Lustempfindung wie zur Lusterinnerung gesellen sich vorherrschend die allgemeinen Reize, und diese führen nicht zum Handeln, sondern mehr zur Reproduction dessen, was ihnen verwandt ist: zur Weckung bloßer Vorstellungen. — Das Produciren ist nicht an diese bestimmte zweifache Reproductionsordnung gebunden, sondern alle Verknüpfungsverhältnisse (s. §. 25) können sich hier für die Uebertragung der freien Vermögen geltend machen; es entscheidet dabei mehr die gegenseitige Anziehung des Gleichartigen und die Schwungkraft, welche den Gebilden selbst innewohnt.

Kaum bedarf es am Schlusse dieses Kapitels noch der Bemerkung, daß von einem besonderen angeborenen Begehrungsvermögen, von einem angeborenen Willen nicht die Rede sein kann. Die sämmtlichen praktischen Erscheinungen, die wir hier erörtert haben, erklären sich aus der gesetzlichen Fortentwickelung des Strebens, das die Urvermögen von Hause aus besitzen. Eben so versteht es sich von selbst, daß alle diese Vorgänge durch den Abstractionsproceß Begriffe aus sich hervorbilden können, durch welche sie aufgeklärt, von einander deutlich unterschieden und somit intellectuell ausgebildet werden, d. h. es wird ihnen die Verstandesform aufgeprägt. S. §. 30 u. 31.

Sechstes Kapitel.

Von der Entwickelung des Urvermögen zu Gefühlen.

§. 43.

Hier ist vor Allem an die verschiedenen Formen (Entwickelungsformen) zu erinnern, welche die Urvermögen im Laufe ihrer Ausbildung annehmen. Was wir als Begriffe, Urtheile, Schlüsse, Begehrungen, Widerstrebungen, Neigungen, Wollungen ꝛc. kennen gelernt haben, sind Bildungsformen, zu welchen jene Vermögen nach und nach nothwendig gelangen müssen, und jede dieser Formen kann sich in anderer Stärke, Frische, Erregtheit, Spannung ꝛc. herstellen. Voran gehn diesen höheren Formen die mehr elementarischen, wie sie bereits durch die verschiedenen Reizungsverhältnisse entstehn. Wir meinen die Formen der Unlust, der Lust, des Ueberflusses, des Schmerzes, und die Form der Vorstellung, welche sich gegen Lust wie gegen jede Art der Unlust neutral verhält, indeß an sich doch förderlicher und darum wohlthätiger Art ist. Je nachdem ein Urvermögen diese oder jene Form empfängt, erhält es eine andere *Stimmung*, die ihm verbleibt und welche daher auch bei der Reproduction, obschon nicht in der ursprünglichen Frische, wiederkehrt. Wie bekannt, nennt man diese ersten Entwickelungsformen der Urvermögen *sinnliche Empfindungen*, die sich durch Spurenvermehrung zu *Wahrnehmungen* verstärken (§. 17 und 18). Da sich nun täglich neue Urvermögen anbilden, so können hunderte in dieser, andere hunderte in jener Form entwickelt werden, und die Seelenbildung braucht nie still zu stehn und steht nie still.

Wie bereits in §. 20 angedeutet, sind von den sämmtlichen genannten Formen die Gefühle wesentlich verschieden, denn diese beruhen auf einer Vergleichung oder Messung. Das Wort „Gefühl" bezeichnet nämlich nichts Anderes, als das *unmittelbare Bewußtsein von der Beschaffenheit unsrer Thätigkeiten und Zustände*, welches uns in jedem Augenblicke unsres wachen Lebens beiwohnt. Wir werden uns aber dieser Beschaffenheit nur

durch die Stadt zu reiten; die frühere Luft sticht von den höhern Luftgebilden, die er jetzt in sich trägt, als Unluft ab, und ebenso würde es der Jungfrau gehen, wenn man sie nöthigte, mit der Kinderpuppe zu spielen. Wohl kehrt auch solche Kinderluft als Luft zurück, aber nur dann, wenn man sich in Gedanken ganz in die Kinderzeit zurückversetzt, folglich Nichts von dem Höheren reproducirt, was sich seitdem ausgebildet hat. An größerer Unluft gemessen kann ferner die kleinere Unluft wie Luft aussehen. So wird ein geringer Verlust mit Vergnügen begrüßt, wenn man einen zehnfach größern befürchtet hatte, ꝛc. — Da nun jedes Seelengebilde von dem andern irgendwie verschieden ist, da diese Verschiedenheit im Laufe der Fortbildung nicht aufgehoben, sondern eher vermehrt wird, so ist es kein Wunder, daß die Gefühle etwas sehr Veränderliches, Wechselndes sind. Jedes Lebensalter hat andere Gefühle, wie jeder Tag seine besonderen haben kann, und Gleiches gilt namentlich von den verschiedenen Ständen, die oft dem nämlichen Gegenstande eine ganz andere Messungsgrundlage entgegenbringen.

3) Der gleiche Eindruck kann darum nicht immer das gleiche Gefühl bewirken: andere Maßstäbe, andere Messungen, d. h. andere Gefühle. Was einem Eindrucke vorangeht, grundirt den Erfolg des nächsten Eindruckes. Derselbe Wein schmeckt anders, je nachdem man vorher Kuchen, oder trockenes Brot, oder Käse gegessen hat, und es ist darum wahr, daß man in solchen Fällen gewissermaßen „drei Sorten Wein trinken kann, indem man ein und dasselbe Glas trinkt.“ Man tauche ferner die Hand in laues Wasser, nachdem man sie vorher in sehr kaltes getaucht hat, und die laue Wärme wird wie große, dagegen wie Kälte erscheinen, wenn man die Hand vorher in heißes Wasser getaucht hatte. Der einfache Landmann, der mit seiner geringen Gesammtbildung unter die Sehenswürdigkeiten einer großen Stadt eintritt, wird sich eines Gefühls des Erstaunens nicht erwehren können, während der Einheimische an den großartigen Dingen gleichgiltig vorübergeht, denn bei ihm mißt sich der Anblick an Bekanntem, und das gibt keinen Abstand, folglich weder ein Lust-, noch ein Unlustgefühl. Dagegen wird dem Großstädter ein Gefühl des Mißbehagens entstehn, wenn er wider Willen die Aermlichkeit des Landlebens gegen seine

bequeme und glänzende Lebensführung in der Stadt vertauschen muß, und es wird ihm unmöglich sein, die Zufriedenheit des Landmannes zu theilen. Und so in allen ähnlichen Fällen.

4) Je geringer der Abstand oder Unterschied zweier Seelengebilde ist, desto unfrischer (matter, schwächer) ist das Gefühl, das sie geben, je größer dagegen ihr Abstand, desto größer ist auch die Gefühlsfrische, d. h. die Stärke und Lebhaftigkeit des Gefühls. Manche Gefühle sehn darum wie gar keine Gefühle aus und gelten auch im gemeinen Leben nicht für soche. Zwischen Subject und Prädicat im Urtheile z. B. scheint kein bemerkbarer Unterschied der Klarheit zu sein; aber man versuche, das eine an die Stelle des andern zu setzen, und schon das Gefühl wird widerstreben. Dieses Gefühl sagt uns: Das Klarere gehört in die zweite Stelle, und dies ist der Prädicatsbegriff. Streng genommen sind wir in keinem Augenblicke, so lange wir wachen, ohne Gefühl, erst im Schlafe hört alles Fühlen auf. Aber nur die größern Unterschiede bei den Seelenvorgängen geben frische, deutlich hervortretende Gefühle, und nur diese kennt der alltägliche Sprachgebrauch. Was nicht bereits von seiner ersten Entstehung her Lust und Unlust mitbringt, was mehr die reine Vorstellungsform an sich trägt, das gilt im gemeinen Leben für das Gegentheil des Gefühls, und man sagt daher, daß das gewöhnliche ruhige Denken ohne alles Gefühl ablaufe, was indeß nicht so ist. Denn Niemand wird dabei eine Erinnerung für eine Wahrnehmung, einen Entschluß für Willenlosigkeit, eine Begehrung für eine Widerstrebung, Muth für Furcht ꝛc. halten. Es sprechen sich diese Verschiedenheiten der Seelenakte stets in begleitenden Gefühlen aus, was aber freilich meist sehr flüchtig und dunkel geschieht.

5) Neben den wechselnden Gefühlen giebt es auch bleibende, constante, die, wo nicht immer, doch lange in derselben Art wiederkehren. Haben sich nämlich gewisse Seelengebilde fest miteinander verknüpft, so daß eins stets das andere erregt, so bilden sie stätige Gefühlsfactoren und dann kehrt auch das Gefühl selbst jedesmal zurück. Man nehme einen schmerzlichen Versuch, den Jemand durch eine gewisse Person erfahren hat. So lange sich in seiner Seele die Verbindung zwischen der Vorstellung dieser Person und dem verlorenen Gegenstande nicht auflöst, wird sich der frühere

Schmerz erneuern. Umgekehrt erneuert sich die Lust, wenn sich die Vorstellung eines Freundes mit der durch ihn genossenen Wohlthat dauernd verknüpft hat. — Vieles Einzelne wird zusammenbewußt mit der Gesammtstimmung, mit dem allgemeinen Bewußtsein von dem Zustande oder dem Befinden, welches das Resultat unserer ganzen bisherigen körperlichen und geistigen Entwickelung ist. Diese Stimmung macht dann die allgemeine Unterlage (Gefühlsgrundlage) für das Einzelne aus, und was an dieser gemessen wird, muß ein anderes Gefühl geben, als wenn es sich mit besonderen Gebilden vergleicht. So werde ich durch ein Glas Bier, das ich im Zustande des allgemeinen leiblichen Befriedigtseins genieße, lange nicht das starke Gefühl gewinnen, als wenn ich es bei großem Durst trinke, und die Nachricht von einem Gewinne wird mir wohler thun, wenn ich so eben einen Verlust gehabt hatte, als wenn sie mich trifft im Zustande der allgemeinen Stimmung, die man Gleichmuth nennt. Das Meiste, was uns widerfährt, wird mit unserm gewöhnlichen mittlern Lebenszustande zusammenbewußt, und so entstehen Gefühle, die an Frische einander ziemlich gleichstehn.

6) Ein und derselbe Vorgang kann Vorstellung, Begehrung und Gefühl zugleich sein. Es sei z. B. eine Begehrung in der Seele zum Bewußtsein erregt. In dieser liegt immer zugleich auch die Vorstellung von dem Gegenstande, auf welchen sie sich bezieht (§. 38). Wird nun daneben ein anderes Gebilde bewußt, so muß sich die Verschiedenheit der Begehrung von demselben mit ankündigen, und da diese Ankündigung Gefühl ist, so ist das vorher Zweifache nun zum Dreifachen geworden. Wer z. B. Wein begehrt und das Wasser ausschlägt, thut es, weil er Wein und Wasser an einander mißt und den Wein als etwas dem Wasser Vorzuziehendes fühlt, während zu anderer Zeit ihm das Wasser ein höheres Gut und darum etwas Begehrenswertheres sein kann. Es kommt blos darauf an, welches von solchen Gebilden sich mit höherer Steigerung im Bewußtsein geltend macht. Eine Stunde reichlichen Weingenusses bei einem Festgelage kann die Körperstimmung (die Gefühlsgrundlage) so erhöht haben, daß nun ein Glas frischen Wassers wohlthätiger wirkt als der Wein, während sich's vorher umgekehrt verhielt. Wir haben also hier Dreierlei

in einem Akte: Vorgestelltes, Begehrtes und Gefühltes, d. i. drei Formen, nicht drei verschiedene Vermögen oder Gebilde. Der Maßstab ist bei allem Fühlen im Spiele, darum kann er nicht besonders gerechnet werden, und da jedes begehrende Vermögen (Gebilde) bereits zwei verschiedene Formen an sich trägt, so entsteht ihm durch das Danebentreten des Maßstabes auch die dritte Form: das Gefühltwerden oder das Gefühl.

7) Die ersten Empfindungen des Säuglings können noch nicht Gefühle geben; sie bleiben, so lange noch nicht andere Gebilde als Maßstäbe erworben sind, einfache Empfindungen. Dies ändert sich aber sehr bald, denn jeder Tag, ja jede wache Stunde läßt Eindrücke als Spuren zurück, die von einander verschieden sind. Das Fühlen wird also sehr bald beginnen, nur daß es längere Zeit ein sehr dunkles bleibt. Allmälig werden die Empfindungen vielspurige Akte, damit immer bewußtvoller und klarer, hierdurch allein aber noch nicht zu Gefühlen. Nur der alltägliche ungenaue Sprachgebrauch, der Empfindung und Gefühl wenig oder gar nicht unterscheidet, pflegt starke Empfindungen gern schon Gefühle zu nennen. Allerdings können schon Reiz und Urvermögen sich an einander messen, und faßt man dies in's Auge, so ist auch jede Empfindung bereits Gefühl. Der Erwachsene aber vergleicht unwillkürlich jede Empfindung theils mit einer unmittelbar vorangegangenen, theils mit der Gesammtstimmung, die ihm seine bisherige Entwickelung verleiht, und erst hierdurch werden seine Empfindungen zu eigentlichen Gefühlen. Sonst ist es freilich richtig, daß z. B. die Empfindung des Ueberdrusses nicht entstehen könnte, wenn der Reiz sich nicht am Vermögen mäße, also das Fühlen fehlte; aber erst das Gemessenwerden eines überreizten Vermögens an vollkommener entwickelten giebt ein hinlänglich bestimmtes Gefühl des Ueberdrusses ꝛc. Zugleich erklärt sich aus dieser höheren Staffel des Fühlens eine andere interessante Erscheinung. Der Erwachsene schreit z. B. bei einem Nadelstiche nicht auf, wie das kleine Kind, denn seine kräftige Gesammtstimmung bietet den Schmerzreizen eine Unterlage, auf welche hin sich das Uebermaß derselben ableiten und durch Vertheilung seine mißstimmende Macht verlieren kann. Aehnlich vertheilen sich auch

die Lustreize, weshalb der Mann selten so aufjubelt, wie das von angenehmen Empfindungen ergriffene Kind.

8) Wenn im Gebiete des Vitalsinnes contrastirende Zustände auftreten, so entstehen die sogenannten physischen Gefühle. Sie beruhn ebenfalls auf Messungen, wie die geistigen. Hierher gehören die Gefühle körperlicher Abgespanntheit, der krankhaften leiblichen Aufregung, der Genesung nach einer schweren Krankheit, des ungewohnten Wohlseins ꝛc. Im ersten Falle ist die Messungsgrundlage die vorangegangene, noch in der Erinnerung stehende Kraftfülle, im zweiten der bisherige ruhige Verlauf der leiblichen Functionen, im dritten die Erinnerung an ausgestandene Schmerzen ꝛc.

§. 45.

Ein besonderes Augenmerk verdienen die zusammengesetzten, die ästhetischen und die moralischen Gefühle.

Wer z. B. an einem sonnigen Frühlingsmorgen, nachdem er lange an das einsame Zimmer gebannt war, mit einigen Freunden einen Spaziergang durch die lachende Natur macht, wird nicht ein Gefühl, sondern mehrere zugleich haben; denn wie es an munteren Gesprächen nicht fehlen wird, so werden auch die Fluren, Blumen, Bäume ꝛc., die er sieht, Eindrücke geben, welche von den reinloseren Gebilden seiner Seele bedeutend abstechen und sich überdies an der trockenen Gesammtstimmung messen, die das einförmige Zimmerleben seit Wochen in ihm begründet hat. Da sie sonach allesammt Lustgefühl sind, so beschränken sie einander nicht, sondern fließen in ein Gesammtgefühl zusammen, das sich mit der größten Stärke kund geben muß. Gesetzt aber, er macht unterwegs die Entdeckung, daß er etwas sehr Werthvolles verloren hat, so wird ein Unlustgefühl neben jenes treten, und das wird eine Beschränkung der Lust geben, daß ihm die Natur nicht mehr halb so freundlich vorkommen wird, als vorher. Wie gleichartige Gefühle einander immer heben und verstärken, so ist es natürlich, daß entgegengesetzte einander beschränken und schwächen. — Man nehme ferner den Fall, daß Jemand beschenkt wird. Kommt die Gabe von einem Manne, gegen den er bereits die Gefühle der Hochachtung, der Liebe, des Vertrauens in sich

trägt, so werden diese mit der Freude am Geschenk zusammenbewußt werden und das wird eine sehr freudige Gesammtstimmung geben; ist der Geber aber ein Mann, dem er mißtraut, bei dem er feinberechneten Eigennutz, Prahlerei oder dergl. argwohnt, so wird das Geschenk allen wohlthuenden Werth für den Empfänger verlieren. — Ein mehrfaches, oft sehr gemischtes Gefühl ist das Gefühl der Hoffnung. Steht uns z. B. ein einträgliches Amt, das wir wünschen, in Aussicht, so können und werden wir nicht vergessen, daß Nebenbuhler da sind, die den Sieg über uns davon tragen können. Dieser Gedanke beschränkt die Lust bedeutend, die uns das gehoffte Amt macht, ja die Hoffnung schlägt in Furcht um, wenn wir hören, der und der dürfe sich immer mehr Rechnung auf die Anstellung machen. Furcht und Hoffnung drehen sich um Uebles und Gutes. Je mehr der erstere Factor sich verstärkt, sich auf mehr Gründe stützt, desto mehr tritt der letztere für das Bewußtsein zurück und man sagt dann: die Hoffnung sinkt; ähnlich umgekehrt. — Bei den zusammengesetzten Gefühlen der Ehre und des Ruhmes findet sich keine Beschränkung, so lange nicht Nebenbuhler unsre Vorzüge verdunkeln. Diese Vorzüge stellen wir nämlich als von vielen Andern gekannt und anerkannt vor; je mehr die Anzahl dieser Personen wächst, desto mehr schallt uns die Lust an unsern Vorzügen gleichsam als Echo von ihnen her zurück, und obgleich diese Andervorstellungen mit unsrer Selbstvorstellung nicht Eins werden können (s. §. 34), so wird doch die Stimmung Eins, die dort und hier als die gleiche vielfach repräsentirt ist. Aehnlich beim Gefühle der Zuneigung. Stimmen wir mit Andern in gewissen Meinungen, Gefühlen, Bestrebungen ꝛc. überein, so bleiben auch hier die Vorstellungen von ihnen mit unsrer Selbstvorstellung außer einander, aber das Gleichartige — die Stimmungen — fließt zusammen, und das giebt die Gesammtstimmung, die eine Zuneigung zu Andern sein muß, weil sich das Bewußtsein mehr auf sie, als auf uns hinlenkt.

§. 46.

Die Gefühle des Schönen und Erhabenen oder die ästhetischen Gefühle setzen Gegenstände voraus, die im dritten Reizungsverhältnisse auf uns einwirken, also Lustvorstellungen er-

zeugen. Was auf diese Art in den niederen Sinnen entsteht, erhebt sich jedoch nicht über das Wesen der Empfindungen (§. 17), die zwar angenehm genug sein können, die man aber, und mit Recht, unter die ästhetischen Gefühle nicht rechnet. Die in diesen Sinnen entstandenen Lustgebilde verwandeln sich zu bald in Begehrungen, und das Schöne und Erhabene will vorherrschend vorgestellt sein. Dazu sind Vermögen erforderlich, welche so viel Festhaltungskraft, so viel Stätigkeit haben, daß die Gegenstände der Natur, die Thatsachen aus dem Menschenleben ꝛc., so weit sie ästhetisch stimmen, in Lustvorstellungen bewahrt werden können, und das gelingt vollkommen nur in den höheren Sinnen. Wohl können und sollen sich diese „affectiven" oder Stimmungs-Gebilde auch praktisch bethätigen, was aber mehr durch freie Urvermögen, die sich ihnen anschließen, geschieht, so weit es nicht schon durch die eigene Schwungkraft, die sie besitzen, erfolgt. Genug: was man ästhetische „Gefühle" nennt, sind zunächst affective Vorstellungen (§. 19), die natürlich am Fühlen Theil nehmen, die aber doch wesentlich als Vorstellungen den Ausschlag geben.

Schön nennen wir nun solche Gegenstände, deren Einwirkung die Seh- und Hörvermögen zwar lebhaft, aber doch in einem ziemlich gehaltenen Tempo erregt. Pikante Farben auf einem Bilderbogen thun das nicht, ihr buntes Spiel wirkt höchstens angenehm, und Gleiches gilt von einfacher flüchtiger Tanzmusik. Schön ist vielmehr ein Gemälde, das seinen Gegenstand in frischen, aber nicht überreichen Farben darstellt; eine ruhige Flur, die mit Blumengärten, Landhäusern, sanften Anhöhen ꝛc. geschmückt ist; eine kernige Musik, die das Ohr durch gemessenen Harmonien und Melodienwechsel reizt. Erhaben heißt ein ernster Choral, ein feierlicher Grabgesang, Töne von bedeutender Tiefe, Stärke und Dauer, das purpurfarbene Abendroth, eine weite, unabsehbare Ebene, hoch in die Wolken ragende Berge, der gestirnte Himmel ꝛc. Denn während dort die Urvermögen und die entsprechenden Spuren eine nur mäßige Anspannung erfuhren, werden sie hier in einem stätigern, langsamern Zuge sehr stark erregt und gespannt; die Stimmung, in welche sie dadurch versetzt werden, ist eine weit großartigere als dort, und indem wir dies deutlich empfinden,

sagen wir: das wirkt erhaben. Ist so Etwas in den niederen Sinnen möglich? Alles bleibt hier höchstens angenehm.

Indeß gehört zur Entstehung der Gefühle vom Schönen und Erhabenen noch mehr. So lange sich uns die genannten Dinge blos ihrem Aeußerlichen nach darstellen, machen sie nur einen sinnlichen Eindruck auf uns. Sollen sie zu ästhetischen werden, so müssen wir noch etwas Geistiges hinzudenken, müssen dadurch ihre innere Beschaffenheit, ihr Ansichsein zu bestimmen suchen. Dies können wir freilich nur ungefähr, nur vermuthungsweise thun, aber es ist von allen ästhetisch fühlenden Menschen von jeher geschehen. Längst hat man z. B. das Veilchen als von Bescheidenheit, die Rose als von Liebe, die Tulpe als von Stolz, die Lilie als von Unschuld beseelt betrachtet, und ebenso hat man die Eiche zum Sinnbild der Kraft, den Felsen zum Symbol der Standhaftigkeit, den Donner zum Repräsentanten des Zorns, den eilenden Strom zum Prediger der Flüchtigkeit der Zeit und des Irdischen überhaupt, den Sternenhimmel zum Throne Gottes ꝛc. gemacht. Stimmungen, Ideen, die zunächst nur in uns liegen, leihen wir auf diese Weise den Außendingen, und wir richten uns dabei nach der Art des Eindrucks, den die Dinge auf uns machen. Das Veilchen afficirt uns ganz anders, als die Nessel oder die Distel, und Niemand wird die letzteren als bescheiden zu denken im Stande sein. Es gilt also hier, das Rechte zu treffen, und wer das nicht kann, weil er aus Mangel an Bildung nur am Sinnlichen klebt, der entbehrt der ästhetischen Gefühle. Natürlich wird die phantasievolle Jugend Dinge idealisiren und zu ästhetischen machen, die der Erwachsene nicht mehr dafür zu nehmen vermag, denn wer könnte sich in seinem 30. Lebensjahre noch als Feldherr vorkommen, wenn er bleierne Soldaten aufmarschiren ließe? u. s. w. An die Stelle solcher Einbildungsvorstellungen sind objectiv richtige Wahrnehmungen getreten, und was daher jetzt noch ästhetisch aufgefaßt werden soll, muß anderer, höherer Art sein. Bei den meisten Menschen geht die jugendliche Phantasie in ein prosaisches Anschauen über, und die Dinge werden dann häufig nur von Seiten ihres materiellen Nutzens vorgestellt und geschätzt. So wird die ästhetische Bildung erstickt, denn schön und erhaben kann nur sein, was ohne eigennütziges Inter-

esse gefällt, wie jene Bildung überhaupt nur da gedeihen kann, wo es an hoher Kräftigkeit und Reizempfänglichkeit der Urvermögen, so wie an frischer Ausbildung der letzteren nicht fehlt.

Bekanntlich stuft sich die Lust vom sinnlich Angenehmen immer höher hinauf ab, wie schon die Ausdrücke: Vergnügen, Freude, Ergötzen, Wonne, Entzücken besagen, aber ästhetisch braucht sie nicht immer zu sein. Das Schöne und Erhabene ist in jedem Falle eine Lust eigenthümlicher Art, die sich sogar, wie bei einem Trauerspiele, auf schauerliche Eindrücke gründen kann. Vorstufen des Schönen sind das Hübsche, das Nette, das Liebliche, das Anmuthige, das Naive ꝛc.; mehr dem Erhabenen zugewandt ist das Edle, das Würdevolle, das Prächtige, das Feierliche ꝛc.

§. 47.

Die moralischen Gefühle, durch welche das menschliche Gesinntsein und Handeln bestimmt wird, sind allesammt Werthgefühle, in welchen sich die Dinge (Personen und Sachen) als Güter und Uebel (als positive und negative Schätzungen) kund geben. Schon auf dem Wege des Empfindens gewinnen die Dinge verschiedene Werthe für uns, je nachdem sie uns bei ihrer Einwirkung steigern oder herabstimmen, in verschiedenen Graden uns wohl oder wehe thun (§. 36). Die Stimmungen, welche auf diese Weise die Urvermögen empfangen, bleiben auch dann, wenn sie sich zu Gefühlen ausbilden, dieselben, sie werden aber durch das daneben Bewußte vorübergehend gehoben oder herabgesetzt, also zeitweilig modificirt. So werden wir z. B. den Werth des Brotes als einen viel höheren fühlen, wenn daneben Mangel an Nahrungsmitteln bewußt wird, und der Lerchengesang erfreut uns im Hochsommer weniger, als im anbrechenden Frühling, wo noch die Empfindung des schauerlichen, harten Winters in uns nachklingt. Da sich nun alles Entwickelte an Anderem messen kann, so kann jedes Gebilde den Schätzungswerth, der als ursprünglich empfundener in ihm liegt, variiren, obschon das Empfundene der Hauptfactor auch im Fühlen bleibt, und wir müssen uns daher bei der Betrachtung der Dingwerthe vornehmlich an die Gefühle halten. Dabei ist Zweierlei als wesentlich bestimmend im Auge zu behalten: 1) die Natur der Urvermögen, 2) die

Anzahl der zu einem Gebilde zusammengeflossenen gleichartigen Spuren.

In §. 12 ist nachgewiesen, daß sich die Kräftigkeit der Urvermögen bei allen geistig gesunden Menschen in gleicher Weise abstuft. Wie die Sehvermögen bei Jedermann das Aufgefaßte am stärksten festhalten, so die Vitalvermögen am wenigsten. Während nun das Empfinden an und für sich keine entwickelte Vermögen voraussetzt, kommt beim Fühlen Alles auf das Entwickelte an. Gesetzt, Jemand besitzt von einem gesehenen Gegenstande 100 gleichartige Spuren, von einem gerochenen auch so viele, welches von diesen beiden Gebilden wird das stärkere, das vollkommenere sein? Offenbar das im Gesichtssinne, denn der Geruchssinn bildet die Spuren viel mangelhafter, auch wird er durch die Gegenstände seltener in Anspruch genommen, als jener. Dazu kommt: das gut Festgehaltene kann sich innerlich weiter verarbeiten — zu Begriffen, Urtheilen ꝛc., zu umfassenden Gruppen und Reihen —, das mangelhaft Bewahrte dagegen sehr wenig oder gar nicht. Denken wir uns jetzt einen Menschen, dessen Gebilde in jedem seiner sechs Sinne aus der gleichen Anzahl von Spuren bestünde, so könnten seine Gefühle doch nicht allerseits gleiche Werthe abspiegeln. Denn was im Gesichts- und Gehörsinne mit Lust ausgestattet wohnt, muß er als das Stärkere und Werthvollere — als höhere Güter — fühlen, verglichen mit dem, was die übrigen Sinne als Lustgebilde neben einander bewußt werden lassen, und was auch im Einzelnen sich hierin modificiren mag, das Höhere kann nie zum Niederen werden, in diesem Punkte bleibt das Fühlen im Ganzen sich gleich; darum müssen umgekehrt auch die Mißstimmungen der höheren Sinne sich als größere Uebel ankündigen, als die Unlustgebilde der niederen Sinne. Diese sich nie umkehrende Abstufungsordnung muß in allen geistig gesunden Menschen ohne Ausnahme entstehen, soweit die Spurenanzahl als eine allerseits gleiche erworben wird, denn es ist diese Scala eine nothwendige, in der innersten Natur des Menschen begründete, indem sie auf drei gleichen Ursachen beruht: auf der überall gleichen Abstufung der Kräftigkeit der Sinne, auf der für alle Menschen gleichen Natur der Reize, und auf dem Gesetz der Zusammenbildung der gleichartigen Spuren, das in kei-

ner Seele fehlt. Da nun das Gesinntsein, das Thun und Lassen der Menschen nicht im bloßen Vorstellen, sondern im Fühlen wurzelt, so enthält die naturwüchsige Stufenordnung die Norm für die menschliche Praxis. Das als Werthvolleres Gefühlte wird immer dem weniger Werthvollen beim Schätzen und Handeln vorgezogen — der Mensch kann nicht anders — und so fragt es sich nur noch, ob diese natürliche praktische Norm auch zugleich die sittliche heißen kann. Dies ist entschieden zu zu bejahen, denn sittlich recht handeln wir nur, wenn wir das Höhere dem Niederen, das Edle dem Unedlen, das Bleibende dem Vergänglichen ꝛc., kurz das Vollkommene dem Unvollkommenen vorziehn. Die höchste (allgemeinste) sittliche Norm ist daher die für alle Menschen in gleicher Art bedingte und darum allgemein giltige Abstufung der Güter und Uebel oder der Werthe der Dinge.

§. 48.

Die Abweichungen von dieser Norm, die so häufig vorkommen, erklären sich sehr einfach. Sie ist eine im Angeborenen bedingte und durch dasselbe vorausbestimmte (prädeterminirte), nicht aber eine bereits fertige Norm und die Entwickelung des Angeborenen kann so ausfallen, daß das Gewordene gegen das gesteckte Ziel anläuft. Was sich in den niederen Sinnen entwickelt, kann erstens bedeutend vielspuriger werden, als was in den höheren entsteht, und dann überflügelt das von Natur Schwächere doch das von Natur Stärkere. So wird ein Gegenstand des Geschmackssinnes, wenn er in 1000 Spuren innerlich fortlebt, sich stärker ankündigen und ein höheres Werthgefühl geben, als einer, für den im Gesichtssinne kaum 50 Spuren erworben sind. Was zweitens in einem und demselben Sinne geringere Vielspurigkeit gewonnen hat, als Anderes von gleichem Werthe, wird gegen das Letztere im Gefühl unterliegen, und so kann auf beiderlei Weise viel Falsches, Unsittliches, neben den richtigen Werthschätzungen entstehn. Sind nicht die äußern Umstände bei vielen Menschen so, daß sie von werthvolleren Dingen wenig, von gemeinen viel Eindrücke erfahren? Wo drittens die höheren Sinne verhältnißmäßig ärmlich, die niederen fast allein entwickelt werden, wie bei den Wilden, da können die höheren Güter gar nicht entstehen, sich gar nicht ankündigen. Selbst

unter uns kommt das vor. Wer kann das Schreiben, das Rechnen, die sprachliche Bildung ꝛc. schätzen, wenn er den förderlichen Einfluß dieser Fertigkeiten nie an sich erfahren hat? Sind überdies die Uranlagen schwach, so erhebt sich die Ausbildung nicht über die untersten Stufen, und woher sollten da die höheren Werthgefühle kommen?

So lange nun die Lust- und Unlustgebilde bleiben, was sie, ursprünglich sind, nämlich positive und negative *Schätzungen*, wirken sie wie die Vorstellungen; sie führen blos zur *Beurtheilung* der Dinge hinsichtlich des Werthes derselben, und so geben sie das, was man *praktische Weltansicht* (zum Unterschiede von der theoretischen) nennt. Die der allgemein giltigen Norm *gemäßen* Schätzungen liefern natürlich eine *richtige*, die davon abweichenden eine *verkehrte* praktische Weltansicht, letztere gewöhnlich *Thorheit* genannt. Sobald dagegen die Schätzungen zu *Begehrungen* und *Widerstrebungen* geworden sind (wie das geschieht, ist in §. 18, 38 und 40 gezeigt), treiben Letztere zum Wollen und Handeln an, das ein richtiges, normales sein wird, wenn sie die der natürlichen Werthabstufung entsprechende Stärke haben, wogegen sie die eigentliche Unsittlichkeit, den „*verderbten Willen*" ausmachen, wenn sie stärker oder schwächer ausgefallen sind, als die allgemeine sittliche Norm es vorschreibt. Es giebt Menschen, die einen Gegenstand richtig schätzen und doch falsch behandeln, weil die *Begehrungsform* des bezüglichen Gebildes stärker, vielspuriger geworden ist, als die *Schätzungsform*. Während sie z. B. das Bier richtig schätzen, begehren sie es doch weit heftiger, als es der Schätzung gemäß geschehen sollte; sie können daher ihrer Begierde nach demselben nicht widerstehen, vielmehr zeigen sie eine machtlose *Hingegebenheit an die Begierde*. In anderen Fällen liegt der Grund zu dem unsittlichen Handeln neben der Schätzung in einem andern Gebilde. So schätzt Mancher den Werth der Bildungsanstalten ganz normal, aber Geld dafür auszugeben ist ihm unmöglich, weil er geizig ist, d. h. Silber und Gold so stark begehrt, daß er sich zur Aufopferung einiger Thaler nicht entschließen kann. In solche Menschen die richtigen Antriebe zu bringen ist viel schwerer, als wenn Einer noch sittlich roh, d. h. sittlich ungebildet ist; denn der Letztere hat keinen „ver-

derbten Willen" in sich niederzukämpfen, wie jener, und da es für die Seele keine Zangen giebt, um das Unsittliche aus ihr herauszuziehen, da dasselbe sich zunächst nur in's Unbewußtsein zurückdrängen läßt durch das Gute, das man daneben pflanzt, so hört die Wirksamkeit des Schlechten nur dann dauernd auf, wenn es gelingt, das Gute übermächtig zu machen. Bei recht verstockten Bösewichtern ist das fast unmöglich..

§. 49.

So weit das sittlich Normale in Jemandem ausgebildet ist, kann es vor und nach einer That bewußt werden, und dann heißt dieses Bewußtsein Gewissen, das ein zustimmendes, gutes ꝛc sein wird, wenn die That der richtigen Schätzung entspricht, dagegen ein warnendes oder tadelndes (böses, reuiges ꝛc.), wenn das Gegentheil der Fall ist. Den Namen Pflichtgefühl bekommt das Normale, inwiefern sich in ihm ausdrückt, was Alle sollen, die in den nämlichen Verhältnissen leben. Natürlich muß Beides: Gewissen und Pflichtgefühl, fehlen, soweit gewisse Werthe noch gar nicht entwickelt sind, denn ein fertiges Gewissen bringt der Mensch bei der Geburt nicht mit. Verkehrt sich das Gewissen, weil falsche Schätzungen die Stelle der richtigen einnehmen, so pflegt man dies „Gewissenlosigkeit", richtiger: „irrendes Gewissen" zu nennen. — Die sittliche Freiheit oder der freie Wille ist ebenfalls ein Entwicklungsproduct, indem sich das Wollen immer mehr von den Einflüssen der Außenwelt unabhängig macht und bei seinem Wählen schließlich nur durch das bestimmt wird, was innerlich als Entwickeltes vorliegt. Einen unwiderstehlichen Zwang kann die Außenwelt überhaupt nicht auf die Seele ausüben, weil sie nur Eine Spur auf einmal begründet, welcher sich das bereits Vorhandene widersetzen kann. Von sich selbst kommt aber kein Mensch los, und die Freiheit ist daher wohl Unabhängigkeit vom Zwange des Aeußern, aber nicht des entwickelten Innern. Daher würde man richtiger, statt Freiheit, sittliche Selbstbestimmbarkeit sagen, welche nur dann die richtige „Freiheit" ausmacht, wenn das Normalmäßige wenigstens das Uebergewicht über das Abnorme hat, und eine vollendete Freiheit könnte sie nur heißen, wenn neben dem sittlich Aechten gar nichts Unächtes vorhanden

wäre und bestimmend wirkte. In diesem Falle ist aber bis jetzt wohl nur Einer gewesen: Christus. Da die Tugend allmälig erworben wird, so ist es Aufgabe der Erziehung, die Jugend so zu leiten, daß das Schlechte, wo es nicht ganz verhindert werden kann, wenigstens schwach bleibt, dagegen das Gute zur allein herrschenden Macht in der Seele heranwächst.

Von der Unsittlichkeit ist noch die eigentliche Bosheit oder der böse Charakter zu unterscheiden. Man denke sich einen Menschen, der recht selbstsüchtig (praktisch selbstbeschränkt) geworden ist, so daß sein Bewußtsein sich immer nur um sein liebes Ich dreht. Man nehme an, daß er dabei viel Trübungen, Verstimmungen in sich trägt; wird er Anderer Glück mit Lust, Anderer Unglück mit Unlust vorstellen und fühlen können, wie solches der Gute thut? In allen den Fällen nicht, wo ihn die Andern irgend wie verletzt haben oder er sich auch nur von ihnen verletzt glaubt. An fremden Glück wird er dann blos seine Verstimmtheit fühlen und stärker fühlen, und das fremde Unglück wird sie ihm ebenfalls wecken, aber so, daß er sie als eine leichtere, wohl gar als etwas Angenehmes fühlt, wenn er findet, daß Andere noch mehr leiden als er. Ueber das Glück Anderer wird er sich daher ärgern, wie es der Neidische thut, das Unglück Anderer wird ihn freuen, wie es bekanntlich beim Schadenfrohen, beim Rachsüchtigen, beim Grausamen, Heimtückischen ꝛc. der Fall ist, welche wohl gar, um solchen Triumph zu haben, das Verderben Anderer erst herbeiführen. Solche Menschen bilden mithin die Gefühle Anderer, wie es scheint, umgekehrt nach, in Wirklichkeit aber bilden sie dieselben gar nicht nach; sie stellen sie blos allgemein gehalten oder in kahler Begriffsform vor und messen daran ihre eigene Verstimmtheit. Wer theilnehmend die Lust Anderer fühlt, reproducirt freilich nur seine eigene Lust, reiht sie aber in die Vorstellung von den Anderen ein, und die Theilnahme am Schmerze Anderer kommt auf gleiche Weise zu Stande, es können beide Gesinnungen anders gar nicht entstehen. Was thut aber der Böse? Er reproducirt seine Verstimmtheit nur in Gemeinschaft mit seiner Selbstvorstellung (s. §§. 33, 34), eigene Lust gar nicht, und indem er nun die Zustände Anderer blos zur Grundlage seines Fühlens macht, muß die schattenhaft vorgestellte fremde Lust seine

Verstimmtheit schärfen, wogegen diese Verstimmtheit zur Lust herabgesetzt wird, wenn er Andere in noch höherem Maße leiden sieht. Diese Lust ist indeß nie eine reine, sie ist immer mit einer gewissen Bitterkeit gemischt, woraus deutlich erhellet, daß in solchen Gefühlen Nichts eigentlich umgekehrt worden ist. Die nächste Ursache vom Eintritt solcher Erscheinungen ist die große praktische Selbstbeschränktheit, welche die erregenden Elemente vorherrschend an sich reißt. Der entferntere und tieferliegende Grund dagegen besteht in der Unfähigkeit solcher Menschen, sich von der Trübung loszureißen. Ihre Seelengesundheit ist durch ihre Mißstimmung so untergraben, daß die kräftigern Gebilde, die sonst in der gesunden Seele die Trübung verscheuchen, bei ihnen dies nicht thun, sondern durch Unlustgebilde sogleich aus dem Bewußtsein verdrängt werden. Einzelne Anflüge von Neid, Schadenfreude ꝛc. kommen bei allen Menschen vor, wenn sie gegen einen andern verstimmt sind, aber das ist noch kein boshafter Charakter. Dieser Charakter ist erst vorhanden, wenn solche „Gefühlsumkehrungen" zur Neigung, zur Gewohnheit geworden sind. Der Erzieher bewahre also das Kind vor Selbstsucht und namentlich vor geistigen Verstimmungen, welche die tiefste Grundwurzel des Bösen sind. Selbstsüchtig kann Jemand sein ohne Neid und Schadenfreude gegen Andre, er fragt nach Andern lieber gar nicht; böse und boshaft wird man nur durch Verstimmungen.

Am Schlusse dieses Kapitels sein nun blos noch gefragt: Giebt es ein besonderes angeborenes Gefühlsvermögen? Offenbar nicht. Jedes Urvermögen bethätigt sich als Gefühlsvermögen, sobald es seine erlangte Ausbildung (Beschaffenheit) an andern ausgebildeten Vermögen mißt. Als noch unentwickeltes Vermögen ist jedes zunächst blos Empfindungsvermögen, und Empfindungen sind noch keine Gefühle. Der alltägliche Sprachgebrauch unterscheidet Gefühl und Empfindung zu wenig, er nennt fast alle Lust und Unlust (alle „Stimmungen") Gefühle, und besonders bezeichnet er die Empfindungen des Vitalsinnes so. Da dieser Sinn im ganzen Körper verbreitet ist, so führt er auch den Namen Gemeinsinn; und da seine Empfindungen aus unseren eigenen Lebenszuständen entspringen, so ist er geradezu zu einem besondern „Gefühlssinn" neben den übrigen Sinnen gestempelt worden. Das

z. B. die Seele die Sprechmuskeln, die Muskeln der Hand, der Beine ꝛc., sobald sie will; ist sie dagegen unwillkürlich stark erregt, so erfolgen auch unwillkürliche Fortwirkungen auf das Leibliche hin. Auf diese Weise entsteht z. B. die Schamröthe, das Weinen und Schluchzen, das Lachen ꝛc. — Willkürlich kann der Leib nicht auf die Seele wirken, desto stärker aber unwillkürlich. Ist z. B. das Blut durch spirituöse Getränke stark in Aufruhr gesetzt, so kommen auch die Gedanken in Verwirrung (Betrunkenheit), und Gleiches geschieht in manchen Krankheiten, namentlich bei hitzigen Fiebern, bei Vergiftungen, Verwundungen ꝛc. Ueberhaupt breiten Seele und Leib ihre Stimmungen gegenseitig auf einander aus, so daß durch Gesundheit des Leibes die Seele heiter, durch Krankheit trübe gestimmt wird, wie anderseits die freudige oder gedrückte Stimmung der Seele sich dem Körper mittheilt. Da nun das Nichts auch nichts wirkt, so können diese Wechselwirkungen nur in einem gegenseitigen Geben und Nehmen von Etwas bestehn. Dieses Etwas sind die beweglichen Elemente, die sich von Seiten des Leibes auf die Seele, so wie von Seiten der Seele auf das Leibliche verpflanzen; und daß auch die gegenseitige Anziehung des Gleichartigen zwischen Seele und Leib herrscht, liegt in vielen Thatsachen, namentlich in dem Auftreten der gleichartigen Stimmungen und in den Associationen derselben vor.

Eigenthümlich ist der leiblichen Kraft, daß ihr Leben ein zugleich von chemischen Gesetzen beherrschtes ist, wie es die Seelenkräfte nicht kennen. Die chemischen Umsetzungen, vermöge welcher das Blut zu Fleisch, zu Sehnen, Knochen ꝛc. wird, kommen in der Seele nicht in entfernt ähnlicher Weise vor. Was hier die Urvermögen bei ihrer Reizaufnahme geworden sind, das bleiben sie constant, mögen sie sich zu Begriffen, Urtheilen ꝛc., zu Begehrungen, Widerstrebungen, Wollungen, Gefühlen ꝛc. verarbeiten. Ferner ist das Reizentschwinden, wie es der psychische Ausgleichungsproceß bedingt, sicherlich kein Entschwinden aus der Seele, während die körperliche Ausgleichung viel Aufgenommenes an die Außenwelt absetzt (Ausdünstung, Excremente). Erzeugt und entwickelt wird der Körper gewiß durch die chemischen Gesetze, welche in der Materie liegen; daß er aber ein menschlicher wird, davon liegt der Grund augenscheinlich in den weit stärkeren Kräften der Seele,

leiblichen Seite etwas modificirt erscheinen. Denn 1) bedürfen die leiblichen Kräfte ebenfalls der Nahrung von außen, der sie darum zustreben und die sie aneignen (Hunger, Assimilirung). Eben so erhält sich 2) das körperlich Angeeignete als Spur, woraus allein sich das leibliche Wachsthum erklärt. Diese Spuren haben nicht die bestimmte Gesondertheit, wie die geistigen, sondern fließen mehr unterscheidungslos zusammen. Daß sich 3) das Gleichartige auch im Körper gegenseitig anzieht, ist augenscheinlich. Kraftelemente, aus welchen sich Anfangs z. B. die Haare, die Nägel, die Zähne ꝛc. bildeten, setzen sich hinfort nicht an andere ab, zu denen sie nicht gehören, sondern stets geht das Gleiche zum Gleichen, weshalb verlorengegangene Haare ꝛc. sich in derselben Art herstellen, wie die früheren waren. Endlich 4) gleichen sich die leiblichen Kräfte, so weit sie bewegliche, noch unfeste sind, nach allen Seiten des Körpers aus, so daß das in den Magen Aufgenommene und von diesem Verdaute allen Leibestheilen zu Gute kommen kann. Für das Blut besteht zu diesem Zwecke ein eigenes Druckwerk: das Herz; Muskeln, die fleißig bewegt werden, erstarken durch den Zufluß dieser beweglichen Elemente, während ungebrauchte Gliedmaßen erschlaffen, denn auch hier gilt das Gesetz: wo die meiste Erregung — innerhalb des natürlichen Kraftmaßes — ist, da herrscht die meiste Ausgleichung. Der Reiz eines sensitiven Nervens pflanzt sich auf einen motorischen fort, so daß z. B. Zucken bei Schmerz entsteht, und das ganze Nervensystem kann in Verstimmung gerathen, wenn und weil Ein Nerv krankhaft afficirt ist. — Ein fünftes Gesetz, das nicht minder in Leib und Seele herrscht, werden wir bald im Folgenden kennen lernen.

Was folgt nun aus dieser Harmonie der Gesetze für die Kräfte, aus welchen Leib und Seele bestehen? Nimmermehr das, was die Materialisten daraus folgern, daß nämlich der ganze Mensch nur aus Materie bestehe, daß es eine Seele als besonderes Wesen gar nicht gebe, und daß die Seelenthätigkeiten nur besondere Funktionen des Gehirns und der Nerven seien. Wahr ist nur, daß Seele und Leib trotz aller Verschiedenheit doch auch eine gewisse Verwandtschaft haben müssen, wie könnten sie sonst zusammenbestehn und auf einander einwirken? Fortwährend stehn ja beide theils in willkürlicher, theils in unwillkürlicher Wechselwirkung. So bewegt

z. B. die Seele die Sprechmuskeln, die Muskeln der Hand, der Beine ꝛc., sobald sie will; ist sie dagegen unwillkürlich stark erregt, so erfolgen auch unwillkürliche Fortwirkungen auf das Leibliche hin. Auf diese Weise entsteht z. B. die Schamröthe, das Weinen und Schluchzen, das Lachen ꝛc. — Willkürlich kann der Leib nicht auf die Seele wirken, desto stärker aber unwillkürlich. Ist z. B. das Blut durch spirituöse Getränke stark in Aufruhr gesetzt, so kommen auch die Gedanken in Verwirrung (Betrunkenheit), und Gleiches geschieht in manchen Krankheiten, namentlich bei hitzigen Fiebern, bei Vergiftungen, Verwundungen ꝛc. Ueberhaupt breiten Seele und Leib ihre Stimmungen gegenseitig auf einander aus, so daß durch Gesundheit des Leibes die Seele heiter, durch Krankheit trübe gestimmt wird, wie anderseits die freudige oder gedrückte Stimmung der Seele sich dem Körper mittheilt. Da nun das Nichts auch nichts wirkt, so können diese Wechselwirkungen nur in einem gegenseitigen Geben und Nehmen von Etwas bestehn. Dieses Etwas sind die beweglichen Elemente, die sich von Seiten des Leibes auf die Seele, so wie von Seiten der Seele auf das Leibliche verpflanzen; und daß auch die gegenseitige Anziehung des Gleichartigen zwischen Seele und Leib herrscht, liegt in vielen Thatsachen, namentlich in dem Auftreten der gleichartigen Stimmungen und in den Associationen derselben vor.

Eigenthümlich ist der leiblichen Kraft, daß ihr Leben ein zugleich von chemischen Gesetzen beherrschtes ist, wie es die Seelenkräfte nicht kennen. Die chemischen Umsetzungen, vermöge welcher das Blut zu Fleisch, zu Sehnen, Knochen ꝛc. wird, kommen in der Seele nicht in entfernt ähnlicher Weise vor. Was hier die Urvermögen bei ihrer Reizaufnahme geworden sind, das bleiben sie constant, mögen sie sich zu Begriffen, Urtheilen ꝛc., zu Begehrungen, Widerstrebungen, Wollungen, Gefühlen ꝛc. verarbeiten. Ferner ist das Reizentschwinden, wie es der psychische Ausgleichungsproceß bedingt, sicherlich kein Entschwinden aus der Seele, während die körperliche Ausgleichung viel Aufgenommenes an die Außenwelt absetzt (Ausdünstung, Excremente). Erzeugt und entwickelt wird der Körper gewiß durch die chemischen Gesetze, welche in der Materie liegen; daß er aber ein menschlicher wird, davon liegt der Grund augenscheinlich in den weit stärkeren Kräften der Seele,

welche den chemiſchen Proceſſen die Richtung anweiſen, daß ſie nicht einen thieriſchen, einen baumartigen ꝛc. Körper ſchaffen können. Dieſer Einfluß der Seele zeigt ſich ſchon darin, daß die chemiſche Thätigkeit der leiblichen Kräfte zwar fortdauert, auch wenn die Seele (nach dem Tode) von ihnen getrennt iſt (ſie gehn nämlich jetzt neue chemiſche Verbindungen mit anderem Materiellen ein), daß aber dann das Reſultat Auflöſung, Zerfall des Leibes iſt, während im Laufe des Lebens ſeine Beſtandtheile in immer feſtere Verbindung treten. Dieſe Verbindung führt zuletzt zu einer Verdichtung der körperlichen Subſtanz, ſo daß der Leib endlich ein ganz unbrauchbares Werkzeug für die Seele wird, von welchem ſie ſich trennen muß, weil ſie durch ihn keine Unterſtützung mehr finden kann. Dies iſt der natürlich nothwendige Tod, der Tod durch die ſogenannte leibliche Altersſchwäche, während die Seele nicht ſchwächer, ſondern fort und fort ſtärker wird, und durch ihre Trennung vom Leibe nicht ſtirbt. Näheres ſpäter.

§. 51.

Was iſt der Schlaf? — Das leibliche Leben erhält ſich, ſo lange der Körper im Stande iſt, die durch die Verdauung blos vorbereiteten Nahrungsſtoffe ſich anzueignen und hierdurch ſein Leben zu erneuern. Dieſer Aneignungsvorgang findet im Wachen wohl wenig oder gar nicht, ſondern hauptſächlich nur im Schlafe ſtatt, welcher täglich eintreten muß, da der Leib fortwährend an Kräften verliert, die zu erſetzen ſind, ſich aber ohne Schlaf nie erſetzen. Immer nämlich erzwingen die Seelenthätigkeiten einen Zuſchuß beweglicher Elemente von Seiten des Leibes zu ſich hinzu, und immer findet durch die verſchiedenen Muskelthätigkeiten ein Verbrauch von Körperkräften ſtatt. Wie nun die pſychiſchen Kräfte nach Erſatz des Verlorenen aufſtreben (§. 18.), ſo auch die leiblichen, und dieſes Aufſtreben führt eben zu der Naturthätigkeit, die wir Schlaf nennen. Weil dabei gleichzeitig das Bewußtſein der Seele ruht, ſo kommt es der oberflächlichen Beobachtung vor, als ob das Leibliche ebenfalls unthätig ſei, was aber ein großer Irrthum iſt. Wohl pauſiren die Bewegungen derjenigen Muskeln, welche unter dem Einfluſſe des Willens ſtehn, nicht aber der Herzſchlag, der Blutumlauf, das Athmen, die Ver-

dauung ꝛc., und am allerwenigsten die Aneignungsthätigkeiten. Denn je tiefer wir in der Nacht geschlafen haben, desto reichlicher sind am Morgen alle verlorenen leiblichen Kräfte ersetzt. Daß im Schlafe das Bewußtsein der Seele pausirt, ist sehr natürlich. Ist doch auch im Wachen immer nur ein kleiner Theil ihrer Vermögen auf einmal bewußt oder wach, der übrige größte Theil derselben schläft, bis die Reihe der Erregung an ihn kommt, d. h. er ist unbewußt, und Manches kommt Wochen lang nicht zur Erregung. Das Bewußtwerden setzt ja psychische erregende Elemente voraus, und diese müssen an jedem Abend bedeutend fehlen, da die freien Vermögen den Tag über größtentheils zu Spuren verarbeitet oder zu Verknüpfungen verwendet worden sind, so daß auch allgemeine Reize vor der Hand keine Aufnahme mehr finden (§. 23). Das Eintreten des Schlafes kündigt sich daher auch von Seiten der Seele her dadurch an, daß uns das Sehen und Hören immer schwerer wird, bis uns endlich die Sinne ihre Dienste gänzlich versagen und nun die leibliche Aneignungsthätigkeit beginnt. Die Bewußtlosigkeit der Seele begleitet also den Schlaf blos, sein Wesen ist leibliche Krafterwerbung. — Wodurch wird nun das Eintreten des Schlafes begünstiget, wodurch gehemmt werden?

Ueber die Träume sei blos Folgendes bemerkt. Wären die psychischen beweglichen Elemente total verbraucht, wenn der Schlaf kommt, so könnten auch gar keine Erregungen in der Seele mehr statt finden. Allein einige solcher Elemente bleiben stets übrig, und so weit sie daher nicht selber ruhen, sondern Seelengebilde während des Schlafes anschlagen, so weit erhalten die letzteren das dunkle Bewußtsein, welches Traum heißt. Von Deutlichkeit und Ordnung kann dabei keine Rede sein. Werden doch die vielspurigen Seelengebilde auch im Wachen nicht deutlich bewußt, wenn sie nur in einigen Spuren erregt werden (s. §. 25), wie sollte ihre volle Erregung während des Schlafes durch die Unzulänglichkeit der beweglichen Elemente geschehen können? Geordnet ferner kann die Reproduction nur erfolgen, wenn die Gruppen und Reihen unabgerissen zur Erregung gelangen, und dazu gehört ein Reichthum von fortrückenden Elementen, den Niemand im Schlafe hat. Nur wenn die primitiven Seelengebilde (die Anschauungen) erregt sind, erfolgt die Bewußtwerdung der abgeleiteten in ent-

sprechender Ordnung; da aber jetzt keine freien Vermögen für die Aufnahme äußerer Reize vorhanden sind, durch welche die Anschauungen, wie wir wissen, zunächst in Thätigkeit zu setzen sein würden, so müssen vor Allem sie unerregt bleiben, was man so ausdrückt: „die Sinne schlafen“. Die meisten Träume entstehn daher dadurch, daß bewegliche leibliche Elemente sich auf solches Psychische übertragen, das mit ihnen gleiche Stimmung hat. Das Gleichartige zieht einander an, und so werden jene Elemente, wenn sie mißgestimmt sind, unangenehme, wenn sie zu den frischen gehören, heitere Träume veranlassen. Vergl. §. 27 am Schlusse und §. 33. In den Träumen besteht Alles nur in Einbildungsvorstellungen, die erst nach dem Wachen als solche erkannt werden können, da, so lange wir schlafen, keine Vergleichung mit der Wirklichkeit möglich ist.

§. 52.

In derselben Zeit, wo sich dem Körper neue Kräfte anbilden, also während des Schlafes, gewinnt auch die Seele neue Vermögen. Dieses höchst wichtige Gesetz, das im Frühern öfter erwähnt, aber noch nicht näher besprochen worden ist, macht den fünften (dem Range nach fast den obersten) psychischen Grundproceß aus, ohne welchen die Seelenentwickelung bald stillstehn müßte. Oder bringt die Seele alle die Kräfte, welche sie in einem 60- bis 80-jährigen Leben entwickelt, schon bei der Geburt mit? Gegen diese Annahme sprechen alle Thatsachen der Erfahrung eben so sehr, wie gegen die andere Ansicht, daß die Seele ein einfaches (einkräftiges) Wesen sei und fortwährend einfach bleibe (vergl. §. 9, 12, 15, 16, 24, 27 und viele andere). Wahrnehmen freilich können wir die Anbildung neuer Vermögen (in Leib und Seele) unmittelbar nicht, denn sie findet statt, während wir unbewußt sind, wogegen die andern Grundprocesse der Beobachtung ziemlich offen liegen, da sie im wachen Zustande geschehen. Wir müssen demnach einräumen, daß wir es hier mit einer Hypothese (Voraussetzung) zu thun haben, die aber eine von den Thatsachen geforderte und auf diese gestützte Hypothese ist. Wir nennen nun die neuen Seelenvermögen, obgleich sie spätere sind, ebenfalls Urvermögen, da sie in ihren Eigenschaften und Leistungen

den frühesten ganz gleich stehn. Wie das Bisherige bereits sattsam gezeigt hat, werden auch sie theils durch Aneignung von Reizen zu Spuren ausgebildet, theils durch Uebertragung als bewegliche Elemente verwendet und im letztern Falle namentlich als verknüpfende Vermögen verbraucht.

Woraus entstehn nun diese neuen Urvermögen? Werden sie aus den leiblichen Kräften? Dieser Gedanke scheint hier besonders nahe zu liegen, ist aber unhaltbar. Denn sollte er gelten, so müßten sich die kräftigsten Seelenvermögen in solchen Personen erzeugen, deren Körper ein recht kräftiger ist. Die Erfahrung lehrt aber, daß körperliche Riesen oft geistig schwach, dagegen leiblich schwache Personen häufig sehr regen und kräftigen Geistes sind. Die letzteren bilden sich täglich so energische geistige Vermögen an, daß ihr Körper bald zu Grunde gehen müßte, wenn er die Quelle derselben wäre. Da sich indeß die Seele nicht ohne den Körper entwickelt, da ferner in beiden die gleichen Grundgesetze walten (§. 50), so läßt sich kaum denken, daß der Körper, der sonst in Allem die Seele zu unterstützen bestimmt ist, nur bei der Anbildung neuer Urvermögen ganz außer dem Spiele bleiben sollte, und es wird daher nur folgerichtig geurtheilt sein, wenn wir annehmen, daß er zu diesem Vermögen Etwas beisteure. Schon der Umstand, daß es die Zeit des Schlafes ist, wo Leib und Seele neue Vermögen gewinnen, führt auf diesen Gedanken, und die Erfahrung lehrt auch, daß in Krankheiten des Leibes sich die Seele während des Schlafes weniger kräftigt, also weniger und wohl auch schwächere Vermögen gewinnt, als wenn der Körper völlig gesund ist. Allein, die Hauptquelle für die neuen Seelenvermögen muß in etwas Anderem liegen, und da bleibt Nichts weiter übrig, als die unfest angeeigneten Reize der Außenwelt, sei es, daß sie gleich von vorn herein als unbestimmte (nach §. 23) in die Sinnesvermögen eingetreten, oder daß sie von den Spuren theilweis wieder abgelöst (nach §. 18 ꝛc.) worden sind. Durch eine eigenthümliche Umbildung, die sie erfahren, verwandeln sie sich in Geistiges, mit welchem sie ja schon von Haus aus eine gewisse Verwandtschaft haben, denn sonst würde überhaupt jede Aufnahme des Aeußern in das Innere unmöglich sein, die Reize würden nicht ein Bestandtheil der Seele werden können, wie es doch

laut der täglichen Erfahrung geschieht. Ein gesehenes Haus z. B. könnte sich nicht in der Seele abspiegeln, wenn die Kraft des Lichtes, die es in das Auge warf, nicht wirklich in den Sehvermögen fortdauerte, und zwar unverwandelt fortdauerte. Daraus folgt: nur die unfest, beweglich gewordenen Reize können sich verwandeln, ein Vorgang, durch welchen das Niedere zum Höheren, nie aber das Höhere zum Niederen wird, denn die Erfahrung weist keinen Fall auf, wo das Geistige sich in Leibliches oder sonst Materielles verwandelte. Mehr hierüber zu sagen ist unmöglich, denn wir stehn hier vor einem geheimen Naturproceß, dessen Resultate wir einfach als Thatsache anzuerkennen haben. Als der unmittelbare Herd des genannten Umbildungsprocesses werden demnach die neu erzeugten sinnlichen Gebilde (die jüngsten Empfindungen und Wahrnehmungen) zu betrachten sein, denn hier vornehmlich ist die Stätte der unfesten Reize, mit deren Umschaffung jedoch noch andere, uns jetzt noch unbekannte und tiefer liegende Kräfte zusammenwirken mögen. Hierzu nehme man, daß sich z. B. mehr Seh-, als Hörvermögen erzeugen, wenn man den Tag über mehr gesehen, als gehört hat, geradeso, wie im Körper sich dasjenige Glied am meisten kräftigt, das am meisten gebraucht worden war. Und so durch alle Vermögensysteme hindurch. Daß die Vermögen sofort als einzelne (nicht als ein Massenquantum) entstehn, ist ebenfalls Thatsache. Geschähe das Gegentheil, wie sollten da die verschiedenen Reizungsverhältnisse möglich sein, welche in der Erfahrung vorliegen? Ein Massenvermögen würde nie Schmerz empfinden, denn es könnte nie überreizt werden; auch der stärkste Reiz bliebe Halbreiz für dasselbe und darum würde auch die Lustreizung ꝛc. wegfallen.

Wenn nun nach dieser Erklärung die Seele fort und fort an Kräften zunimmt, stärker und mächtiger wird, wie soll man da begreifen, daß im hohen Alter nicht selten die geistige Erscheinung eintritt, die man Altersblödsinn nennt und die doch kein Beweis von Kraft zu sein scheint? Wird die Seele wirklich nicht schwächer? Ihrem innern Sein nach (in ihrem Spurengehalte) gewiß nicht. Was im Alter abnimmt, sind nur die erregenden Elemente. D[illegible] n Grund. Je spurenreicher die Seele wird, desto [illegible]wegungselemente nach innen hin,

das heißt eben zu den Spuren gezogen. Man betrachte das Kind. Es kann sich innerlich noch fast gar nicht beschäftigen; seine Sinne hängen noch ganz an den äußeren Eindrücken, es giebt sich denselben völlig gefangen. Der Jüngling hat bereits eine innere Welt erworben, die ihn bedeutend beschäftigt; er steht darum dem Aeußeren schon mit ziemlicher Selbstständigkeit gegenüber und weiß sich von demselben vielfach los zu machen. Noch mehr ist dies der Fall beim gereiften Manne, der von der Außenwelt immer unabhängiger wird, ja ihre Eindrücke häufig beherrscht. Er beschäftigt sich am liebsten mit dem, was er bereits innerlich errungen hat; Neues zu erlernen fühlt er sich wenig aufgelegt, und der Greis hat mit der Außenwelt fast gänzlich abgeschlossen, er lebt blos noch in der Erinnerung vergangner Tage. Mithin werden neue Empfindungen und Wahrnehmungen immer weniger gebildet, und so weit deren wirklich noch entstehen, füllen sich die Vermögen mit wenigern Reizen aus, weil die Auffassungen in der Regel mit geringerer Spannung (Aufmerksamkeit) und geringerer Ausdauer vollzogen werden. Somit versiegt aber mehr und mehr der Quell, aus welchem die neuen Urvermögen stammen. Es werden sich also solche Vermögen in immer geringerer Anzahl ausbilden, und so können auch allgemeine Reize nicht mehr in der früheren Menge zur Aufnahme gelangen, weil diese nicht unmittelbar in die Spuren, sondern nur in leere Vermögen eintreten können (§. 22 und 15). Von zwei Seiten her vevengt sich folglich der Herd für die Vermögenerzeugung, ja eigentlich von drei Seiten her, da auch der Körper seinen Zuschuß mehr und mehr versagt. Das Gehirn wird kleiner, leichter, seine Substanz härter, blutärmer; ebenso schwinden Rückenmark und Nerven, welche dünner und fester werden, und die Sinnesorgane, in ähnlicher Weise entartend, nehmen an receptiver Energie ab. Der Körper überhaupt wird leichter, trockner, starrer; es bilden sich ihm immer wenigere und unvollkommnere Kräfte an, wie schon die Abnahme des Schlafes in späteren Jahren zeigt. Wenn aber erwiesener Maßen die Seelengebilde nur durch bewegliche Elemente, wie es die freien Vermögen und die allgemeinen Reize sind, zum Bewußtsein erregt werden, ist es dann ein Wunder, daß diese Erregung immer mangelhafter wird?. So kann es dahin kommen, daß zuletzt, wie es

beim „Altersblödsinn“ der Fall ist, nur wenige Gedanken, Strebungen und Gefühle zur Reproduction gelangen, namentlich nur die, welche eine große Bewußtseinsnähe (s. §. 24) von früherher besitzen. Das beweist aber doch wahrlich nicht, daß das innere Sein der Seele eine Beschädigung erfahren habe, im Gegentheil ist jene Erscheinung gerade die Folge von der großen Stärke, welche die Seele im Laufe der Entwickelung gewonnen hat, indem ihre Gebilde, wie zahlreicher, so auch immer vielspuriger geworden sind. Sind wir ärmer an Seeleninhalt geworden, wenn uns Abends die Gedanken nicht mehr gehorchen, nicht mehr ins Bewußtsein treten wollen? Etwas Anderes wäre es, wenn der Altersblödsinn, überhaupt die sogenannte „Gedankenschwäche“ im hohen Alter, etwas allgemein Herrschendes, also ein Naturgesetz wäre. Es giebt aber Greise von so glücklicher leiblicher und geistiger Constitution, daß sie bis zum Augenblick des Todes ihr ungehemmtes Bewußtseinsleben behalten, eine Thatsache, welche das Vorurtheil, der Geist nehme mit dem Körper ab, völlig widerlegt.

Endlich stirbt der Mensch, das heißt demnach bloß: die Seele trennt sich vom Leibe. Wie dies durch leibliche Krankheit geschehen kann und meistens geschieht, so auch in Folge völlig normaler Entwickelung von Leib und Seele. Ersterer muß allmälig schwächer werden, weil das Bewegliche ihm immer mehr verloren geht (§. 50). Fühlen wir uns doch schon in jungen Jahren körperlich schwach, wenn die freien leiblichen Vermögen im Laufe eines thätig vollbrachten Tages endlich allesammt verbraucht sind. Die Seele dagegen wird nur scheinbar schwach, in Wirklichkeit unausgesetzt stärker. Ihr Leben verdankt sie nicht einer besonderen Lebenskraft, die ihr beiwohnte, sondern sie lebt in sich selbst, ihre eigenen Kräfte sind Lebenskräfte. Wie nun die chemische Thätigkeit des Leibes im Tode nicht aufhört (§. 50), so auch die geistige Lebensthätigkeit der Seele nicht. Das Seelenleben könnte nur zerstört werden, wenn die Seelenkräfte in ähnlicher Art, wie die leiblichen, zersplitterten, wozu man aber keinen Grund absieht, da das raumlose Geistige vom Materiellen nie zerrissen werden kann, sobald es der Seele an aufnehmenden Urvermögen für das letztere fehlt. Eins verläßt nur das Andere. Die Seele bedarf darum zur bewußten Fortsetzung ihres Lebens nur neuer Erregungselemente, für

welche in Gottes großem Weltall gewiß geſorgt ſein wird. Nicht durch Schwächer-, ſondern durch Stärkerwerden wird ſie über das jetzige Daſein hinausgehoben, und das ſpricht nicht für Untergang, es ſpricht für immer höhere Fortbildung in einer anderen, ſchöneren Welt.

Achtes Kapitel.

Von der Vernunft, der Religion, den Temperamenten und dem Gemüth.

§. 53.

Die urſprünglichen Vermögen unſrer Seele ſind blos dunkel *empfindende*; das iſt aus allem Bisherigen einleuchtend geworden. Indem ſie ſich aber den Entwickelungsgeſetzen gemäß fortbilden, werden ſie bewußt *anſchauende, aufmerkende, begreifende, urtheilende, ſchließende, begehrende, widerſtrebende, wollende, fühlende* ꝛc. So gelangen ſie zu Entwickelungsformen, die lediglich *ihr* Werk ſind, denn die menſchliche Seele verhält ſich bei keiner ihrer Entwickelungen rein paſſiv; auch bei den leidendlichſten Eindrücken, die ſie erfährt, iſt ein Grad von Selbſtthätigkeit von ihrer Seite erforderlich, ſonſt erfolgt keine Reiz-Aufnahme, keine Fortbildung (§. 8). Die Außenwelt hat keine Anſchauungen, Begriffe, Wollungen ꝛc. menſchlicher Art, noch weniger hat ſie moraliſche Schätzungen, Gewiſſen, moraliſches Handeln, Religion, Ideen ꝛc. Es iſt alſo die *Selbſtthätigkeit* der Seele, ihr *inneres productives Leben*, dem wir dieſe Ergebniſſe verdanken, wie ſolches ſchon daraus klar iſt, daß ſich in den Thierſeelen die höheren Arten jener Producte nie erzeugen, obgleich ſie unter der Einwirkung derſelben Reize ſtehn. Was nun *fehlerlos, normal* in uns ausgebildet worden iſt, das nennen wir, wie *richtig*, ſo auch *vernünftig*, das Gegentheil *unvernünftig* oder *vernunftwidrig* (ſtatt unrichtig). Namentlich die höhern, vom Sinnlichen weit abliegenden Producte unſrer

Seele fassen wir gern zusammen unter dem Titel Vernunft und es ist daher die Vernunft nichts Anderes, als die Gesammtheit der höchsten Seelengebilde, soweit sie fehlerlos entstanden sind, mögen sie übrigens die Form des Vorstellens, Strebens, Fühlens, oder neben diesen Hauptformen noch zugleich eine der Nebenformen, wie Erinnerung, Unbewußtheit ꝛc. haben. Zu diesen Gebilden, die auch gern Ideen genannt werden, gehört z. B. der Erfahrungssatz: Jede Wirkung hat ihre natürliche Ursache; der Aberglaube, welcher gegen diesen Satz verstößt, ist daher unvernünftig oder widervernünftig. Ebenso ist es wider die Vernunft, sich der Unmäßigkeit, überhaupt niederen Lüsten gefangen zu geben, denn nur Begehrungen und Widerstrebungen, die mit der richtigen Abstufung der Dingwerthe, mit der Idee des Moralischen übereinstimmen, können vernünftige heißen. Vernunftlos sollte eigentlich nur das genannt werden, was geistlos ist, wie die Thiere, die Bäume ꝛc., denn es bezeichnet jenes Wort an sich nichts Falsches, da nach dem Willen des Schöpfers die meisten Dinge ohne Vernunft sein sollen.

Ist nun die Vernunft, wofür man sie gewöhnlich hält, ein einzelnes angebornes Vermögen? Ist sie namentlich „das Vermögen zur Bildung der Schlüsse“ (s. §. 31)? Durchaus nicht. Dem Menschen ist überhaupt gar keine Vernunft angeboren, sondern nur die Fähigkeit, sich zur Vernunft zu entwickeln. Diese Fähigkeit fehlt, wo und wie weit die Kräftigkeit der menschlichen Urvermögen fehlt; folglich ist letztere die Anlage zur Vernunft, und man begreift hieraus, warum sich Niemand im Bereiche der niederen Sinne zur eigentlichen Vernunft entwickelt. Will man jene Anlage angeborne Vernünftigkeit, das heißt eben: Vernunftfähigkeit nennen, so ist Nichts dagegen zu sagen, wenn man sie nur nicht mit der Vernunft verwechselt; denn letztere besteht in fertigen Producten, jene ist blos eine Eigenschaft der Urvermögen (= Kräftigkeit). Was man die Geistigkeit der menschlichen Seele nennt, läuft mit Vernünftigkeit auf Eins hinaus, und dasselbe gilt von Vernunft und „Geist“ (vergl. §. 9, 15, 16 und 31). Geisthaltig oder vernünftig sind aber schon die höheren Sinne des Menschen. Dabei ist klar: die Vernünftigkeit ist in allen seelisch gesunden Menschen der Art nach die gleiche, nur

ihre Grade sind verschieden; dagegen kann die Vernunft nicht in Allen von gleicher Art sein, denn diejenige Vernunft, die es mit musikalischen Tönen zu thun hat, ist nothwendig eine andre, als die, welche sich mit Farben, mit Zahlen oder Raumgrößen ꝛc. beschäftigt. Wie manche Arten dieser Vernunft fehlen können, so können auch die Grade in der Ausbildung derselben nicht in zwei Menschen auf's Haar die nämlichen sein. Sehr natürlich daher, daß die Vernunft der Menschen nicht immer zusammenstimmen will. Sie ist nie etwas absolut Fertiges, sondern ein Ideal, dem wir uns wohl ohne Unterlaß nähern können und sollen, das wir aber nie völlig zu erreichen im Stande sind.

§. 54.

Es giebt Vorstellungen und Gefühle, die über alles Irdische hinausgehen, mit andern Worten Ideen, zu welchen wohl das Irdische hinführt, die aber nicht durch dasselbe aufgewogen und befriediget werden. Sie beziehen sich auf die zwei Gegenstände: Gott und Unsterblichkeit unseres Geistes, welche Glaubensgegenstände sind und das Wesen der Religion ausmachen. Genügte uns die Welt, indem sie alle unsere Bedürfnisse vollkommen stillte, so würden wir ebenso wenig zur Religion gelangen, wie die Thiere. Allein gerade unsern tiefsten Bedürfnissen und Wünschen entspricht sie unzureichend. Die Welt sagt uns nicht, woher sie ist, sie sagt uns noch weniger, woher wir selber sind und wohin wir gehen, wie sie denn über eine Menge anderer Räthsel keinen Aufschluß giebt. Sie läßt also unser Wissensbedürfniß hier unbefriedigt. Eben so stillt sie unser Verlangen nach Glückseligkeit nicht ausreichend, ja sie erweist sich demselben oft feindlich, denn auch der Mächtigste sieht sich nicht selten von allen zeitlichen Glücksgütern schon vor dem Tode verlassen, wie sie im Tode Keiner mitnehmen kann. Gleichwohl können wir das Verlangen nach Licht und Wohlsein nicht aufgeben, es liegen diese Bedürfnisse unaustilgbar in unsrer Natur, und diese Natur ist nicht unser Werk. Dies drängt uns mit Nothwendigkeit über die Welt hinaus zum Glauben an ein Wesen, welches unser Beobachteter ist und bleibt im Leben und im Tode, welches für uns sorgt, wo wir selber nicht mehr sorgen

können, und auf welches wir darum unser Vertrauen, unsre Hoffnung setzen dürfen, weil seinem liebreichen Herzen, seinem allmächtigen Arme uns Nichts entreißen kann. Dieses Wesen nennen wir Gott. Er ist es, dem wir unser Dasein verdanken, wie die ganze Welt durch ihn da ist, erhalten und regiert wird; er kann unsern Geist nicht erschaffen haben, um die Bedürfnisse, die er in ihn legte, ewig ungestillt zu lassen oder ihn wohl gar wieder zu vernichten. — Diese religiösen Ideen entstehn in jedem Menschen, dessen Entwickelung (welche immer zum Höheren empor treibt) nicht gehindert wird, und der Glaube an Gott und Unsterblichkeit findet sich daher überall, wenn er auch, was nicht Wunder nehmen kann, nicht immer die reine Form an sich trägt, wie sie im unverfälschten Christenthume hervortritt. Genug: die Religion, so weit sie nicht etwas blos äußerlich Angelerntes ist, hat ihre Quelle in dem productiven Leben des Geistes, in dem Drange zur Ideenbildung. Auch das Moralische ist productiver Natur, aber von ihm unterscheidet sich das Religiöse dadurch, daß jenes, als solches, sich innerhalb des Erfahrungsmäßigen hält, darum nicht Sache des Glaubens, sondern des Wissens ist, denn was recht und unrecht sei, erfährt Jeder täglich und stündlich sowohl in als um sich, und was man erlebt, aus Erfahrung erkannt hat, das glaubt man nicht blos, man weiß es. Was die practische Religion (die Verehrung Gottes) betrifft, so bedarf es kaum der Bemerkung, daß sie nur dann die rechte sein kann, wenn sie zuoberst in einem moralischen Lebenswandel besteht.

§. 55.

Die angebornen Eigenthümlichkeiten der Urvermögen hat man gewöhnlich mit dem Ausdruck Temperament bezeichnet, deren man seit den ältesten Zeiten in der Regel vier angenommen hat: das sanguinische, cholerische, melancholische und phlegmatische. Dabei hielt man sich fast durchgehends nur an die Kräfte des Leibes, von deren Stimmung und Entwickelung auch die Seele, die man gewöhnlich für ein einfaches Wesen ansah, stets ihre besondere Beschaffenheit erhalten sollte. Aber die Seele ist ebenfalls zusammengesetzt, und jedes geistige und leibliche System

hat ſein beſonderes Temperament, d. h. ſeinen beſonderen Grad von Kräftigkeit, Lebendigkeit und Reizempfänglichkeit, woraus folgt, daß jeder Menſch zwanzig, dreißig und noch mehr Temperamente zugleich haben kann. Wie verſchieden ſchnell und ſtark ſind bei einem und demſelben Menſchen ſchon die verſchiedenen leiblichen Muskelkräfte, und die pſychiſchen Urvermögen weichen von einander eben ſo ſehr in Bezug auf Reizempfänglichkeit, Kräftigkeit und Lebendigkeit ab (ſ. §. 10 — 13), wobei der Eine in dieſer, der Andere in jener Hinſicht günſtiger geſtellt iſt. Auf die Fortbildung muß dies den größten Einfluß haben, ſo daß zwei Menſchen, die unter den gleichen äußern Entwickelungsverhältniſſen aufwachſen, doch zu ganz verſchiedenen Reſultaten der Bildung gelangen müſſen, weil die Miſchung jener Eigenſchaften in Jedem eine andere iſt. Wer geiſtig kräftiger ausgeſtattet iſt, bringt es zu größerer Klarheit der Vorſtellungsbildung, zu ausgedehnteren Gruppen und Reihen, zu ſtärkeren Gefühlen, Schätzungen und Neigungen, als der ſchwächer Begabte; bei wem die Lebendigkeit eine vorzügliche iſt, der wird auch flüchtigere Eindrücke auffaſſen, wird das Erworbene ſchneller und ſchwunghafter reproduciren, wird ſich im Handeln gewandter und entſchloſſener zeigen, als der an Langſamkeit des Geiſtes Leidende, und weſſen Reizempfänglichkeit groß iſt, der wird Vorſtellungen und Gefühle von größerer Genauigkeit, Friſche, Zartheit und Feinheit bilden, wird, wie man das ausdrückt, ein wärmeres Herz haben, als derjenige, der ſtumpfere Urvermögen beſitzt, wird auch länger der Fortbildung offen bleiben, als dieſer. — Wohl ſind die äußeren Lebensverhältniſſe, unter denen der Einzelne ſteht, von gewichtigem Einfluß auf ſeine Geſammtentwickelung, und Daſſelbe gilt eben ſo von ganzen Ständen und Völkern; aber ſchon die beiden Geſchlechter, das männliche und weibliche, zeigen, daß die Hauptſache für die Entwickelung von den Ureigenſchaften der Vermögen abhängt. Warum bringt es das weibliche Geſchlecht nie zu der Höhe in Wiſſenſchaften und Künſten, wie das männliche? Weil ſeine Uranlage durch und durch eine minder kräftige iſt und bleibt, wogegen es beim männlichen Geſchlecht gewöhnlich an Lebendigkeit und Reizempfänglichkeit überlegen iſt.

§. 56.

Wie der Mensch kein „Herz" als ein besonderes Vermögen besitzt, so auch kein Gemüth als etwas Besonderes, Einzelnes. Beide Ausdrücke bezeichnen nur gewisse (affective oder) Stimmungs-Gebilde, und „Herz" hauptsächlich die theilnehmenden Gefühle (s. §. 19). „Gemüth" ist dem Wortlaute nach von „zu Muthe sein" abgeleitet, und wie Einem zu Muthe ist, das hängt von den Empfindungen ab, die in ihm bereits vorhanden und jetzt erregt sind. Sind diese lustgestimmte, so wird er ganz andere „Gemüthserregungen" haben, als wenn sie unlustgestimmte sind, und noch andere, wenn sie sich zwischen Lust und Unlust neutral verhalten. Im letztern Falle wird sein Gemüth sich als ein mehr ruhiges, kräftig gestimmtes ankündigen. Entstehn kann demnach das Gemüth hauptsächlich nur durch Steigerungen und Herabstimmungen, durch Freude und Leid, welche der Mensch erfährt. Man erwäge nun Folgendes. — Würden alle Empfindungen, so weit sie gleichartig sind, fest mit einander verschmolzen, so daß sie entweder bestimmte Anschauungen oder sonstige bestimmte Akte lieferten, so könnten keine mit andern Gebilden zusammen erregt werden und diesen ihre Stimmungen mittheilen oder leihen. Allein viele Empfindungen erhalten sich auf ihrer elementaren Stufe, bleiben isolirte und bewegliche, was namentlich von den neuerzeugten gilt, die nicht immer sofort eine feste Verbindung mit den gleichartigen frühern eingehn. Solche Empfindungen sind daher sehr leicht erregbar, sobald nur eine derselben von außen her einen Anstoß empfangen hat, wie sich vorzüglich an den Kindern zeigt, in deren Seelen ja überhaupt noch Weniges die Festigkeit hat, die den Gebilden der Erwachsenen eigen ist. Das Leben des Kindes ist daher noch überwiegend ein Gemüthsleben, weniger ein eigentlich praktisches und noch weniger ein Verstandesleben. Daher lachen oder weinen die Kinder sehr leicht, sind heiter oder trübe, namentlich furchtsam gestimmt in Fällen, wo der Mann sich blos zum ruhigen festen Handeln oder zum Nachdenken angeregt findet und zur Furcht keine Veranlassung sieht. Beim weiblichen Geschlecht zeigt sich ähnliche leichte Aufregung, denn das Weib bringt es auch in späteren Jahren nicht zu der Festigkeit der Gebilde,

wie sie der kräftige Mann gewinnt, in dessen Seele die gegenseitige Anziehung des Gleichartigen viel energischer wirkt. Da indeß, wie bemerkt, einige Empfindungen immer freie, unfest neben einander bestehende bleiben, so machen sie eben zusammen das aus, was man Gemüth nennt. So bald sie nun mit festeren Gebilden zugleich zur Erregung kommen, theilen sie denselben ihre Stimmung mit, färben sie gleichsam heiter oder trübe, je nachdem sie selber beschaffen sind, d. h. das Festere tritt hinter der überwiegenden Stimmung des Gemüthes für's Bewußtsein zurück. Von diesen Stimmungen ist daher die Lust und Unlust zu unterscheiden, die in den Begehrungen und Widerstrebungen, so wie in den eigentlichen Gefühlen und in den von diesen abhängigen Akten des Wollens ebenfalls liegt. Diese Gebilde sind dem Gemüthe allerdings verwandt, aber ihrer größern Festigkeit wegen doch nicht zu demselben zu rechnen, oder man müßte das Wort Gemüth in einem so weiten Sinne nehmen, daß es alle Lust und Unlust in der Seele umfaßte. Dieser Sprachgebrauch würde jedoch keineswegs zu rechtfertigen sein. Im engern und strengen Sinne gehören zum Gemüth nur die bezeichneten elementarischen Empfindungen, die gleichsam auf der Kindheitsstufe stehen bleiben, und manche Personen sind sehr reich an solchen Stimmungselementen, haben also, wie man sagt, viel Gemüth, andere weniger. Jemand, der nur Gemüth und daneben bestimmte feste Entwickelungen wenig hätte, würde an sehr mangelhafter Bildung leiden; er würde, wie zu wenig Verstand, so auch zu wenig Charakterfestigkeit haben und weder im klaren Denken noch im consequenten Handeln viel leisten. Wohl ist das Gemüth etwas sehr Schätzenswerthes, denn es kann durch seine Miterregtheit dem Festern einen größern Schwung geben, kann namentlich die Theilnahme an den Freuden und Leiden Anderer sehr steigern; wo es aber übermächtig wird, wirkt es leicht schädlich, denn an sich bleibt es etwas Dunkles und Unbestimmtes, das vom Handeln leicht abzieht und auch das Denken mehr oder weniger beeinträchtigt. Namentlich das verstimmte Gemüth (das Erregtsein vieler Unlustempfindungen) läßt es zu thatkräftigem Handeln nicht kommen, und auch das überluftige (das leichtsinnige) verkümmert die rechte Praxis. Den Gemüthsstimmungen schließen sich keine Zweck- und Mittelreihen an,

darum können ſie nicht die Fortwirkung üben, durch welche ſich die rechte Bethätigung des Verſtandes und namentlich der Schätzungen auszeichnet. Ein ſtumpfes, gleichgiltiges Gemüth beſitzt Derjenige, der nicht gerade arm iſt an elementaren Empfindungen, bei dem ſie ſich aber vorwiegend mit der Vorſtellung zuſammen erregen, die er von ſich ſelbſt hat, alſo bei dem Selbſtſüchtigen. Für die Mitempfindung des Wohles und Wehes Anderer hat ihn die Gewohnheit, Alles nur auf ſich zu beziehen, unfähig gemacht. Das edle Gemüth iſt jederzeit ein freundlich theilnehmendes.

Logik.

Einleitung.

Die Logik ist die Wissenschaft vom menschlichen Denken, dessen Formen und Gesetze sie darzustellen hat.

Ehe der Mensch denken kann, muß er Dasjenige erworben haben, worüber er denken soll oder will, denn ein Denken über Nichts ist unmöglich. Das Denken setzt daher Wahrgenommenes, Aufgefaßtes voraus, wie es theils die Außen-, theils die Innenwelt darbietet. Das Aeußere wird durch die Sinne, das Innere durch das Selbstbewußtsein aufgefaßt oder vorgestellt, und indem wir darüber denken, geben wir blos das Licht hinzu, das in unseren Denkkräften wohnt. Diese Denkkräfte sind nichts Anderes, als diejenigen Vorstellungen, die man Begriffe nennt, und alles Denken in der logischen Bedeutung dieses Wortes geschieht durch Begriffe. Von den Anschauungen oder Wahrnehmungen unterscheiden sich dieselben dadurch, daß sie erstens allgemeine (generelle) Vorstellungen sind, die auf Mehreres passen, wie z. B. der Begriff Haus auf alle Häuser, der Begriff Mensch auf alle Menschen, seien sie auch noch so verschieden, anwendbar ist, während die Anschauung eines alten Hauses nicht auf ein neues Haus, die Anschauung von einer Frau nicht auf die Anschauung eines Mannes paßt, denn jede Anschauung ist eine bestimmte Einzelvorstellung, d. h. sie repräsentirt nur etwas Einzelnes, nicht etwas Allgemeines (s. Psychologie §. 28). Sodann sind die Begriffe klarere, bewußtseinhellere Vorstellungen, als die Anschauungen, und eben, weil sie das sind, können wir durch sie denken. Gesetzt, es weiß Jemand nicht, was ein Zeitwort, Fürwort, Verhältnißwort ꝛc. ist, obgleich er solche Wörter fortwährend hört und im Sprechen selber gebraucht; jetzt erwirbt er aber durch

Unterricht den Begriff „Zeitwort" ꝛc., und dann ist jene Dunkelheit sofort gehoben; er wird nunmehr die Zeitwörter von andern Wortarten unterscheiden, und so geht es in allen Fällen, wo man entsprechende Begriffe mit Anschauungen (Einzelvorstellungen) zusammenbewußt macht oder sie, wie man sagt, auf dieselben „bezieht".

Denken heißt demnach: Etwas, das wir sonst schon im Bewußtsein tragen oder vorstellen, durch Begriffe klar machen.

Das Nämliche besagen die mehr bildlichen Ausdrücke: Etwas einsehn, begreifen, verstehen, fassen (nicht mit „auffassen" = aufnehmen, wahrnehmen — zu verwechseln), eben so der Ausdruck: das leuchtet mir ein. Alle diese Wörter bezeichnen ein Denken, also eine höhere Klarheit des Bewußtseins.

Andere Bedeutungen, die das Wort „denken" außer der logischen noch hat, siehe m. unten §. 20. — Ausgesprochen, dargestellt wird das Denken in der grammatischen Urtheilsform.

Von den Anschauungen und Begriffen sind noch die Ideen zu unterscheiden, d. h. die begrifflichen Vorstellungen, durch welche wir Gegenstände idealisiren, sie als schöner, vollkommener denken, als sie in Wirklichkeit sind. Die Ideen sind gewissermaßen Mustervorstellungen, welche auf keinen wahrnehmbaren Gegenstand genau passen, weil sie das in der Wirklichkeit Vorliegende übersteigen, das erfahrungsmäßig Mangelhafte ausschließen und das Vollendete repräsentiren (Ideen der Künstler; moralische, religiöse Ideen). S. §. 5.

Die Vorstellungen zerfallen also in Anschauungen, Begriffe und Ideen. Der Sprachgebrauch des alltäglichen Lebens verwechselt sie häufig, indem er Begriff oder Idee nennt, was Anschauung heißen sollte, auch oft statt Anschauung ꝛc. den allgemeinen Ausdruck Vorstellung setzt, was zur Unbestimmtheit und leicht zu Verwechselungen führt. Dagegen ist der Ausdruck: besondere Vorstellung, statt Anschauung, zulässig.

Was man Erfahrung nennt, besteht nicht in Begriffen und Ideen, sondern in der Gesammtheit der (durch Begriffe erhellten) äußern oder innern Wahrnehmungen (Anschauungen), die sich ein Einzelner, ein Stand, ein Volk, ein Zeitalter erworben hat.

Erſtes Kapitel.

Von den Begriffen.

§. 1.

Die Außenwelt hat keine Begriffe; ſie hat nicht einmal Anſchauungen, ſondern nur Dinge und Thätigkeiten (Wirkungen) der Dinge, die beiderſeits ſtets etwas Einzelnes, Beſonderes, nie etwas Allgemeines oder Generelles ſind. Was die Außenwelt nun nicht hat, kann ſie uns nicht geben; die allgemeinen Vorſtellungen oder die Begriffe müſſen uns alſo entweder angeboren ſein oder ſie müſſen rein innerlich in uns entſtehen. Aus der Pſychologie wiſſen wir, daß und warum nur Letzteres der Fall ſein kann, und da es in der Seele eben ſo, wie in der Außenwelt, kein Werden aus Nichts giebt, ſo fragt es ſich vor Allem: woraus und wie entſtehen ſie? Die Antwort lautet ſo:

Durch die Eindrücke oder Reize der Außerdinge entſtehen zunächſt ſinnliche Empfindungen und Wahrnehmungen in der Seele. Geſetzt nun, es werden mir die ſechs Wahrnehmungen: Fichte, Kiefer, Linde, Birke, Weide, Pappel zugleich oder auch nur unmittelbar hinter einander in's Bewußtſein gehoben, ſo ſtelle ich Gleiches und Verſchiedenes zuſammen vor. Das Gleiche, wenigſtens Gleichartige ſind hier die Anſchauungsbeſtandtheile: Wurzeln, ein Stamm, Aeſte und Zweige, denn dieſe ſind jenen ſechs Gegenſtänden gemeinſam (kommen bei allen vor), wogegen das Uebrige an denſelben (Nadeln, Blätter, Größe, Rinde, Farbe ꝛc.) verſchieden iſt, ja zum Theil, wie die Blätter, ganz fehlen kann. Was wird nun geſchehen? Nach dem conſtanten Seelengeſetz, daß das Gleichartige einander anzieht, wenn es neben einander bewußt wird, fließen die Beſtandtheile: Wurzeln, ein Stamm, Aeſte, Zweige — in Einen Bewußtſeinsakt zuſammen und geben ein Geſammtvorſtellen; dem Ungleichen, das nicht zuſammenfließen kann, auch in ſeiner Art je nur einmal da iſt, wird das Bewußtſein entzogen, und ich ſtelle nun jenes Gleichartige hier verſechsfacht, alſo weit bewußtſeinſtärker und klarer vor, als wenn es mir nur bei Einem Baume, alſo einfach bewußt würde. Dieſer Combinations-

akt dauert in der Seele fort, auch wenn er wieder unbewußt wird; er erhält sich als „Spur" und kann später wieder zum Bewußtsein zurückkehren oder reproducirt werden, und ich besitze nun den Begriff, welcher nicht Fichte, Kiefer 2c., nicht (vielstämmiger) Strauch, sondern Baum heißt. Seine Merkmale sind blos: Wurzeln, ein Stamm, Aeste und Zweige, alles Andere ist von dieser Vorstellung ausgeschlossen.

Der tiefere Grund, warum mit dem Zusammenbewußtwerden des Gleichartigen ein Unbewußtwerden des Verschiedenen Hand in Hand geht, liegt in den beweglichen Elementen, über welche die Psychologie Auskunft zu geben hat. Diese Elemente fließen jederzeit — das ist ebenfalls Seelengesetz — zu dem vielfach gegebenen Gleichen am stärksten hin, werden von diesem vorherrschend in Beschlag genommen; von dem nur einfach gegebenen Ungleichen fließen sie ab, und so muß das Ungleiche zu Gunsten des Gleichen die Erregung und somit das Bewußtsein — wo nicht ganz, doch ziemlich ganz — verlieren.

So entstehn ursprünglich alle Begriffe; die Entstehung derselben durch die sogenannte Determination (s. §. 14) ist nur eine besondere Verwendung bereits vorhandener Begriffe. Alle Begriffe setzen Wahrnehmungen und ein Nebeneinanderbewußtwerden derselben voraus. Man nehme z. B. den Begriff Fichte, der in Vergleich mit dem Begriffe Baum ein niederer, weniger Mannigfaltiges umfassender ist. Er setzt blos die Wahrnehmungen von einzelnen Fichten — großen, kleinen und sonst verschieden geformten voraus, und ist ein Gesammtvorstellen dessen, was lediglich ihnen gemeinsam ist. Er wird eher entstehn, als der Begriff Baum, wenn Jemand in einer Umgebung aufwächst, die nur Fichten hervorbringt, und der Name Baum, den er vielleicht dazu gehört und gelernt hat, kann dann für ihn nur Fichte bedeuten. Dagegen wird sich eher der Begriff Baum erzeugen, wenn die Umgebung außer Fichten noch andere Baumgewächse der Anschauung darbietet. Ohne Anschauungen entsteht kein Begriff, und es gilt dies auch von solchen, die rein innerlich Entstandenes voraussetzen. So lange die inneren Anschauungen: Zorn, Unwille, Entzücken, Erstaunen, Furcht, Verzweiflung 2c. fehlen, fehlt auch der ihnen entsprechende, sie alle umfassende Begriff. Sobald sie

aber entstanden sind und neben einander bewußt werden, fließen die gleichen Bestandtheile, die sie enthalten, zusammen, die ungleichen werden unbewußt, und so entsteht der Begriff Affect. Wie der Begriff Fichte vor dem Begriff Baum, so kann auch der Begriff Zorn eher, als der Begriff Affect entstehn, wenn lediglich verschiedene Akte des Zornes ihr Gemeinsames zusammensteuern.

Gewöhnlich führt der Begriffsbildungsproceß den Namen Abstractionsproceß, weil das Bewußtsein von den ungleichen Bestandtheilen der Anschauungen (überhaupt der Grundgebilde) abgezogen (abstrahirt) wird. Das ist aber nur ein Nebenvorgang bei der Begriffsbildung. Durch Verlust des Bewußtseins entsteht nur Vergessen, und soweit Seelengebilde unbewußt werden, kann sich ihr Gemeinsames nicht zu neuen Gebilden vereinigen. Die Begriffe entstehn also durch Combination des Gleichartigen, und sie bestehn in den Gebilden, von welchen sie herstammen, unabgetrennt fort. Auch werden die ungleichen Bestandtheile dieser (Grund-) Gebilde selten völlig unbewußt, sondern klingen meist mehr oder weniger schwach neben den gleichen (dem Begriff) mit. Der Begriff ist nur eine festere Combination oder Verbindung des Gleichen mitten im Ungleichen. Trotz dem ist es üblich geworden, die Begriffe abstracte oder abgezogene Vorstellungen zu nennen, indem man ihnen die Anschauungen ꝛc. als concrete Gebilde gegenüberstellt. Diesem Sprachgebrauche gemäß wird auch das Wort: „Abstractionsproceß" fortgebraucht werden dürfen, wenn man nur die Hauptsache bei der Begriffsbildung — die Combination des Gleichen oder Gemeinsamen — nicht übersieht.

Sagt man: die Begriffe entstehn durch Analysis, so ist das insofern richtig, als die Anschauungen ꝛc., sobald ihre gleichen Bestandtheile den Begriff geben, eine Art Zerlegung erfahren, die aber nur eine Zerlegung in Bewußtes und Unbewußtgewordenes ist. — Uebrigens brauchen wir, statt „Gleichartiges", auch (der Abwechselung wegen) den Ausdrck „Gleiches", obschon nur jenes Wort genau das Richtige angiebt, denn ganz gleich sind die gemeinsamen Bestandtheile verschiedener Anschauungen nicht.

§. 2.

Warum die Begriffe bewußtseinhellere Vorstellungen sind, als deren Grund- oder Vorgebilde — die Anschauungen oder besonderen Vorstellungen —, ist aus der Art ihrer Entstehung (§. 1) vollkommen erkennbar. Sie haben jedoch noch andere Vorzüge. Vermöge der innigen Verschmelzung ihrer gleichartigen Elemente dauern sie länger und fester fort, als die Wahrnehmungen. Die einzelnen Steine, Beeren, Blumen, Pferde, Häuser ꝛc., die Jemand gesehen hat, kann er größtentheils vergessen haben, aber was ein Stein, eine Beere, eine Blume ꝛc. überhaupt ist, vergißt Niemand. Gingen freilich jene Anschauungen vollständig verloren, so müßten auch die Begriffe verloren gehn. Aber die Anschauungen erhalten sich ebenfalls zahlreich, und wenn ich daher auch hundert Häuser vergessen habe, so werden die Abbilder von hundert andern in mir erhalten bleiben, so daß das Gemeinsame derselben immer als Begriff fortleben kann. Die Häuser z. B. bestehn alle aus denselben Anschauungsbestandtheilen (Wände, Thüren, Fenster, Dach ꝛc.), nur daß diese bei jedem Hause anders verknüpft sind. Löst sich in mir die eigenthümliche Verbindung, die jene Bestandtheile bei einem besonderen Hause hatten, auf, so ist mir freilich die Vorstellung dieses Hauses nicht mehr innerlich möglich; da aber der Verlust der Verknüpfung nicht ein Verlust des verknüpft Gewesenen selbst ist, so ist es natürlich, daß das Gleiche, woraus der Begriff geworden, unaufgelöst fortbesteht.

In Folge dieser Fortdauer sind die Begriffe ferner ein Mittel, die besonderen Vorstellungen vollkommener festzuhalten und leichter zu reproduciren. Eine Abtrennung zwischen dem Begriff und dessen Grundgebilden findet ja nicht statt; die letzteren sind beim Werden des Begriffes nur unbewußt geworden, und zwar nur hinsichtlich ihrer verschiedenen Bestandtheile. Die gleichen vereinigten sich zum Begriff wie zu einem zusammenhaltenden Knotenpunkt. Von dem Begriffe aus kann sich also die Bewußtwerdung ungehindert auf seine Grundvorstellungen ausbreiten, z. B. bei dem Begriffe Feld auf die Spuren der angeschauten Felder (mit denen er in Verbindung geblieben

ist), indem die erregenden Elemente sich von ihm aus auf diese fortpflanzen. Dasselbe wird bei den Begriffen Wald, Fluß, Quell, Lerche, Hund, Katze ꝛc. hinsichtlich ihrer Grundgebilde geschehn. Die Erinnerung wird folglich durch diesen Zusammenhang bedeutend unterstützt und das Behalten ganzer Gruppen und Reihen verwandter Vorstellungen, ja ganzer Systeme erleichtert, indem vom Begriff aus das Einzelne reproducirt, dadurch aufgefrischt, von Neuem belebt, und so das Merken des Einzelnen (das Gedächtniß) vervollkommnet wird.

Aber nicht blos das Gedächtniß und die Erinnerung gewinnen durch die netzförmige Verflechtung, in welcher der Begriff mit seinen Grundvorstellungen steht, sondern der Begriff wird dadurch auch fruchtbarer für's Denken, er läßt sich für dasselbe reichlicher anwenden. Denken heißt nämlich, „Etwas, das wir sonst schon im Bewußtsein tragen oder vorstellen, durch Begriffe klar machen" (s. Einleitung). Habe ich z. B. den Begriff Wappen erworben, so können mir die Vorstellungen von hundert verschiedenen Wappen in's Bewußtsein treten, ich werde nicht in Gefahr kommen, sie mit andern Bildwerken zu verwechseln, wie es Demjenigen leicht begegnet, der diesen Begriff nicht hat; sein Vorstellen ist dann eben kein denkendes, kein klar unterscheidendes, kein sicher erkennendes. Je reicher nun die Summe der besonderen Vorstellungen ist, die als Grundgebilde einem Begriffe anhaften, desto mehr wird durch ihn Einzelnes aufgeklärt, desto fruchtbarer erweist er sich für das Denken des Besonderen. Die Thiere, welche keine eigentlichen Begriffe besitzen, erkennen daher nur Weniges constant; die geringen Unterschiede der Dinge gehn ihnen für die bestimmte Auffassung fast gänzlich verloren.

Endlich bewirken auch die Begriffe, daß wir neue Anschauungen leichter, klarer, vollständiger und genauer bilden, als es ohne sie möglich sein würde. Denn was bereits in der Seele fest vorhanden ist, braucht nicht zum zweiten Male gebildet zu werden, es geht als fertiger Bestandtheil in das Neue, wozu es paßt, ein, hilft dasselbe herstellen. So wird Derjenige, der den Begriff Komet hat, die Anschauung eines neuen Kometen viel schneller und richtiger bilden, als der, welcher lediglich weiß, was ein Stern ist. Jener legt das Fertige (z. B. Bewegung in

elliptischer Bahn, wechselndes Verhalten zur Sonne, Verschwinden nach einiger Zeit ꝛc.) in die neue Anschauung hinein und braucht blos Dasjenige neu zu erwerben, was der jetzige Komet Eigenthümliches an sich hat. Die bloße Anschauung ist allerdings überall schon viel besser, viel deutlicher, als die einfache Empfindung, aber was mit Hilfe der Begriffe aufgefaßt wird, liefert eine noch weit vollkommenere Wahrnehmung. Die fertigen Begriffe stehn immer gleichsam auf dem Sprunge, in neue Wahrnehmungen einzutreten, und vermitteln so zugleich die Beobachtung des Neuen, während der ohne Begriffe Anschauende Nichts eigentlich beobachtet (mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt), sondern alle seine Kraft auf das bloße, ungesuchte Wahrnehmen verwendet und verwenden muß. Daher sieht der Arzt am Krankenbette mehr, als der Nichtarzt, denn er sieht mit Hilfe der fertigen Krankheitsbegriffe, und der gebildete Musiker faßt ein neues Tonstück viel genauer und richtiger auf, als der musikalische Laie, weil jener mit bereits klaren Tonbegriffen hört. U. s. w. Das Talent der Beobachtung liegt also in den fertigen Begriffen, wie auch der „Sachverständige" seine Einsicht diesen Begriffen verdankt.

Die sämmtlichen genannten (fünf) Vorzüge der Begriffe, durch welche sie die Wahrnehmungen übertreffen, machen das aus, was man die Grundformen der Begriffe nennt.

§. 3.

Um zu vollkommenen Begriffen zu gelangen, sind, wie aus dem Vorigen folgt, nachstehende praktische Vorschriften zu befolgen:

1) Man sorge vor Allem dafür, daß die Grundgebilde der Begriffe möglichst vollkommen und zahlreich entstehen. Dies gilt zunächst von den Anschauungen, welche die Grundlage zu den niederen, zu den zuerst entstehenden Begriffen ausmachen. Alle Flüchtigkeit und Zerstreutheit beim Auffassen verdirbt die Anschauungen; Vieles, was doch zu den Dingen gehört, wird dann gar nicht aufgefaßt, Anderes nur oberflächlich, und so werden die Anschauungen nur halb richtig gebildet. Man meide also jene Fehler. Die Klarheit des Begriffes ferner erfordert durchaus eine reichliche Anzahl von besonderen Vorstellungen. (An-

ſchauungen), denn je geringer dieſe Anzahl iſt, deſto wenigere können ihr Gleiches zum Begriff zuſammenſteuern, und deſto dunkler muß er dann ausfallen. Am allerwenigſten können ihn Worte erſetzen. Der höhere Begriff kann zwar auch ſchon aus Anſchauungen hervorgehn, ja im Grunde giebt es auch für ihn keine andere Urquelle (man denke an die Begriffe Fichte und Baum — §. 1 und vergleiche §. 10). Er entſteht aber viel leichter und kräftiger, wenn ihm bereits niedere Begriffe zur Grundlage dienen können. Der Begriff Baum z. B. kommt viel vollkommner zu Stande, wenn er aus den niederen Begriffen: Fichte, Kiefer, Linde, Birke, Weide ꝛc. hervorgehen kann. Das Gleiche, deſſen er bedarf, iſt in dieſen Begriffen ſchon gut vorgebildet, das Ungleiche, folglich Unbrauchbare ſchon bedeutend ausgeſchieden, und ſo hat die Seele nur halbe Arbeit, um zu denken, was ein Baum iſt. Eben ſo verhält es ſich bei dem höheren Begriffe Raubthier; aus den Anſchauungen von verſchiedenartigen Katzen allein kann er nicht ſo ſtark, auch nicht ſo correct (in der rechten Weite) entſtehn, als wenn bereits die (niederen) Begriffe: Wolf, Geier, Hyäne, Hai ꝛc. neben dem Begriff Katze erworben ſind. U. ſ. f. Was werden hier bloße Worte ausrichten?

2) Die Vorbildungen für die Begriffe müſſen nicht nur erworben ſein, ſondern auch kräftig und treu aufbehalten werden. In dieſer Beziehung iſt ſchon die verſchiedene Natur unſrer Sinne (unſrer Urvermögen) von großem Einfluß. Was in den beiden höhern Sinnen entſteht, dauert von ſelbſt kräftiger fort, als was ſich in den niederen (dem Geſchmaks-, Geruchs- und Vitalſinne) erzeugt, denn die Vermögen dieſer ſind von Hauſe aus viel ſchwächer, als die Vermögen des Geſichts- und Gehörſinnes. Daher ſind die Begriffe vom Geſchmeckten, Gerochenen und durch den Vitalſinn Empfundenen nie ſo feſt und klar, als die vom Geſehenen und Gehörten, weil ſchon die Anſchauungen dort nur mangelhaft fortdauern, wie man daraus ſieht, daß ſie ſich rein innerlich nur unvollkommen in's Bewußtſein zurückrufen laſſen. Aber auch die Seh- und Hörvermögen halten nicht beſtimmt feſt, was nur flüchtig und matt (ohne Anſpannung) aufgenommen worden iſt, und was ſelten oder nie reproducirt und ſomit nie aufgefriſcht wird. Darum wiederhole man ſeine Auffaſſungen

fleißig, indem man, wo möglich, die Gegenstände selbst von Neuem einwirken läßt; man thue dies mit Ruhe und Ausdauer, mit aufmerksamem Interesse, und lasse sich nicht durch die augenblickliche Lebhaftigkeit und Frische täuschen, welche das Aufgefaßte nach den ersten Eindrücken vielleicht zeigt. Die Wiederholung mittels erneuerter Auffassung ist auch deshalb unerläßlich, weil sonst keine Spurenansammlung, keine Vielspurigkeit der Gebilde entsteht, und diese hauptsächlich ist es, welche die feste Fortdauer des Aufgefaßten bedingt.

3) Die Grundgebilde der Begriffe müssen nach ihrer Gleichartigkeit zusammenbewußt gemacht werden, sonst können sie da sein und geben doch keine Begriffe. Hinsichtlich der ersten Begriffe, welche der Mensch gewinnt, erfüllt sich diese Forderung größtentheils von selbst. Bäume, Steine, Menschen, Blumen ꝛc. sieht ja das Kind häufig neben einander, wie sollte da das je Gemeinsame derselben nicht zusammenfließen und so die Begriffe: Baum, Stein, Mensch, Blume ꝛc. nicht entstehn? In vielen anderen Fällen aber ist uns höchstens Eine Grundvorstellung von außen her gegeben, die übrigen gleichartigen müssen wir aus unserem Innern hinzuwecken, und thun wir dies nicht, so stellt sich auch der entsprechende Begriff nicht her. Wer bei der Anschauung einer Säemaschine an andere verschiedene Säemaschinen nicht denkt oder nicht denken kann, weil es die erste ist, die er sieht, der vermag auch den Begriff Säemaschine nicht zu bilden, es bleibt bei der bloßen Anschauung; und wer zwar Akte des Leichtsinns genug in sich vollzogen hat, keinen derselben aber zu einem neuen solchen Akte hinzuvorstellt, erwirbt den Begriff Leichtsinn nie, und wird darum nie oder erst sehr spät gewahr werden, daß er leichtsinnig ist. Ueberhaupt sind die rein von innen herstammenden Seelenvorgänge wenigen Menschen klar vorstellbar, weil sie, aus dem eben angegebenen Grunde, keine Begriffe von denselben erwerben, und dies hat seine Haupturſache darin, daß diese Vorgänge so schnell vorübergehn, im Bewußtsein nicht lange genug Stand halten, sondern bald in's Unbewußtsein zurücksinken, was bei den von außen her entstandenen Gebilden viel weniger der Fall ist, denn Bäume, Häuser, Menschen ꝛc. verweilen mehr für die Anschauung. — Was man Dummheit nennt, ist etwas Anderes,

als Unwissenheit; es ist Schwerfälligkeit, Langsamkeit des Geistes, Mangel an Lebendigkeit der Urvermögen, und wer an diesem Naturfehler leidet, dem fällt Alles, was er weiß, zu spät ein; er bringt also die gleichartigen Grundgebilde wenig im Bewußtsein zusammen und bildet darum, trotz seines Wissens, selten klare Begriffe. Kein Wunder, daß er sich von Schlauköpfen häufig hinter's Licht führen läßt. Dagegen kann er in dem, was sich seiner Anschauung mit genugsamer Dauer darbietet, recht wohl zu klaren Begriffen gelangen, und es hat daher unter sonst dummen Menschen nicht ungeschickte Mathematiker gegeben. Genug, für das sichere Zusammenbewußtwerden der besonderen Vorstellungen ist und bleibt das beste Mittel, dieselben nach bestimmten Rubriken sorgfältig zu ordnen, und, wo sie mit einer gewissen Trägheit hervortreten, für angemessene Geistesanregung zu sorgen.

4) Aber auch das Zusammenbewußtwerden der gleichartigen Grundgebilde führt noch nicht zu Begriffen, wenn erstere sich nicht gegenseitig so kräftig durchdringen, daß ihre gleichen Bestandtheile vollkommen verschmelzen und die ungleichen davon abgeschieden werden. Die Hauptsache ist auch hier wieder die ursprünglich kräftige Bildung der Grundvorstellungen (s. vorher 1 und 2). Außerdem aber müssen sie die Mitte halten zwischen sinnlicher Frische und todter Verblichenheit Während nämlich der Inhalt unsrer Vorstellungen unverändert bleibt, können sie doch jetzt sehr stark angeregt (sehr sinnlich frisch) und zu anderer Zeit matt und wie todt in's Bewußtsein treten, und Beides kommt namentlich bei den Gefühlen und Strebungen vor. Solche Zustände sind der Begriffsbildung ungünstig. Dort hemmt ein zu unruhiger Schwung, hier eine zu geringe Energie die Combination des Gleichen sowie die Abstraction des Ungleichen, und der Begriff kann höchstens mangelhaft entstehn. So mangelhaft entsteht er aber auch, wenn dem Zusammenbewußtsein der ähnlichen Gebilde nicht die erforderliche Dauer gelassen wird. Daher leiden sehr lebhafte Menschen meistens an einer gewissen Unklarheit der Begriffe, obgleich sie deren oft viel haben, denn die gegenseitige Durchdringung des Gleichartigen kann nicht wie im Fluge geschehn, sie will, wie Alles, ihre gehörige Dauer haben. Halbvollendete Begriffe, welche die Folge davon sind, lassen sich

aber vervollkommnen, wenn man die Combination (den sogenannten Abstractionsproceß) oft wiederholt, also nicht müde wird, zu den Grundgebilden zurückzukehren. Darf man für diese Beschäftigung bestimmte Zeitabschnitte festsetzen und das Nachdenken abbrechen, wenn die Uhr schlägt und zu etwas Anderem ruft?

5) Zu diesen vier Vorschriften muß endlich noch eine mehr allgemeine Regel kommen. Die Begriffe entstehn in einer Seele, in welcher noch viele andere Vorgänge stattfinden: sogenannte Gemüthsbewegungen, wie Sorgen, Furcht, Freude, Zerstreuungen, wozu sich oft Neigungen, Affecte, Leidenschafte aller Art gesellen. Sind diese erregt, ist also das „Gemüth" nicht ruhig, so können sich die Begriffe nicht ungestört bilden, es mischen sich ungehörige Elemente in sie ein und verderben sie. Ungestörtheit ist mithin für den Begriffsbildungsproceß wesentlich nothwendig, es darf Fremdartiges nicht neben ihm auftauchen. Diese Forderung bleibt jedoch auch dann unerfüllt, wenn man sich zu sehr gedächtnißmäßig beschäftigt und auf das Merken von Wörtern und Sätzen zu großes Gewicht legt. Ganze Gruppen und Reihen schwächlicher Vorstellungen, die an den Wörtern hangen, drängen sich dann zum Bewußtsein hervor, sobald nur das eine Wort, die eine Vorstellung geweckt wird, und wie soll da ein genaues Zusammenfließen des Gleichartigen möglich sein? Die sogenannten Wunderkinder, die immer nur reich sind an blos gemerkten Wörtern und schwachen Vorstellungen, zeigen sich daher als Erwachsene an richtigen Begriffen sehr arm. Schwärmerische Menschen gelangen ebenfalls zu keiner Klarheit des Denkens; warum?

§. 4.

Wo die im vorigen §. geschilderten Verhältnisse und Vorgänge ungünstig stattfinden, werden die Begriffe der Form nach mangelhaft werden, mag ihr Inhalt sein, welcher er will. Wie schon angedeutet, leiden sie dann entweder an Dunkelheit oder an Unklarheit (= Verworrenheit). Ein Begriff ist dunkel, wenn das Gleiche, aus dem er besteht, zu wenig vielfach ist; er ist unklar oder verworren, wenn sich in die gleichen Bestandtheile auch ungleiche (ungehörige) eingemischt haben. Letzteres zeigt sich bei den meisten Menschen hinsichtlich der Begriffe: Freiheit,

Recht, Glaube, Religion, Tugend, Schönheit ꝛc., Jenes dagegen z. B. bei Schulkindern, welche die Begriffe: ganze Zahl, Bruchzahl, Addition, Subtraction ꝛc. vielleicht ganz richtig, aber nur dunkel haben. Die Dunkelheit liegt also der Entstehung nach vor der Klarheit, die Verworrenheit neben derselben; jene ist ein blos negativer Fehler, ein Unreifsein, ein Mangel, diese ein positiver, eine Mißbildung, eine Verdorbenheit. Das leise Mitklingen der besonderen Vorstellungen, wenn ein fertiger Begriff sich im Bewußtsein ankündigt, verdirbt ihn nicht; verdorben kann er nur bei seiner Entstehung werden durch die bleibende Einmischung ungehöriger Elemente, z. B. der Begriff Reichthum durch das Merkmal: „stets glücklich machend". Die Verbesserung solcher Begriffe durch spätere Ausscheidung des Falschen ist schwer, aber nicht unmöglich.

Die fehlerhaften Formen der Begriffe sind also etwas ganz Anderes, als ihre Grundformen; letztere bestehn in den Vorzügen, welche die Begriffe den Wahrnehmungen gegenüber besitzen. S. §. 2, namentlich am Schlusse.

§. 5.

Was den Inhalt der Begriffe anlangt, so zerfallen sie in zusammengesetzte und einfache. Jene entstehen in der Regel früher, als diese. Denn da bereits die Wahrnehmungen, selbst die einfachsten, zusammengesetzt sind, also immer verschiedene Bestandtheile enthalten, so gehn diese Bestandtheile naturgemäß auch in die Begriffe über, so weit sie das Gesetz der gegenseitigen Anziehung des Gleichartigen nicht fern hält, und so müssen die zusammengesetzten Begriffe zuerst entstehn. Ist doch in dem einfachsten Laute und Tone stets eine gewisse Stärke, Höhe und Dauer beisammen, und das kleinste Sandkörnchen hat eine gewisse Gestalt, Farbe und Schwere, das kleinste Pünktchen noch räumliche Ausdehnung und Farbe ꝛc. Selbst die stets raumlosen Seelenakte zeigen sich in einer gewissen Dauer, Lebhaftigkeit und Stärke des Bewußtseins zugleich, abgesehen davon, daß sie sich außerdem in einer bestimmten Bildungsform ankündigen: theils als Begehrungen, Widerstrebungen, Gefühle, theils auch als strebungs- und stimmungslose Vorstellungen.

Jeder Begriff nun, in welchem sich Theilvorstellungen (Merkmale, finden, ist ein zusammengesetzter, wie z. B. der Begriff Wasser. Derselbe enthält die Merkmale: räumlich ausgedehnt, flüssig, durchsichtig, geruchlos, geschmacklos. Im Begriffe Fisch liegen die Theilvorstellungen: im Wasser lebend, schwimmend, mit Flossen begabt, durch Kiemen athmend ꝛc. Man vergleiche noch: Baum, Haus, Berg, Feld, Blume, Aehre, Grashalm u. s. f. Dagegen sind die Begriffe: eins, ja, nein, hier, dort, von, zu, bei ꝛc. streng einfache Begriffe, denn jeder enthält blos Ein Merkmal. Gleiches gilt von den Begriffen: roth, grün, weiß ꝛc., bewußt, klar, dunkel, lebhaft, ruhig, sein (existiren), wirklich, möglich, nothwendig ꝛc. Sie stehn in unsrer Seele mit andern Begriffen und mit Anschauungen immer in Verbindung und wecken sie daher leicht zu sich hinzu; sie selbst aber enthalten keine Theilvorstellungen, keine mehrfachen Merkmale, weshalb sie sich auch nicht definiren lassen, denn das Definiren kann immer nur durch Angabe der Theilvorstellungen geschehn.

Es fragt sich nun: wie gehn die einfachen Begriffe aus den Anschauungen, die doch immer zusammengesetzt sind, hervor? Ganz ungesucht dadurch, daß zuerst schon diese Anschauungen gespalten, in Theilanschauungen zerlegt werden. Dies geschieht z. B., wenn das Kind ein Haus sieht und nun sein Auge bald nach oben, bald nach unten, bald seitwärts auf einzelne Theile desselben richtet und somit deren Verschiedenheit auffaßt. Gleicherweise wird es das Innere des Hauses vom Aeußern unterscheiden, wenn es aus der Stube vor die Hausthüre gebracht wird, und nicht minder wird ihm, wenn es sonstige Dinge sieht, bald das Hier, bald das Dort, bald das Vorher, bald das Nachher ꝛc. bei denselben anschaulich werden. So gewinnt es Spuren von dem, was an, vor, in ꝛc. den Dingen ist, kurz von deren Verhältnissen, welche Spuren ihm in's Bewußtsein zurückkehren, wenn es neue Verhältnisse derselben Art anschaut. Einfach in strengem Sinne sind diese bruchstückartigen Anschauungen noch nicht, denn es hängt noch das Besondere daran, dem sie ihre Entstehung verdanken. Je öfter aber solche Bruchstücke von Anschauungen im Bewußtsein neben einander treten, desto mehr concentrirt sich das Bewußtsein blos auf das völlig Gleiche derselben, auf die einfachen Qualitäten des

Angeschauten, und so müssen einfache Begriffe davon entstehn. Die Sprache, die bei Kindern bald dazu kommt, giebt diesen, wie allen Begriffen Gelegenheit, sich an bestimmte Wörter anzuschließen, an denen sie festgehalten und nun vollkommen bestimmt unterschieden werden. So geschieht es namentlich auch mit den einfachen Begriffen, die aus rein geistigen Akten stammen, z. B.: bewußt, erregt, matt, lebhaft, vorstellen, streben, fühlen, sich erinnern, u. s. f.

§. 6.

Unter den zusammengesetzten Begriffen sind noch diejenigen besonders hervorzuheben, die man Gruppenbegriffe und Reihenbegriffe nennt. — Während z. B. der Begriff Schaf diejenigen Merkmale als vorwiegende enthält, die verschiedenen Schafen gemeinsam sind, enthält der Begriff Säugethier nur Merkmale, die außerdem vielen andern Thieren als Eigenschaften zukommen, wie dem Hunde, der Katze, dem Pferde, dem Rinde, dem Hasen, dem Hirsche, dem Affen, dem Delphine, dem Wallfisch ꝛc. Dies sind die Merkmale: Rückenwirbel, rothes und warmes Blut, Gebären lebendiger Junge, Säugung derselben. Durch diese Merkmale unterscheiden sich die genannten Thiere als eine besondere Gruppe von andern Thierarten, und somit ist der Begriff Säugethier ein Gruppenbegriff. Während ferner der Begriff Sperling, als solcher, hauptsächlich das Gemeinsame verschiedener Sperlinge in sich schließt, liegt im Begriffe Vogel nur das, was auch dem Zeisig, dem Finken, der Wachtel, der Drossel, dem Geier, der Gans ꝛc. eigen ist, nämlich die Merkmale: Rückenwirbel, rothes und warmes Blut, Federn, Eierlegen. Wir haben also hier eine andere Gruppe von Merkmalen, die zum Theil bei den Säugethieren nicht vorkommen, und somit ist Vogel ein von dem vorigen verschiedener Gruppenbegriff. Gleiches gilt von den Begriffen Amphibie, Fisch, Kerbthier, Wurm, ingleichen Thier, Pflanze, Mineral, indem jeder dieser Begriffe sich auf Dinge bezieht, die eine Gesammtheit ausmachen, in welcher die speziellen Merkmale der Individuen ganz zurücktreten, und nur die Hauptmerkmale das Charakteristische bilden. Alle Begriffe, durch welche wir Arten, Gattungen, Klassen ꝛc. der materiellen oder geistigen Dinge

vorstellen, sind Gruppenbegriffe. Man vergl., was in §. 8 über den Umfang der Begriffe bemerkt ist.

Alles Geschehen in der Welt, bestehe es in Vorgängen außerhalb oder innerhalb des Menschen, erfolgt hintereinander, auch wenn es mit einem andern Geschehen gleichzeitig stattfindet, und so entstehn Reihen einzelner Akte, die bei aller Verschiedenheit doch gemeinsame, einstimmige Merkmale haben können. Auch hier giebt es Arten des Gemeinsamen, die sich bestimmt von einander unterscheiden. Akte, die blos zeitlich aufeinander folgen, wie Sonnenschein und Regen, stehn in einer ganz anderen Verbindung, als Akte, die sich zugleich als Ursache und Wirkung aneinander reihen, z. B. Aufgehn der Sonne und Tag werden. Dort ist die Verbindung eine blos äußere, hier eine innere, dort eine mehr zufällige, unwesentliche, hier eine nothwendige, wesentliche. Wir haben also hier zwei sehr verschiedene Reihen von Erfolgen. Wieder anders ist der Zusammenhang zwischen dem Geschehen, wo Zwecke und Mittel, Zeichen und Bezeichnetes sich aneinander anschließen. — Je öfter solche einzelne Erfolge wahrgenommen werden, desto mehr tritt das Gleichartige, Gemeinsame derselben fürs Bewußtsein zusammen, das Verschiedene wird unbewußt, und so entstehen die Reihenbegriffe, die wir mit den Wörtern: Aufeinanderfolge (Nach-etwas), Causalzusammenhang oder Ursache und Wirkung (Durch-etwas), Finalverhältniß oder Zweck und Mittel (Behufs-etwas), Zeichen und Bezeichnetes — ausdrücken, öfter noch in ganzen Sätzen beschreiben. Namentlich alle allgemeinen Naturgesetze werden durch Reihenbegriffe vorgestellt, in welchen wir die hintereinander verlaufenden Vorgänge in den Naturdingen je nach ihrer besondern Eigenthümlichkeit zusammenfassen. Man denke an die Gesetze der Licht- und Schallfortpflanzung, der Planetenbewegung, an das geistige Gesetz der gegenseitigen Anziehung des Gleichartigen, der Spurenansammlung ꝛc.

Je höher ein solcher Gruppen- oder Reihenbegriff liegt, je abstracter er also ist, desto kleiner ist sein Inhalt (§. 8), und manche derselben sind völlig einfache Begriffe, weil sie blos ein einziges Merkmal enthalten, z. B.: Sein, Geschehen, Wirklichkeit, Möglichkeit, Nothwendigkeit, Wahrscheinlichkeit, Verhältniß, Beziehung,

Zahl, Größe, Urſachlichkeit, Aeußerlichkeit, Innerlichkeit, Eigenſchaft, Ding, Etwas. Da in ſolchen Begriffen Nichts von dem Gruppirten und zuſammengereihten ſelbſt, ſondern blos irgend eine Beziehung, ein Verhältniß, ein Wie des Verbundenen gedacht wird, ſo nennt man dieſe einfachen Begriffe reine Formenbegriffe, wohin die Begriffe: Begriff, Urtheil, Schluß, Gedächtniß, Verſtand, Wille, Vernunft, Gemüth ꝛc. gehören. Vergl. Pſychologie §. 30.

In die Gruppen und Reihen der Vorſtellungen ſind oftmals auch Begehrungen und Gefühle mit eingetreten, die ſich dann in den abſtrahirten Begriffen mit abſpiegeln, was z. B. der Fall iſt in den Begriffen: angenehm, unangenehm, ſchön, garſtig, gut, recht, pflichtmäßig ꝛc. Während z. B. ein wirkliches (concretes) Urtheil immer etwas Zuſammengeſetztes iſt, indem es aus Subject und Prädicat beſteht, bezeichnet der Begriff Urtheil nur die beſondere Weiſe, wie dieſe Beſtandtheile zuſammen ſind, und das iſt ein einziges Merkmal. Aehnlich verhält es ſich mit „Schluß, Verſtand, Wille“ ꝛc. Nur die Form, wie das zum Schließen, zum Verſtehen, zum Wollen erforderliche Einzelne verbunden iſt, wird in dieſen Begriffen gedacht. — Für das Concrete (Beſondere) und Abſtracte (Allgemeine) haben wir keine eigenthümlichen Wörter; wir müſſen z. B. das nämliche Wort „Hund“ gebrauchen, mögen wir nun einen einzelnen beſtimmten Hund meinen oder im Allgemeinen nur die Gattung dieſer Geſchöpfe bezeichnen, z. B.: „der Hund iſt ein treues Thier“. Wer das nicht beachtet, wird noch im Begriffe ſuchen, was blos in der Anſchauung, im concreten Falle, gegeben iſt.

Ideen ſind Begriffe, in welchen das in der Erfahrung Vorliegende (das Anſchaubare) idealiſirt d. h. geſteigert, vervollkommnet gedacht iſt, z. B. Ewigkeit (= ſchrankenloſe Zeit), Allwiſſenheit, Allgegenwart, Allweisheit, Allgütigkeit, Heiligkeit, Seligkeit ꝛc. Auch Wahrheit, Schönheit, Sittlichkeit, Staat, Kirche und Schule — dieſelben in höchſter Vollkommenheit genommen — gehören hieher. Wird eine Idee von Jemandem ſo hell gedacht, daß ſie wie eine beſtimmte klare Anſchauung in ihm lebt, ſo heißt ſie ein Ideal. Das Ideal kann ein theoretiſches oder ein praktiſches Muſterbild ſein; in beiden Fällen ſteht es als ein zu erſtrebendes Ziel vor Augen. Vergl. die Einleitung.

§. 7.

Der Inhalt des Begriffes ist der Begriff selbst, seine Merkmale. Es verhält sich hier nicht, wie mit Flasche und Inhalt der Flasche, die stets Zweierlei sind. Denn sind die Theilvorstellungen des Begriffes auch, wie meistens, selbst wieder Begriffe, so machen sie doch zusammen nur den einen Begriff aus, dessen Merkmale sie sind, wie es z. B. mit den Begriffen: Wurzel, Stamm, Aeste, Zweige — in dem Begriffe Baum der Fall ist (vergl. §. 3). Erst wenn diese Theilvorstellungen, die Anfangs nur Anschauungselemente sind, sich selber zu Begriffen ausgebildet haben, bewirken sie die Stärke und Klarheit des Bewußtseins, die dem Begriffe zu wünschen ist. Auch die Form, die jeder Begriff hat, ist ebenso wenig gleichsam eine Kapsel des Begriffes. Er soll von Dunkelheit und Verworrenheit frei, er soll klar sein, und ist er das, so hat er auch die rechte Form. Dann aber ist eigentlich auch sein Inhalt nicht fehlerhaft. Der Begriff kann jedoch falsch angewendet werden, und dann verhält sich sein richtiger Inhalt doch als fehlerhafter den Gegenständen gegenüber. Wer da sagen wollte: die Pflanzen sind theils weißblühende, theils blaublühende, theils rothblühende ꝛc., der hätte ganz richtige Begriffe auf die Pflanzen angewendet. Da wir aber durch solche Begriffe für die Erkenntniß des Wahren Wesens der Pflanzen Nichts gewinnen (und die Begriffe sollen immer das Erkennen fördern), so haben sie nicht den Inhalt, der hier der rechte zu nennen wäre; es giebt Begriffe, welche die charakteristischen Unterschiede der Pflanzen viel besser angeben, z. B. blattlos, moosartig, farnkrautartig, einsaamenlappig, zweisaamenlappig ꝛc. „Jährlich wechselnde Regierung" ferner ist ein an sich ganz richtiger Begriff, den man vielleicht auf die Bürgermeister einer Stadt, auf Präsidenten ꝛc. mit Grund anwenden kann. Wendet man ihn, wie dies ehemals in den Kalendern geschah, auf die Planeten an, so giebt er entschieden einen Fehler. Es ist daher in jedem einzelnen Falle zu prüfen, ob ein bereits erworbener Begriff auf einen andern Gegenstand paßt oder nicht, und dies kann nur aus genauer Beobachtung, aus wiederholter Erfahrung erkannt werden. Aus bloßen Einbildungsvorstellungen lassen sich allerdings Begriffe auch abstrahi-

ren, wie es z. B. mit den Begriffen Südpol und Nordpol der Erde geschehen ist, denn aus unmittelbaren Anschauungen haben sich dieselben nicht bilden lassen. Es ist jedoch nicht zu verkennen, daß dieser Bildungsweg ein mißlicher ist, denn man kann hier in leere Einbildungen gerathen, wie die Begriffe von den Göttern der alten Griechen und Römer beweisen, die lange Zeit, aber sehr mit Unrecht, für richtige angesehn worden sind.

Uebrigens setzen die Begriffe nicht Anschauungen voraus, die aufs Haar dieselben bei dem einen wie bei dem andern Menschen sein müßten. Kann der Begriff Fisch beim Grönländer nicht eben so gut entstehn, als bei uns, wenn jener auch ganz andere Fische sieht, als wir? Müssen es gerade die Bäume in Deutschland sein aus deren Anschauungen der Begriff Baum zu gewinnen wäre? Es hat darum nichts Räthselhaftes, daß manche Begriffe viel weiter verbreitet sind, als die Anschauungen einer bestimmten Art; und wenn man daraus gefolgert hat, die Begriffe seien angeboren, so widerspricht dem die häufige Erfahrung, daß manche Begriffe niemals entstehn. Was Sehen, Hören, Riechen sei, wissen nicht alle Menschen, sondern blos die Vollsinnigen, und wenn Alle die Begriffe: denken, urtheilen, fühlen, wollen ꝛc., Freude, Verdruß, Scham, Haß, Liebe ꝛc., recht, gut, bös ꝛc. haben, so beweist auch das für das Angeborensein Nichts. Denn diese Begriffe stammen aus innern Wahrnehmungen, zu denen Jeder gelangt, der sich echt menschlich entwickelt. Ein ähnlicher Irrthum ist es, wenn man gemeint hat, die Begriffe würden allgemein gleich gebildet und nur die Wahrnehmungen entstünden ungleich. Letzteres ist wahr, denn die Urvermögen, auf deren Grundlage sich die Anschauungen bilden, sind bei dem Einen kräftiger, oder lebendiger, oder reizempfänglicher, als bei dem Andern, und der Eine sammelt für seine Wahrnehmungen mehr Spuren ein, als der Andere. Dies muß sich auch in den Begriffen abspiegeln; sie werden folglich der Form nach verschieden selbst bei gleichem Inhalte ausfallen, namentlich dann, wenn sie nicht durch Abstraction, sondern durch Determination gebildet werden (s. §. 10). Was man also als überall zu findende Gleichheit der Begriffe angesehn hat, ist nur eine Gleichheit der Wörter, mit denen sie bezeichnet zu werden pflegen.

Richtige Begriffe führen auch dadurch nicht selten zu Fehlern im Denken, daß sie sich mit falschen Wörtern verbunden haben und dann durch diese in falsche Anwendung kommen.

§. 8.

Unter dem Umfange (Sphäre) eines Begriffes versteht man die Gesammtheit derjenigen Vorstellungen, auf welche der Begriff paßt, weil er das Gemeinsame derselben ist. Er umfängt oder umfaßt sie darum gleichsam. Einen solchen Umfang hat die Anschauung nicht, denn sie paßt nur auf Einen Gegenstand. Dagegen paßt z. B. der Begriff Mensch auf alle Menschen, der Begriff Stern auf alle Sterne, der Begriff Thurm auf alle Thürme ꝛc. Unterscheidet man den realen und den idealen Umfang, so meint man mit jenem z. B. blos diejenigen Sterne, aus deren wirklichen Anschauungen sich der Begriff Stern bei Jemandem hervorgebildet hat; mit diesem auch solche, die man nicht sieht und sehen kann, weil sie uns Europäern durch die südliche Erdhälfte verdeckt oder zu weit entfernt sind. Der ideale Umfang ist demnach etwas Unbegrenztes, Endloses, der reale etwas Begrenztes und Bestimmtes. — Aehnlich verhält es sich auch mit dem Inhalte. Real genommen besteht der Inhalt eines Begriffes blos aus dem, was sich als Gleichartiges aus wirklichen, bestimmten Anschauungen combinirt hat, ideal genommen auch aus demjenigen Gemeinsamen, das dabei nicht mitwirken konnte. So ist bei mir der Begriff Mensch nur aus den Anschauungen von Menschen geworden, die mir wirklich begegnet sind; gleichwohl paßt er auch auf alle anderen, denn in den nicht angeschauten Menschen liegen die allgemeinen Merkmale, welche das Wesen des Menschen ausmachen, ebenfalls (Vernunft- und Sprachfähigkeit, kunstreicher Bau der Hände, aufrechte Stellung), und es hätte mir darum dieser Begriff auch aus ganz andern Menschenanschauungen entstehen können. Auch der Inhalt der Begriffe ist also, ideal betrachtet, etwas Unbegrenztes.

Dem Umfange nach zerfallen die Begriffe in weitere und engere, jenachdem sie höhere oder niedrigere, abstractere oder weniger abstracte sind. So hat der höhere Begriff Thier einen weitern Umfang, als der niedrigere Begriff Maus, denn ich kann

bei jenem an mehr einzelne lebende Wesen denken, als bei diesem. Eben so umfaßt der Begriff Pflanze mehr einzelne Gewächse, als der Begriff Baum, und dieser wieder mehr, als der Begriff Eiche, u. s. f. Mit dem Inhalte verhält sich's umgekehrt. Der niedere Begriff ist stets an Inhalt reicher, als der ihm übergeordnete höhere, denn während der letztere nur das enthält, was einer ganzen Gattung zukommt, gehört zu jenem auch das, was einer unter der Gattung liegenden Art eigen ist. Der Begriff Maus hat mehr Inhaltsmerkmale, als der Begriff Thier; folglich muß ich, wenn ich den niedern Begriff zum höhern erweitern will, aus jenem Merkmale ausfallen lassen. Die Katze z. B. ist vierfüßig; dieses Merkmal gehört zum Begriffe Thier nicht, denn manche Thiere haben nur zwei Füße, andere, wie Schlangen und Fische, gar keine. Mit den Zähnen, Federn, Schuppen ꝛc. verhält sich's ähnlich; das Merkmal Federn z. B. muß wegbleiben, wenn ich von dem niederen Begriff „Vogel" zu dem höheren Begriff „Thier" aufsteigen, jenen zu diesem erweitern will. Daher der Satz: Je größer der Umfang eines Begriffes, desto kleiner sein Inhalt, und je größer (reicher) der Inhalt, desto kleiner (enger) der Umfang. Inhalt und Umfang der Begriffe nehmen in entgegengesetzter Richtung zu und ab. — Daraus erklären sich auch die Ausdrücke: unter sich enthalten und in sich enthalten. Der höhere Begriff enthält oder hat die niederen unter sich, z. B. der Begriff Baum die Begriffe Fichte, Kiefer, Tanne, Linde ꝛc.; der niedere Begriff aber enthält oder hat die höheren in sich, z. B. der Begriff Ameise die Begriffe Thier, lebendes Wesen, Wesen. Das „Thier sein" liegt ja offenbar in der Ameise, und eben so das „lebendes Wesen sein" und „ein Wesen sein". Man kann diese Abstufung des Umfanges und Inhaltes der Begriffe auch so ausdrücken: Je höher ein Begriff steht, eine desto größere Anzahl anderer befaßt er unter sich, aber desto kleiner ist die Anzahl derer, die er in sich schließt oder begreift, und je tiefer er steht, desto mehr ist Beides umgekehrt der Fall. — Die tiefsten Begriffe können blos noch Anschauungen, überhaupt Concretes unter sich haben.

Diese Abstufung der Begriffe gleicht also einer Leiter oder Pyramide. Auf den höchsten Stufen derselben liegen die an In-

halt ärmsten Begriffe, die aber dem Umfange nach die weitesten sind, weil sie alle niedrigern unter sich haben; die an Inhalt reichsten liegen dagegen auf den untersten Stufen und sind die an Umfang engsten, denn sie haben gar keine Begriffe mehr, sondern blos noch Anschauungen unter sich. Daß die Anschauungen stets reicher an Vorstellungsinhalt sind, als selbst die nächsten aus ihnen abstammenden Begriffe, wissen wir aus dem Früheren, und von Umfang kann bei ihnen gar nicht die Rede sein; höchstens könnte man sagen: sie umfangen sich selbst oder ihren eigenen Inhalt. Sage ich nun: ein niederer Begriff (etwa Kukuk) hat den oder die höhern (Vögel, Thier, Wesen) zu seinem Inhalte, so habe ich damit das Nämliche gesagt, als wenn ich spreche: Kukuk liegt im Umfange der Begriffe: Vogel, Thier, Wesen. Sonach folgt: denkt man sich die Begriffe insgesammt zu einem solchen pyramidenförmigen Systeme verbunden, so liegt der Inhalt stets nach oben hin, und zwar als ein abnehmender, der Umfang stets nach unten zu, und zwar als ein zunehmender. Ich kann folglich (nach unten hin fortschreitend) den Sachsen als einen Deutschen, als Europäer, als Erdenbürger bezeichnen, aber nicht jeder Erdenbürger ist ein Sachse, wie der Ducaten immer ein Körper ist, aber nicht jeder Körper ein Ducaten. Ein solches Begriffssystem kommt indeß in keinem Menschen als allseitig ausgeführt vor, es ist diese Vollendung nur ein Musterbild, ein bloßes Ideal. Wohl ordnen sich in Jedem die Begriffe in gewisse Arten, Gattungen, Massen, wobei aber stets Lücken vorkommen, weil Niemand Alles wahrnimmt und daher auch nicht Alles zu Begriffen gestaltet.

Einzelbegriffe giebt es nicht; was man noch immer so nennt, sind Anschauungen, die nur Einzelvorstellungen heißen dürfen.

§. 9.

Auf die Abstufung der Begriffe gründet sich die Eintheilung derselben, die laut des Vorigen sehr einfach sein muß.

Dem Umfange (der Sphäre) nach fällt ein Begriff entweder auf den andern, oder in ihn oder neben ihn. Fallen zwei Begriffe auf einander (decken sich ihre Sphären), so heißen sie gleichgeltende oder Wechselbegriffe, z. B. gleichseitiges Dreieck und

gleichwinkliges Dreieck, Gut und Besitzthum, Flur und Ebene, Städter und Bürger, Bauer und Landmann. Da die meisten Wörter bald in engerem, bald in weiterem Sinne gebraucht werden, so lassen sich Wechselbegriffe natürlich nur insofern durch sie bezeichnen, als man ihre Bedeutung wirklich auf den gleichen Umfang einschränkt. — Liegt ein Begriff im Umfange des andern, wie Tisch in Hausgeräth, Pflaume in Obst, Magd in Gesinde, so ist dieser der übergeordnete (höhere, weitere), jener der untergeordnete (niedrigere, engere) Begriff. — Fallen endlich ihre Sphären außer einander, so heißen sie geschiedene (disjuncte) Begriffe, wie grün und schwarz, Stein und Brot, Wasser und Holz. Liegen sie hier, was oft vorkommt, innerhalb derselben höheren Sphäre auf gleicher Eintheilungsstufe, dann heißen sie nebengeordnete (coordinirte), wie Kupfer, Blei, Silber, Gold als Arten der Metalle; Milch, Bier, Wein, Wasser als Arten der Getränke.

Dem Inhalte nach ist die Eintheilung der Begriffe eben so einfach. Lassen sich Begriffe mit einander verbinden, ohne daß ihr Inhalt dadurch gestört wird, so heißen sie einstimmige, wie sterblich und Mensch, brennbar und Holz, emsig und Fleiß, schändlich und Verrath; vertragen sie sich nicht, paßt ihr Inhalt nicht zusammen, so werden sie entgegengesetzte genannt, wie tapfer und Hase, lustig und Papier, sichtbar und Ton, sauer und Freundschaft. Der Gegensatz kann aber ein zweifach verschiedener sein: ein directer und ein indirecter. Jener heißt gewöhnlich der contradictorische, z. B. geistig und nichtgeistig, wahr und nichtwahr, hager und nichthager. Was hier der eine Begriff setzt, das hebt der andere geradezu auf, spricht es jenem ab, daher die Benennung „contradictorisch“. Dagegen widerstreiten sie einander blos, sind sich nicht entgegengesetzt wie Ja und Nein, wenn jeder einen positiven Inhalt hat, der von dem Inhalte des andern unabhängig ist, z. B.: geistig und leiblich, richtig und falsch, Himmel und Erde ꝛc., und sie heißen dann conträre Begriffe.

Wenn man bisher das Denken als ein reines und als ein angewandtes unterschieden und demgemäß die Wissenschaft der Logik in eine reine und angewandte eingetheilt hat, so leuchtet aus dem Bisherigen wohl zur Genüge ein, daß dies gänzlich un-

ſtatthaft iſt. Nur an der Hand der Erfahrung, der wahrgenommenen Wirklichkeit, läßt ſich erkennen, wie ſich die Begriffe zu einander verhalten, wie ſie demnach anzuwenden, zu verbinden oder zu trennen ſind. Im reinen, bloßen Denken erſcheint Vieles richtig, was, an die Wirklichkeit gehalten, gänzlich falſch iſt, und es kann darum nur eine angewandte, das heißt, der Erfahrung folgende Logik geben. Das Denken muß ſich durchaus an die Natur der Dinge halten, wenn es nicht falſch werden ſoll.

Identiſche (ganz gleiche) Begriffe giebt es nicht, weil ſolche im Bewußtſein zuſammenfließen und darum nur Einen ausmachen würden. Was man zuweilen als ſolche anführt, z. B. Moral und Sittenlehre, Beifall und Zuſtimmung, Kreis und Zirkel, Sterblicher und Menſch — ſind nur verſchiedene Wörter für einen und denſelben Begriff, oder es ſind gleichgeltende (Wechſelbegriffe), wie König und Landesoberhaupt, Hut und Kopfbedeckung, Hausfrau und Herrin, milde Gabe und Wohlthat, reich und begütert, ſtark und mächtig, ꝛc. Der Inhalt der Wechſelbegriffe iſt zwar ein verſchiedener, aber ſie gelten inſofern als gleich, als ſie denſelben Gegenſtand, nur von zwei Seiten betrachtet, betreffen.

§. 10.

Alle Begriffe entſtehn urſprünglich durch die ſogenannte Abſtraction, durch den Proceß, bei welchem ſich das Bewußtſein auf das Gleichartige der Grundgebilde hinlenkt und vom Ungleichartigen abzieht (§. 1.). Dieſer Vorgang, der richtiger Combination heißt, führt immer vom Niederen zum Höhern empor, nie umgekehrt. Es fragt ſich nun: kann das Höhere auch zum Niederen werden, ſo daß die höheren, weiteren Begriffe auch niedrigere, engere aus ſich zu erzeugen vermöchten? In gewiſſem Betracht allerdings, nur iſt das keine eigentliche Entſtehung der Begriffe, und wer noch keine Begriffe hat, kann keine durch Determination bilden. So hat man nämlich dieſen Weg, zu Begriffen zu gelangen, genannt und ihn fälſchlich als einen zweiten eigentlichen Entſtehungsweg für dieſelben betrachtet.

Determiniren heißt beſtimmen, beſtimmt angeben. Geſetzt, ich wüßte noch nicht, was ein Fernrohr iſt, aber ich wüßte, was ein Inſtrument, was Rohr, was entfernt, vergrößern, näher rücken,

zeigen, Gegenstand ist, weil ich diese Begriffe hätte; dann braucht mir nur Jemand bestimmt anzugeben: ein Instrument, welches entfernte Gegenstände vergrößert und so zeigt, als ob sie näher gerückt wären, heißt und ist ein Fernrohr, und ich habe dann aus jenen Begriffen den neuen: Fernrohr — gewonnen, denn jene sind die Merkmale desselben. Sie sind sämmtlich höhere, weitere, allgemeinere Begriffe, als „Fernrohr", denn bei Rohr kann ich an mehr Dinge denken, als bei Fernrohr; bei Instrument, Gegenstand ebenfalls, und auch die Begriffe: vergrößern, zeigen, entfernt sein, näher rücken — haben für sich einen weitern Umfang, als in jener Definition. Alle Begriffe aber verengern sich, wenn man ihnen Bestimmungen beigiebt, z. B. Geld, altes Geld, schönes Geld, papiernes Geld, silbernes Geld (Papiergeld, Silbergeld), und so geschah es auch in jener Definition: die höhern Begriffe lieferten einen niedrigern. Gleicherweise ist der Begriff Wurzel für sich ein höherer, als in dem Begriffe Baum, den er bilden hilft, denn auch die Blumen, die Sträucher, die Gräser, die Zähne ꝛc. haben Wurzeln, und er umfaßt daher, für sich allein stehend, sehr viel, gerade so, wie es mit den Begriffen: Stamm, Ast und Zweig der Fall ist. Die Verengerung erfolgt aber sofort, wenn ich sage: was Wurzeln, einen Stamm, Aeste und Zweige hat, ist ein Baum. Daß dies nun etwas ganz Anderes, als eine eigentliche Entstehung der Begriffe ist, liegt am Tage; denn so lange Niemand z. B. Inseln gesehn hatte, ist auch der Begriff Insel in Niemandes Seele entstanden, wie noch heute Niemand auf diese allgemeine Vorstellung kommt, so lange ihm die Grundanschauungen dazu abgehn. Nur auf dem Wege der Abstraction aus bestimmten Anschauungen entstehn ursprünglich die Begriffe: die Herstellung derselben durch Determination erfolgt nur durch Verwendung früher erworbener, wobei eben so leicht Falsches, als Richtiges erzielt werden kann. Wie viele Determinationsbegriffe hat es früher gegeben (Goldmacherkunst, Sterndeutung, Feuerversprechung, Hexen ꝛc.), die gänzlich falsch waren! Entbehrt freilich können die Begriffe aus Determination nicht werden, denn Alles, was wir nicht selber wahrnehmen können, müssen wir uns mittels dieser Begriffe vorstellen (fremde Völker, Trachten, Gebräuche, Geräthschaften, Gegenden ꝛc.), aber ihre Entstehung ist eine spätere, aus den frühern

um Lohn schreiben, zum Vergnügen schreiben, u. s. f. Was man in der Grammatik Beifügung, Ergänzung und Umstand nennt, sind, wie diese Beispiele zeigen, lauter Begriffseinschränkungen, und in den Sätzen hat die nähere Bestimmung der Wörter durchgehends den Zweck, auf diese Weise den unbestimmten Ausdruck in einen bestimmten zu verwandeln. Ausgenommen ist nur das einfache Prädicat der Urtheile, indem der Prädicatbegriff das Subject aus einem anderen Grunde begleitet, wovon später. — Näheres hierüber gehört in die Sprachlehre.

Zweites Kapitel.

Von den Urtheilen.

§. 12.

Aus den Begriffen werden Urtheile, niemals umgekehrt (§. 10). Der Lehre von den Urtheilen mußte also die Lehre von den Begriffen vorausgehn. Die Urtheile sind nun ebenfalls verschiedener Art: theils einfache und zusammengesetzte, theils bejahende und verneinende, theils strenge (vollkommene) und bildliche (unvollkommene), theils analytische und synthetische. — In diesem Kapitel wird von den „zusammengesetzten" Urtheilen noch nicht die Rede sein, weil diese auf logischen Zusammenziehungen beruhen, welche eine genaue Kenntniß der einfachen Urtheile voraussetzen. Grammatische Zusammenziehungen dagegen sind bereits hier am Platze.

Alles Denken wird in Urtheilen ausgesprochen, die immer wenigstens zwei Vorstellungen enthalten, Subject und Prädicat genannt, und immer ist das Prädicat ein Begriff, von dessen Beschaffenheit der Gewinn abhängt, der für das Denken aus dem Urtheilen entsteht.

§. 13.

Die einfachsten Urtheile sind die bejahenden (affirmativen). Wir sagen z. B.: der Schnee ist kalt, der Hund bellt, der

Karpfen ist ein Fisch. Warum sagen wir nicht: der Schnee ist heiß, der Hund singt, der Karpfen ist ein Stein? Weil das zweite Glied dieser Sätze im ersten nicht enthalten ist. Das einfache bejahende Urtheil entsteht nur dadurch, daß zwei Vorstellungen in's Bewußtsein treten, von welchen die eine (das Prädicat) ein Begriff ist, der in der andern (dem Subjecte) liegt. Aus diesem ist er herausgehoben worden; die Subjectvorstellung wird hierdurch zerlegt, gewissermaßen in zwei Vorstellungen gespalten, und somit erhellet, daß das einfache bejahende Urtheil immer (von Subject zum Prädicat hin betrachtet) ein analytischer, ein zerlegender Denkakt ist.

Was aber nützt uns dieses Zerlegen? Das Merkmal kalt liegt ja schon in der Wahrnehmung des Schnee's; denken wir's im Prädicate noch einmal, so scheint das nur eine nutzlose Wiederholung zu sein. So wäre es auch in der That, wenn „kalt" nicht anders hervorgehoben würde, als es in der unmittelbaren Wahrnehmung lag. Aber „kalt" ist ein Begriff, den wir aus der Wahrnehmung vieler andern kalten Dinge abstrahirt haben; er ist darum ein weit stärkeres und klareres Vorstellen (§. 1), als die bloße Empfindung „kalt", die so lange dunkel in uns fortlebte, so lange sie nicht zum Begriff ward. Darum erinnern sich auch kleine Kinder und die Thiere an das Kaltsein nur dunkel oder gar nicht, obgleich der unmittelbare Eindruck vielleicht ein recht empfindlicher war. Bei uns ist das anders; das Kaltsein kündigt sich uns als ein starkes und vollbewußtes Seelengebilde an, auch wenn gleichzeitig Wärme auf uns eindringt, denn es liegt verhundert-, ja vertausendfacht in uns, kurz es ist ein vielspuriger Begriff, der wohl qualitativ jener Eigenschaft des Schnees gleich ist, aber nicht quantitativ. Wenn nun dieser Begriff durch das Urtheilssubject Schnee zum Bewußtsein angeschlagen wird, so liefert er uns für dasselbe die Klarheit, das Licht des Bewußtseins, das wir Denken nennen. Zugleich empfängt er durch das Subject eine neue Auffrischung und Belebung, denn die Anschauungen sind stets reizvoller und dadurch frischer, als die kahlen Begriffe, und so ist der Gewinn, den das Urtheilen bringt, ein doppelter: ein Gewinn für beide Bestandtheile des Urtheils. — Wie den Begriff „kalt", so können wir aus der Vorstellung „Schnee" noch andere darin liegende Merkmale, z. B.:

weiß, flockig, krystallisch, schmelzbar — begrifflich herausheben und so dieses Subject nach andern Seiten hin aufklären, was das Kind nicht vermag, so lange es diese Begriffe noch nicht hat. Das Urtheilen reicht bei Jedermann nur so weit, als Begriffe in ihm hergestellt sind, und wer darum nicht wüßte, was „bellen", was „Fisch" ist, könnte von Hund und Karpfen nur Anschauungen, mithin weit unbestimmtere Vorstellungen in sich zurückrufen, als wer über diese Dinge zu urtheilen vermag.

Die Meisten werden jedoch hier einwenden: in mir sind die Anschauungen die klarsten Vorstellungen. Allein man muß bedenken: so weit sich Jemand begrifflich ausgebildet hat, ist sein Anschauen in der Regel zugleich ein urtheilendes, nur daß er diese Urtheile natürlich nicht immer ausspricht (vergl. §. 10). — „Dieser im Garten blühende Strauch" — ist noch kein Urtheil im üblichen Sinne des Worts, denn es fehlt zu seiner Vollständigkeit das Prädicat. Wir haben hier nur ein mehrfach bestimmtes Subject; wer aber möchte verkennen, daß dieses Subject bereits von Urtheilen begleitet ist? Es sind die Urtheile: der Strauch blüht, er steht im Garten, es ist ein bestimmter Strauch („dieser"). Und so in allen ähnlichen Fällen. Da wir in der Sprache denken, so vollziehen wir zugleich eine zweite Art von Urtheilen, die wir besonders erlernen mußten: die sprachlichen, in welche unsre logischen Urtheile (unsre Gedanken) eingekleidet sind, und nur beim Taubstummen fallen sie weg. Der entwickelte Mensch kommt aus den Urtheilen gar nicht heraus; wenigstens die logische Urtheilsform begleitet seine gesammte Geistesthätigkeit fortwährend, und schwerlich wird ein gebildeter Mann z. B. eine Begehrung in sich vollziehen, ohne daß er leise urtheilte: ich begehre. Wie könnte Jemand sagen: „ich verlange das", wenn ihm der Begriff des Begehrens mangelte? — Man darf also das Urtheilen nicht blos da suchen, wo es bestimmt ausgesprochen wird. Fragen z. B. gelten nicht für Urtheile, und doch schließt jede Frage Urtheile ein. „Warum bist du so traurig?" Diese Frage enthält wenigstens zwei Urtheile: du bist traurig, ich weiß den Grund davon nicht. Man betrachte noch die abgekürzten Sätze: Heil dir, Edler! Vorwärts! Frisch auf! ꝛc.

Das logische Urtheilen ist also vom sprachlichen Ausdruck wohl zu unterscheiden, und es kommen Fälle vor, wo ein sprachliches Urtheil, das vorliegt, gar nicht wie ein logisches aussieht. So in den sogenannten identischen Urtheilen; z. B.: Tadel ist Tadel, Silbergeld ist Silbergeld. Hier scheint gar kein wirkliches Prädicat vorhanden, es scheint nur das Subject wiederholt zu sein. Der Sinn ist aber: der Tadel, mag er ausgesprochen sein, wie er will, ist immer unangenehm; das Silbergeld, mag es auch seine Schattenseiten haben, ist doch dauerhafter und behält seinen Werth sicherer als Papiergeld. Hieher gehört auch die Bemerkung, daß die sogenannte Copula „ist," die häufig vorkommt, keinen besonderen Bestandtheil des Urtheiles ausmacht, denn das Prädicat liegt ohne Bindeglied im Subjecte, z. B.: dieser Mann kränkelt. Wenn ich dafür setze: dieser Mann „ist" kränklich, so sind beide Urtheile nur in grammatischer Hinsicht verschieden; beide stammen aus der Anschauung: der kränkliche Mann, und beide besagen dasselbe. Man vergleiche noch: die Sonne scheinet (logisch herstammend aus der Anschauung: die scheinende Sonne), der Hahn krähet (aus der Anschauung: der krähende Hahn), die Blume blühet (aus: die blühende Blume) ꝛc. Hier fehlt die Copula „ist" und nur die Biegungsendung „et" (schein—et, kräh—et) deutet das Enthaltensein des Prädicates im Subjecte an. Es giebt sogar Fälle, wo alle Andeutung dieses Enthaltenseins wegbleibt, z. B.: Ehre verloren, Alles verloren; Ende gut, Alles gut; wie die That, so der Lohn; ländlich, sittlich ꝛc.

Das Subject des Urtheiles braucht übrigens nicht immer eine Anschauung zu sein, auch aus Begriffen wird häufig ein Merkmal herausgehoben. Beispiele sind: Gesundheit ist ein hohes Gut, Sterben ist Aller Loos, die Frömmigkeit beglückt, Freiheit will erworben sein ꝛc. Die Sprache ist in dieser Hinsicht oft verfänglich, denn der bestimmte Artikel, der, die, das — kann nicht blos vor einem Anschauungsworte (Einzeldinge), sondern auch vor einem Gemeinnamen (Begriff) stehn. So war in dem Subjecte des Urtheils: der Karpfen ist ein Fisch — nicht ein einzelner Karpfen, sondern die ganze Gattung dieser Fische gemeint, und ebenso verhielt sich's in dem Urtheile: der Hund bellt. Es kann daher zweifelhaft sein, ob in dem Urtheile: der Sperling piept — an

ist es Nacht, kann Niemand Ja sagen, wenn es heller Tag um ihn ist; er fühlt sich zum Verneinen gezwungen, wenn er auch Gründe haben mag, sein Urtheil nicht laut werden zu lassen. Denn Gegensätze, die lebhaft in der Seele bewußt werden, stoßen einander eben so ab, wie Gleichartiges, Einstimmiges zu einander hinstrebt, weil es sich gegenseitig anzieht, und wer daher ohne Rücksicht auf eine falsche Bejahung verneinend urtheilt, spielt nur mit Worten, er urtheilt im Grunde gar nicht. — Wo es sich um Thaten handelt, die nach unsrer Ueberzeugung unrecht sind, verneinen, verbieten wir sie, die rechten niemals; nur der Tyrann thut Letzteres.

„Ein Begriff, welcher der Subjectvorstellung widerstreitet, darf ihr im Prädicate nicht beigelegt werden, denn kein Ding ist, was es nicht ist." So lautet das Gesetz, welches man in der bisherigen Logik als das zweite der obersten Denkgesetze aufstellte und den „Satz des Widerspruchs" nannte. Es nützt aber dieses an sich ganz richtige Gesetz eben so wenig, als die drei anderen obersten Denkgesetze, von welchen man gewöhnlich noch redet. Denn wenn Vorstellungen Nichts mit einander gemein haben, so kann uns dies eben so unbewußt bleiben, als was sie Zusammenstimmendes besitzen, und dann sind wir weder zum Verneinen noch zum Bejahen veranlaßt. Man nehme den Fall, daß ein Knabe und ein Stuhl neben einem Baume stehn, also Dinge, die einander gewiß widerstreiten. Wer urtheilt nun ohne Weiteres: der Knabe ist nicht der Stuhl und der Stuhl ist nicht der Baum?

Noch giebt es Urtheile, die wie verneinende aussehn, es auch äußerlich sind, z. B.: die menschliche Seele ist „unsterblich", dieser Knabe ist „ungehorsam". Man nennt sie beschränkende (limitative). Sie machen aber keine besondere Gattung aus, denn dem Innern nach stehn sie theils den bejahenden, theils den verneinenden völlig gleich, und ihr verneinendes Aussehn hat seinen Grund nur im äußern Sprachausdruck, der hier das Prädicat weniger bestimmt angiebt, als es bei den direct bejahenden und den direct verneinenden Urtheilen geschieht. Sagt man: die menschliche Seele lebt ewig fort, dieser Knabe ist widerspenstig, so ist die grammatische Beschränkung sogleich in eine logische Bejahung verwandelt, ohne daß der Sinn sich geändert hat, und „ewig fort-

leben" ist ein viel bestimmteres Prädicat der Seele, als „unsterblich sein". Unsterblich könnte man auch den Stein nennen, aber dieser hat nie gelebt. Aehnlich verhält es sich mit dem Prädicat „widerspenstig". — In anderen Fällen liegt dagegen hinter der grammatischen Beschränkung eine wirkliche Verneinung, z. B.: dieser Plan ist unausführbar, dieser Gedanke ist unmöglich, und wenn es heißt: das Eisen ist nicht unschmelzbar, so liegt Beschränkung und Verneinung zugleich vor, was eine logische volle Bejahung ergiebt: das Eisen ist schmelzbar. — Es gilt hier wieder: „man muß durch den Sprachausdruck hindurchsehn können", wenn man über diese Dinge in's Klare kommen will, und da wird vor Allem zu fragen sein: liegt der als Prädicat stehende Begriff im Subjecte oder liegt er nicht darin? Im erstern Falle ist das Urtheil immer ein bejahendes, mag das Prädicat ausgedrückt sein, wie es will. „Er ist nicht arm" kann im Zusammenhange der Rede geradezu bedeuten: er ist wohlhabend; „das ist ungesund" kann heißen: es ist der Gesundheit schädlich, u. s. f. Was besagen die Prädicate: Unkraut, Unmensch, Unthat, Unfleiß ꝛc.? Sind sie negative Begriffe? — Daß die Verneinung, die immer zum Prädicate gehört, grammatisch im Subjecte stehen kann, ist bekannt, z. B.: Niemand war da, kein Mensch ist vollkommen.

Wenn man die Urtheile der Qualität nach eintheilt, so meint man nicht die Beschaffenheit des Subjectes, sondern des Prädicates, und da sollen sie laut der bisherigen Logik in affirmative, negative und limitative zerfallen. Ist das richtig? Steht das verneinende Urtheil nicht schon auf einer höhern Denkstufe, als das bejahende? Entscheidet der grammatische Ausdruck über das Denken? Ist die Dunkelheit oder Klarheit der Prädicatsbegriffe nicht auch eine Qualität? Ist also jene Eintheilung erschöpfend?

§. 15.

Die bejahenden und verneinenden Urtheile sind vollkommene zu nennen, denn sie haben nichts Unbestimmtes. Dort paßte das Prädicat streng zum Subjecte (es lag ja darin) und darum ward es ihm zugesprochen; hier paßte es gar nicht, darum wurde es verneint. Es giebt aber auch Fälle, wo das Prädicat dem Sub-

jecte nur unvollkommen entspricht, nicht streng zu ihm paßt, weil es nur eine mehr oder weniger entfernte Aehnlichkeit mit ihm hat. Das giebt die bildlichen Urtheile, die in zwei Klassen zerfallen: in gleichnißartige und witzige (Gleichnißcombinationen und Witzcombinationen). — Man betrachte die Sätze: Der Mond lächelt, der Mond scheint hell; der Gesang der Vögel erstirbt, der Gesang der Vögel hört auf; die Jugend ist der Frühling des Lebens, die Jugend ist die Zeit der Fröhlichkeit; der Trost ist ein lindernder Balsam, der Trost beruhigt; der Tadel schlägt Wunden, der Tadel schmerzt; — der Witz ist ein falscher Priester, der jedes Paar leichtsinnig copulirt, der Witz verbindet mit Subjecten sehr entfernt ähnliche Prädicate; du hast mein Geheimniß an die große Glocke gehängt, du hast mein Geheimniß einem Hauptschwätzer verrathen; er hat schief geladen, er ist betrunken, u. dergl. — Hell scheinen und Mond passen ganz zusammen, lächeln und Mond nur von Seiten der Freundlichkeit, welche das helle Licht hat; aufhören und Vogelgesang sind einander völlig entsprechend, ersterben und Vogelgesang nur insofern, als das Sterben auch ein Aufhören, jedoch ganz anderer Art ist; der Trost ist kein Balsam, aber er beruhigt die Schmerzen der Seele, wie der Balsam das körperliche Weh, u. s. f. — In solchen Urtheilen tritt also Gleichartiges und Ungleichartiges neben einander; die Prädicate passen halb zu den Subjecten, halb nicht, und das können keine vollkommenen Urtheile sein. Die vollkommenen Urtheile verlangen völlige Uebereinstimmung des Prädicates mit dem Subjecte, oder gänzliche Ausschließung des einen vom andern, denn nur das, was vollkommen zusammenstimmt oder seinen Widerspruch rein darstellt, liefert vollkommene Wahrheit. Statt „Urtheile" würde man also hier richtiger sagen: Gleichnißcombinationen und Witzcombinationen. In jenen halten sich Gleiches und Verschiedenes so ziemlich die Wage, in diesen überwiegt das Ungleichartige. Aesthetisch betrachtet sind solche Combinationen meist werthvoller, als die strengen Urtheile, weil sie das Bewußtsein reichlicher und lebhafter beschäftigen und nicht selten zu hoher Lust stimmen; logisch betrachtet stehn sie an Brauchbarkeit zurück, denn sie geben das Wirkliche nicht offen, verdecken es nicht selten gar sehr.

Sieht man auf den Sprachausdruck, so haben die Witz- und Gleichnißcombinationen oft die Form der strengen Urtheile, z. B.: ein neuer Freund „ist" ein neuer Wein (Sir. 9, 15); in anderen Fällen nehmen sie noch das Wörtchen „wie" auf, z. B.: das Lachen des Narren ist „wie" das Krachen der Dornen unter den Töpfen (Pred. Sal. 7, 7), und noch öfter kommt das Wort: „gleichen" — vor, z. B.: mein Freund ist „gleich" (oder gleicht) einem jungen Reh oder Hirsch (Hohel. Sal. 2, 9). Streng genommen sollte zum geistigen Subjecte ein geistiges, zum sinnlichen ein sinnliches Prädicat treten, und im Bereiche des Sinnlichen sollte das Prädicat vom Sichtbaren hergenommen sein, wenn über Sichtbares geurtheilt wird, dagegen vom Hörbaren, wenn das Subject etwas Hörbares ist, und so fort, so daß Subject und Prädicat immer dem gleichen Vorstellungsstamme angehörten. Die Sprache ist aber viel zu arm (s. §. 11), als daß dieses Gesetz durchgeführt werden könnte; auch hat sich die Menschheit, wie sich in den Schriften der Alten zeigt, vom Niedern zum Höhern entwickelt, weshalb sie nicht mit strengen Urtheilen anfangen konnte. Vielmehr ist das erste Denken in Gleichniß- und Witzcombinationen entstanden, denn es zieht sich schon das Aehnliche gegenseitig an, so lange das völlig Gleiche noch nicht erworben ist, und in vieler Beziehung ist auch unser Denken aus solchen unvollkommenen Verbindungen noch nicht heraus. In der Wissenschaft dürfen sie aber nicht das Ziel sein, wonach wir streben, hier können sie nur als Vorbildungen und Durchgangspunkte ein Recht haben. Bildliche Rede schadet Nichts, wenn nur der eigentliche Gedanke klar und bestimmt hindurch scheint; sie wird aber zum Uebel, wenn sie die Klarheit mindert und so das Wirkliche verdunkelt, weshalb es oberste Pflicht des Wahrheitsforschers bleibt, bei seinen Darstellungen nach den zutreffendsten Ausdrücken zu streben, die nur irgend erreichbar sind, indem er die bildliche Rede den Dichtern und Humoristen überläßt.

§. 16.

Zum Subjecte des Urtheils kann durch das Prädicat auch ein oder das andere Merkmal hinzugesetzt werden, und dann heißt das Urtheil ein synthetisches (die „zusammengesetzten" Urtheile sind etwas Anderes), z. B.: der morgende Tag wird ein trüber

ſein, der nächſte Sommer wird viel Hitze bringen ꝛc Analytiſch kann ich hier nicht urtheilen, denn erſt morgen und im künftigen Sommer iſt es möglich, dieſe Urtheilsſubjecte ſo zu haben, daß das Trübe und die Hitze wirklich in ihnen liegt, und erſt dann kann ich dieſe Merkmale aus denſelben herausheben und hierdurch die Subjecte zerlegen, analyſiren. Sind das nun wirkliche Urtheile oder nicht vielmehr eine Art Phantaſieakte, die nur die grammatiſche Form der Urtheile an ſich tragen? Letzteres iſt zu bejahen, wenn und wo ich ſelber dergleichen Zuſammenſtellungen bilde, denn das Denken ſoll dem Erkennen dienen, und das iſt hier nicht der Fall. Nur ſolche Urtheile ſind wirkliche, vollberechtigte Denkakte, welche ſicher und beſtimmt erkennbar machen, was in den Subjecten liegt oder von ihnen auszuſchließen iſt, nicht ſolche, die der Wirklichkeit vielleicht widerſtreiten, weil das Ausgeſagte ganz falſch ſein kann. Der morgende Tag kann ein ganz heller ſein und der nächſte Sommer ein kühler; ich habe alſo erſt abzuwarten, wie beide wirklich ſein werden. Urtheile ich eher, ſo verfalle ich leicht in Irrthum und verſtoße ſo gegen den ſogenannten „Satz der Identität“ (Einerleiheit), den die bisherige Logik als den erſten unter den „oberſten Denkgeſetzen“ aufſtellte, und der ſo lautet: „Was in dem Subjecte des Urtheils gegeben iſt, das kann ich im Prädicate ausſagen, denn jedes Ding iſt, was es iſt“ (und nichts Anderes). Dieſer Satz hat ganz Recht, aber er iſt an ſich ziemlich unfruchtbar, da man nur durch Erfahrung finden kann, was ein Ding iſt und nicht iſt. Mithin ſind die ſynthetiſchen Urtheile, die man eben durch bloßes Denken bildet, wenn man ſelber ſie bildet, ſtets etwas Verfängliches, und die ſicheru Urtheile können nur analytiſche ſein. Gleichwohl ſind jene oft unentbehrlich, denn häufig würden wir Nichts unternehmen, gar nicht handeln können, wenn wir nicht über Zukünftiges oder ſonſt Fremdes im Voraus urtheilen und ſomit Vorausſetzungen, Vermuthungen, Schlüſſe, Hypotheſen bilden dürften. Eben ſo empfangen wir immer durch ſie erſt, was wir Geſchichtliches wiſſen wollen, namentlich was wir durch bloßen Wortunterricht lernen. „Alexander der Große war König von Macedonien und ein gewaltiger Eroberer.“ Wie könnten wir das aus uns ſelbſt wiſſen? Wir müſſen es von den Zeitgenoſſen Alexan-

ders, die davon berichten, lernen, indem wir uns bei dessen Namen das Bild eines Königs zurückrufen und zu diesem die Merkmale hinzusetzen, daß er nämlich Macedonien beherrschte und ein gewaltiger Eroberer war. Natürlich urtheilten die Zeitgenossen Alexander's analytisch; sie hoben durch jenes Prädicat nur heraus, was für ihre Wahrnehmung (Erfahrung) im Subjecte (Alexander) lag; für uns dagegen, die wir dieses Urtheil bloß nachbilden, wird es ein synthetisches und kann kein anderes sein. Auf diese Weise werden viele Erkenntnisse in der Welt verbreitet, aber auch viele Irrthümer fortgepflanzt. Sind doch schon die analytisch gebildeten Urtheile nicht immer richtig, und wo Jemand phantasirt, d. h. über die Dinge nach bloßem Gutdünken urtheilt, wird es kein Wunder sein, wenn er ihnen Unwirkliches beilegt, also falsche synthetische Urtheile schafft.

Somit ergiebt sich: wer selber und richtig urtheilen will, muß an der Hand der Erfahrung (der äußeren oder der inneren) urtheilen, muß aus den Dingen herausheben, was ihm die Wahrnehmung in denselben aufzeigt, und wo er Voraussetzungen zu bilden hat, muß er sich sorgfältig an den naturgesetzlichen Lauf der Dinge halten. Andere, die diese Urtheile von ihm empfangen und nachbilden, urtheilen dann freilich nur synthetisch; sie setzen Neues zu dem hinzu, was sie bisher nur unvollständig kannten, und ob sie damit Richtiges oder Falsches erwerben, hängt von der Beschaffenheit jener analytischen Urtheile ab. Es bleibt daher jederzeit Pflicht, das so Gelernte an der eigenen Anschauung, so weit dies möglich ist, zu prüfen, eingedenk des Satzes, daß die volle Wahrheit nie durch reines, bloßes Denken gefunden werden kann. Wessen Kenntniß der Dinge durch lauter synthetische (von Andern überkommene) Urtheile erworben wäre, der würde viel Unzuverlässiges besitzen. Glücklicher Weise lernen wir das Meiste durch selbsteigene Wahrnehmung, und nur um- und fortgebildet wird unser Wissen durch die Urtheile Anderer. Kurz: die objective Wahrheit hat ihre Hauptquelle in der unmittelbaren äußern oder innern Erfahrung.

Man hat die Urtheile nach der sogenannten Modalität in mögliche (problematische), wirkliche (assertorische) und nothwendige (apodictische) eingetheilt, indem man darauf sah, wie

sich das Prädicat zum Subjecte verhält. Die ersten sollen Etwas als möglich (ungewiß), die zweiten als wirklich, die dritten als nothwendig aussagen. Es ist aber am Tage, daß in diesem Betracht jedes Urtheil ein nothwendiges ist, vorausgesetzt, daß ich es selber vollziehe und daß mir das Subject in allen seinen Bestandtheilen vollständig vorliegt. Kenne ich das Subject nicht vollständig, so darf ich eigentlich noch gar nicht urtheilen, ich kann es blos als eine Aufgabe, als ein Problem zur künftigen Beurtheilung ansehn, also für die Zeit, wo ich mich in die vollständige Kenntniß desselben gesetzt haben werde. Ist es mir dagegen allseitig bekannt, so kann ich nicht zweifelhaft sein, was darin liegt und nicht liegt, die Prädicate ergeben sich mit strenger Nothwendigkeit, und die Wörter: können, dürfen, müssen, sollen ꝛc. bestimmen im Voraus Nichts. Bilde ich das Urtheil: der Fisch kann schwimmen, so ist das Subject ein Begriff; derselbe bezeichnet eine ganze Gattung von Dingen, und was ich hier aussage, ist eine Fähigkeit dieser Dinge. Muß ich sie aber nicht den Fischen beilegen? Steht mir's frei, sie ihnen zu- oder abzusprechen? Gehört dieses Merkmal nicht zum Wesen der Fische? Hätte ich gesagt: die Fische schwimmen oder sind fähig zu schwimmen, so würde Der, der durch den Sprachausdruck nicht hindurch sieht, meinen, das sei ein assertorisches, nicht ein apodictisches Urtheil. Heißt es: die Vögel können gefangen werden, so kann ich dafür setzen: die Vögel sind fangbar, und dann scheinen das auch zwei verschiedene Urtheile zu sein, während sie nur grammatisch, nicht logisch von einander abweichen. Aber „können" drückt hier allerdings etwas ganz Anderes, nämlich eine Möglichkeit aus, die jedoch zum Wesen der Vögel mit Nothwendigkeit gehört, folglich auch mit Nothwendigkeit, nicht nach bloßem Belieben, von ihnen zu prädiciren ist. Diese Zweideutigkeit des Wortes „können" verschuldet sehr häufig Mißverstand. Wenn man urtheilt: der Mensch muß sterben, so ist das Subject wieder ein Begriff, und das Ausgesagte ist ein mit Nothwendigkeit waltendes Naturgesetz, das ich freilich am bestimmtesten durch das Wort „müssen" bezeichne. Wäre das Urtheil aber kein apodictisches, wenn ich sagte: der Mensch stirbt oder er ist ein sterbliches Wesen? Offenbar kann das Wort „müssen" wegbleiben, ohne daß hierdurch im Denken

die Nothwendigkeit des Sterbens und somit das nothwendige Enthaltensein des Prädicates im Subjecte aufgehoben wird. Dagegen ist das Prädicat jedenfalls problematisch (ungewiß), wenn es heißt: Dieser (kranke) Mensch muß heute noch sterben, oder dieser Vogel kann fliegen; denn hier ist das Subject nicht ein Begriff, sondern ein Einzelding, und was in den Einzeldingen liegt, läßt sich erst durch Erfahrung vollständig bestimmen. Jener Mensch kann fortleben und jener Vogel kann so erschöpft oder krank sein, daß ihm das Fliegen nicht gelingt. Es liegt in solchen Fällen nur eine Aufgabe zum künftigen Urtheilen vor. Bekomme ich die Nachricht: so eben hat der Blitz ein Haus entzündet, so ist das für mich ein synthetisches Urtheil, das der Wahrnehmende auf analytischem Wege und apodictisch (mit Nothwendigkeit) gebildet hat. Ich selber habe gar nicht geurtheilt, ich habe sein Urtheil nur auf seine Assertion (Aussage, Behauptung) angenommen, in mir nachgebildet. — Alle eigentlichen Fragen enthalten problematische Urtheile, welche sich durch die richtige Antwort in apodictische verwandeln, obschon sie nachher häufig nur in der assertorischen Form sprachlich ausgedrückt werden.

§. 17.

Auf synthetischem Wege wird überhaupt Alles, worüber wir urtheilen oder denken, erworben, während das Denken selbst ein analytischer Akt ist. Die Grundlagen unseres Denkens nun oder das, worüber wir denken, sind sehr verschiedener Art, und es ist von der höchsten Wichtigkeit, sie genau zu unterscheiden. So lange Jemand noch keine Begriffe aus ihnen gewonnen hat, beschäftigen sie ihn natürlich auch schon, denn sie tauchen in seinem Bewußtsein auf und ab, und im gewöhnlichen Leben gilt das bekanntlich bereits für ein Denken. Aber diesem Denken fehlt die Klarheit, die in den Begriffen wohnt; es ist nicht das eigentliche Denken, und die Denkgrundlagen, die allerdings den Kern unserer Geistesthätigkeit enthalten, werden dann gern miteinander verwechselt. Die eigentlichen Denker in uns sind die mittels Abstraction (besser gesagt: Combination) gebildeten Begriffe; sie geben den Grundlagen erst die rechte Bestimmtheit und Fruchtbarkeit, aber diese Grundlagen entstehn nicht durch das analytische Denken,

sondern vor und neben diesem auf synthetischem Wege. Der Wichtigkeit der Sache wegen sei darum über die synthetischen Grundlagen des Denkens folgende kurze Uebersicht gegeben.

a) Am meisten wird über die stets zusammengesetzten Dinge der Außenwelt gedacht, und die sinulichen Wahrnehmungen machen daher ein reiches Gebiet synthetischer Denkgrundlagen aus. Gewöhnlich schenkt man diesen Wahrnehmungen das größte Vertrauen, als lieferten sie uns die bestimmteste und zuverlässigste Wahrheit. So aber ist es nicht. Jeder von unsern äußeren Sinnen nimmt die Dinge anders wahr, liefert uns einen andern Bericht von denselben, und es ist daher unmöglich, die Außendinge nach ihrem innern wahren Wesen (oder wie sie an sich sind) zu erkennen; wir erfahren nur, wie sie uns vermöge der Einrichtung unserer Sinne erscheinen und erscheinen müssen. An einem Apfel z. B. erfahren wir nur durch den Gesichts- und Tastsinn, daß derselbe nach drei Seiten hin räumliche Ausdehnung hat, die übrigen Sinne sagen uns Nichts davon. Lassen wir nämlich den Apfel auf den Boden oder auf einen Tisch fallen, so daß er einen Schall verursacht, so klingt dieser Schall nicht räumlich lang, breit, dick, und eben so vermissen wir diese Eigenschaften, wenn wir ihn essen oder riechen. Der Tastsinn ferner findet nicht, daß der Apfel farbig sei, wogegen der Gesichtssinn dies immer auffaßt. Jeder Sinn hat gewissermaßen seine gesonderte Welt und keiner kann den andern vertreten. Gleichwohl finden sich diese Welten, d. h. die besonderen Eigenschaften der Dinge häufig in einem und demselben Gegenstande beisammen. Der Apfel ist räumlich ausgedehnt, klingend, süß oder sauer, so oder so duftend, leichter oder schwerer, wärmer oder kälter zugleich, und da fragt es sich: wie können so total verschiedene Eigenschaften zusammensein und Ein Ding ausmachen? In welchen Verhältnissen und Beziehungen stehn dieselben zu einander? Wie uns die Wahrnehmung darauf keine Antwort giebt, so noch weniger das bloße Denken; wir müssen die Außendinge nehmen, wie sie uns sinnlich erscheinen, und dürfen nie vergessen, daß sie sich uns ganz anders darstellen würden, wenn wir andere Sinne hätten. Was uns jetzt als roth erscheint, würde uns dann vielleicht als weiß vorkommen u. s. f. Die Materialisten haben daher Unrecht, wenn sie meinen, die Sinneserkennt-

niß sei die vollkommenste und alleinige, und was sich dieser Erkenntniß entzieht, existire gar nicht. Eben so ist es irrig, wenn wir dem Schmeckbaren, Riechbaren, Hörbaren an den Dingen weniger Wesenheit zugestehen, als dem Sichtbaren und Greifbaren, denn nur die größere Kräftigkeit des Gesichts- und des Tastsinnes ist Ursache, daß uns die letzteren Qualitäten als wesentlich dauerhaftere, als vollkommenere erscheinen, und wenn wir in Folge dessen den Gesichtssinn zum Centralsinn machen, auf welchen wir die Anschauungen der übrigen Sinne möglichst zurückzuführen suchen (was z. B. tönt, wollen wir auch sehen ꝛc.), so giebt uns das kein Recht, diesen subjectiven Vorzug zu einem objectiven zu stempeln und das Sichtbare über Alles zu stellen. Genug, die sinnlichen Wahrnehmungen liefern uns sehr verschieden zusammengesetzte (synthetische) Grundlagen für das Denken, aber es ist nur Schein, als ob Alles im Raume existire, als ob die räumliche Ausdehnung diejenige Qualität sei, welche die Grundlage, das Substantielle bilde für Alles, was wir außer und in uns wahrnehmen. Mit den Materialisten zu sagen: Die Seelenkräfte und Seelenvorgänge sind nur „sogenannte", sind blos Functionen des Gehirns und der Nerven, denn diese lassen sich sehn, jene nicht — ist offenbar ungereimt.

b) Was wir in uns (in unserem Selbstbewußtsein) wahrnehmen, macht eine dem Denken sich darbietende Welt eigenthümlicher Dinge und Verhältnisse aus, die keinen Raum einnehmen, weil sie geistiger Natur sind. Dahin gehören zunächst die Reproductionen der sinnlichen Empfindungen und Wahrnehmungen, dahin die Gruppen und Reihen, zu denen sich unsre Vorstellungen verknüpfen (associiren); dahin ferner Alles, was bereits durch Denken entstanden ist: Begriffe, Urtheile, Schlüsse, Eintheilungen ꝛc, denn diese Gebilde können Grundlagen werden für ein anderes darauf gerichtetes Denken, das wir durch die höheren Begriffe vollziehn, die sich aus solchen Grundlagen hervorgearbeitet haben; dahin die Gefühle und Bestrebungen, welchen letzteren sich die Vorstellungen der Zwecke und Mittel anschließen; dahin endlich die Erinnerungen, Phantasiethätigkeiten, Ideen. Alle diese Gebilde (die Begriffe ꝛc. ausgenommen) sind nicht durch das Denken erzeugt, sie haben ihren Entstehungsgrund in dem gesetzlichen Ent-

wickelungsleben unserer Seele, das vor und neben dem Denken statt findet. Die ersten und einfachsten Denkakte sind die Begriffe, durch welche sich alles übrige logische Denken vollzieht; ja es fragt sich, ob man den Proceß, durch welchen sie entstehn, schon zu den Denkprocessen rechnen dürfe, da wir erst durch die entstandenen Begriffe recht eigentlich denken. So weit indeß die Begriffbildung mit Absicht erfolgt, ist sie jedenfalls schon eine Denkthätigkeit. Zusammengesetzt sind alle diese Gebilde, denn jedes besteht aus den besonderen Elementen, die seinen eigenthümlichen Inhalt ausmachen, und die streng einfachen Begriffe, die nur Ein Merkmal zum Inhalt haben, sind als klare Gebilde wenigstens vielspurige (s. §. 5). Mithin haben wir auch hier synthetische Grundlagen des Denkens. Da sich übrigens das Geistige schon durch sein eigenes Bewußtsein ankündiget; da die Begriffe, durch welche wir es denkend auffassen, nur das Gleichartige der psychischen Objecte sind, so nehmen wir unser Seelensein wahr, wie es an sich ist; Sein und Vorstellen fallen hier ganz zusammen, während das Aeußere durch Vermögen aufgefaßt und vorgestellt wird, die als Seelenvermögen eine von demselben verschiedene Natur haben.

c) Da die Dinge und Erfolge niemals einzeln, sondern immer in Verbindung mit anderen existiren, so können wir's gar nicht vermeiden, auch über den Zusammenhang derselben zu denken. Dieser Zusammenhang ist ein zweifacher und herrscht sowohl in der Innen- wie in der Außenwelt. Was mit einander zu Gruppen oder Reihen verbunden ist, kann dort wie hier in einem innern, nothwendigen Zusammenhange stehn, kann aber auch blos zufällig zu einander gehören. Die Eigenschaften eines Dinges sind mit Nothwendigkeit in-einander, existiren nicht blos zugleich, und ebenso bildet der Prädicatsbegriff mit dem Subjecte des Urtheils ein inniges Ganze, bei welchem nicht von zwei Akten, sondern nur von Einem die Rede sein kann, obschon wir den Prädicatsbegriff als den stärkeren, bewußtseinvolleren Bestandtheil dieser Gesammtvorstellung unterscheiden und daher auch in der Sprache gesondert hervorheben. Wir haben auch hier ein Ineinander, nicht ein bloßes Zugleich (Nebeneinander). Dagegen besteht das, was blos räumlich oder zeitlich verbunden ist, lediglich neben-einander. Bäume, die ich zugleich sehe, äußere, und viele innere

Vorgänge, die gleichzeitig stattfinden, Zeichen und Bezeichnetes, die mir zugleich im Bewußtsein stehn, sind Beispiele dazu. — Was ferner in einer Reihe abläuft, kann durch-einander bewirkt sein, kann aber auch ein bloßes Nachher (eine zeitliche Aufeinanderfolge) repräsentiren, wie wenn zwei Sterne immer hintereinander aufgehn oder Tag und Nacht sich regelmäßig ablösen. Das Holz aber verbrennt nicht zu Asche nach dem Feuer, sondern durch das Feuer, und mein Arm bewegt sich nicht nach (hinter) einem Wollen, sondern durch das Wollen. Der Zusammenhang ist hier ein ursächlicher und als solcher ein ganz anderer, als die blos zeitliche Abfolge. Wer das nicht unterscheidet, wird leicht in schädliche Irrthümer verfallen; er wird z. B. Kometen und Landplagen in einen ursächlichen Zusammenhang setzen, während sie blos in einem zeitlichen stehn, oder er wird sagen: diese Krankheit ist durch das Heilmittel gewichen, während sie vielleicht blos nach demselben aufhörte und durch die Heilkraft der Natur beseitiget war. Das post hoc ist nicht immer ein propter hoc. Eben so wird er leicht für wahr halten, was recht pikant oder witzig dargestellt ist, indem er die bestechende äußere Form mit dem Innern, den Gedanken, verwechselt — eine Verwechselung, wie sie besonders bei denen häufig vorkommt, die fromme Worte und Gebräuche für fromme Gesinnungen ansehn. U. s. f. Es sei noch bemerkt, daß wir den eigenschaftlichen und den ursächlichen Zusammenhang blos im Bereiche des Geistigen, bei unsern innern Thatsachen, mit voller Sicherheit erkennen; bei den Außendingen kommen wir unmittelbar über ein Zugleich und Nachher nicht hinaus, und wenn wir auch hier jenen Zusammenhang gar häufig statuiren und statuiren müssen, so ist er doch dem sinnlich Wahrgenommenen zunächst blos untergelegt, dazu hinzugedacht, woraus sich erklärt, daß bei dieser Unterlegung so häufig Irrthümer vorkommen, wogegen wir immer mit Sicherheit wahrnehmen, daß z. B. die Klarheit oder Dunkelheit einer Vorstellung wirklich ihre innere Eigenschaft ist, daß ferner ein Gedanke in den andern eingreift, ihn weckt oder stört, ein Thun durch ein Gefühl, durch ein Wollen ꝛc. wirklich verursacht wird, ꝛc. (vgl. Psychologie §. 32).

d) Endlich setzt sich der Begriff der Wirklichkeit (der Existenz) gern mit allen unseren Vorstellungen zusammen, und indem

wir daher über die letzteren denken, haben wir es mit einer Denkgrundlage zu thun, die von der höchsten Wichtigkeit ist. Dies zeigt sich vor Allem recht deutlich an den Erinnerungen und Einbildungsvorstellungen. Unsere Vorstellungen heißen Erinnerungen, wenn sie sich so reproduciren, daß sie das Aufgefaßte in seiner ursprünglichen Form wiedergeben; sie heißen dagegen Einbildungsvorstellungen, wenn sie nach der Reproducirung auf andere, ähnliche Gegenstände zur Anwendung kommen (s. Näheres Psychol. §. 27). Rufe ich mir z. B. die Vorstellung: Stadt Gotha — so zurück, wie ich sie früher nach ihrer Wirklichkeit gesehn habe, so habe ich eine Erinnerung und somit eine Vorstellung, welcher der Begriff der Existenz mit Recht anhaftet. Wie wird sich's aber verhalten, wenn ich diese Vorstellung anwende, um mir die Stadt Paris, die ich nie gesehn habe, vorzustellen? Paris kann ich mir nämlich nur dadurch vergegenwärtigen, daß ich die Häuser, Gassen, Plätze ꝛc. Gotha's oder sonst einer gesehenen Stadt so verändert, verschönert, vergrößert denke, wie mir dies eine Schilderung, Abbildung ꝛc. von Paris an die Hand giebt. Das ist aber nur eine Einbildungsvorstelluug (Phantasievorstellung), und da ich weiß, daß ein eingebildeter Schatz von 1000 Thalern noch lange kein wirklicher ist, so sollte ich meinen, daß mir Paris in dieser Einbildungsvorstellung so lange als etwas Nichtexistirendes vorschweben müsse, als ich Paris nicht in Wirklichkeit gesehn habe, namentlich wenn ich zum ersten Mal davon sprechen höre. So ist es nun nicht; der Begriff der Wirklichkeit schließt sich dieser Vorstellung sogleich und so gut an, wie der reproducirten Vorstellung von einer gesehenen Stadt, und das erklärt sich sehr natürlich. Aus Anschauungen von wirklichen Gegenständen ist der Begriff der Wirklichkeit entstanden, und die Vorstellung von Paris setze ich aus den Anschauungen von wirklichen Städten zusammen. Ich borge gleichsam bei mir, was ich zu dieser Einbildungsvorstellung brauche, folglich wird sich derselben auch das Merkmal (der Begriff) der Existenz anschließen. Alles Erzählte, alles Geschichtliche, alles Fremde fassen wir in solchen geborgten Vorstellungen auf und können es gar nicht anders auffassen, aber man sieht auch, welche Vorsicht dabei nöthig sein wird. So lange wir bei den Einbildungsvorstellungen ohne reifliche Ueberlegung und Prüfung zu

Werke gehn, kann uns das wunderlichste Zeug als Wirkliches (Existirendes) vorkommen, wie die Götter der alten Griechen und Römer, überhaupt alle Vorurtheile, aller Aberglaube beweisen. Wir verfallen dann in „leere Einbildungen", wie der Sprachgebrauch die falschen Einbildungsvorstellungen mit Recht nennt. Es giebt nur Ein Mittel, solchen Irrthümern vorzubeugen: Prüfung an den Thatsachen der Erfahrung. Unterlassen wir diese, vergessen wir, daß nur die äußere oder innere Erfahrung die Existenz des Gedachten verbürgt, so kann uns die Frische, die das blos Erphantasirte leicht annimmt, eben so zur Verwechselung mit dem Wirklichen verführen, wie der Träumende seine Einbildungsvorstellungen für Thatsächliches hält, bis das Erwachen ihn vom Gegentheil überzeugt. Was vielleicht ganz denkrichtig (logisch richtig) gebildet ist, kann in reeller Hinsicht doch ganz falsch sein (s. §. 13 am Schlusse).

§. 18.

Die praktischen Vorschriften, die sich zur Bildung richtiger Urtheile erforderlich machen, sind in der Hauptsache folgende:

Wird über etwas Einzelnes, Concretes geurtheilt, so ist die Subjectvorstellung entweder eine Wahrnehmung oder eine Erinnerung oder eine Einbildungsvorstellung. Von der Wahrnehmung wissen wir bereits, daß sie nicht eher zum Urtheilen berechtigt, als bis sie nach allen ihren Bestandtheilen vollkommen in unserer Gewalt ist (§. 16). Die Erinnerung ruft entweder etwas blos Gehörtes, Gelesenes ꝛc. oder etwas von uns selbst Wahrgenommenes zurück; aber auch im letzteren Falle hat sie nicht die sinnliche Frische, welche die Wahrnehmung selbst hat; sie liegt indeß hier dem Wahrnehmungsakte und somit der Wirklichkeit näher, als diejenige Einbildungsvorstellung, durch welche wir uns Nichtwahrgenommenes vergegenwärtigen. Zur letzteren wird das Wirklichsein gern hinzugedacht, und das geschieht um so bestimmter, je lebhafter sie selbst ist. In den Zuständen großer Geistesaufgeregtheit, wie in der Furcht, der Angst, im Zorne, bei hitzigen Fiebern, in der Trunkenheit, im Wahnsinn gilt das Eingebildete in der Regel für Wirkliches. — Ist das, worüber wir urtheilen, ein Begriff, also etwas Abstractes, Allgemeines, so kommt viel darauf

an, ob er aus wirklichen Anschauungen, oder aus bloßen Erinnerungen oder gar aus Einbildungsvorstellungen erwachsen ist. Beispiele zu dem letzteren Falle sind die Begriffe: Erdball, Pol, Aequator, Erdtheil, Urwelt ꝛc., die kein Mensch aus vollständigen Anschauungen gebildet hat, sowie die meisten Menschen die Begriffe: Meer, Ebbe und Fluth, Koralle, Planet ꝛc. nur aus Einbildungsvorstellungen gewinnen. Diesen Begriffen sind die aus wirklichen Anschauungen entstandenen vorzuziehen; denn obschon auch die letzteren, verglichen mit den Anschauungen, etwas Unfrisches, Kahles sind, so haben sie doch nicht die Erstorbenheit, die häufig bei jenen vorkommt, so viel Licht dieselben immerhin besitzen mögen. Die Erfahrung lehrt überall, daß die Begriffe dessen, der viel selbst beobachtet, viel selber versucht hat, eine größere Reizfrische bewahren, als die Begriffe des bloßen Stubengelehrten. Im Allgemeinen aber ist das Licht der Begriffe stets mit einer gewissen Reizarmuth verbunden. Was liegt denn in dem Begriff „Lachen" noch Lächerliches, in dem Begriff „Traurigkeit" noch Trauriges, in dem Begriff „Trost" nach Tröstliches, in dem Begriff „Hunger" noch von der Empfindung, die der wirkliche Hunger ist? Nur das Gleichartige der Wahrnehmungen ist im Begriffe vereiniget; das Besonderste, das gerade das Pikanteste ist, blieb in den Anschauungen zurück, trat nicht in den Begriff ein, und so ist es kein Wunder, daß derselbe an einer gewissen Frostigkeit leidet; je höher, abstracter er überdies ist, desto mehr muß ihm zugleich das Gepräge der Wirklichkeit abgestreift sein. Urtheilt man über ein solches Gebilde, was eben wieder durch einen Begriff geschieht, so kann das leicht zu großer Verkehrtheit führen, wie die Systeme der speculativen (von der Erfahrung abgewandten) Philosophie beweisen, die nur kunstreich erbaute Luftschlösser sind. Mithin ist die erste Vorschrift zur Gewinnung echter Urtheile die: Man lasse nie außer Acht, welche von unsern Vorstellungen aus der Auffassung des Wirklichen geschöpft sind, welche nicht, und halte sie nach dieser Verschiedenheit scharf auseinander. Nur zu vielfach wird im Leben wie in der Wissenschaft gegen diese Regel gesündigt. Bloße Einbildungsvorstellungen, die man lediglich den Behauptungen Anderer verdankt, werden so vorgetragen, als seien es selbsteigene Wahrnehmungen,

unbestreitbare Thatsachen. Die wenigsten Menschen sind in dieser Beziehung gewissenhaft. Ihr Urtheil aufzuschieben, bis sie über die Beschaffenheit ihrer Kenntnisse sich klar geworden sind, hält sie eine falsche Scham ab; sie möchten aus Eitelkeit gern den Ruhm des Allwissens haben, möchten für untrüglich gelten, und so phantasiren sie sich und Anderen vor, was von der Wahrheit oft weit entfernt ist. Andere sind leichtgläubig, scheuen aus Trägheit die Prüfung des Ueberlieferten, finden wohl gar ein Vergnügen darin, erkanntes Falsche Neugierigen aufzubinden, durch welchen Leichtsinn nicht selten grobe Irrthümer verbreitet werden. — Sodann ist es eine wichtige Regel, daß man sich die Beschaffenheit unsrer Vorstellungen in bestimmten Begriffen ausprage, noch ehe sich diese Beschaffenheit verwischt, denn nur so kann uns mit Bestimmtheit bewußt werden, wie sich unser Urtheilen zur Existenz des Beurtheilten verhält. Wie die Anschauungen sich von den Begriffen unterscheiden, wie beide wieder von den Einbildungsvorstellungen verschieden sind, davon haben die wenigsten Menschen eine bestimmte Erkenntniß. Kein Wunder daher, daß sie sich berechtiget glauben, ihren Gedanken überall Realität zuzuschreiben, und sich beleidigt fühlen, wenn man dieselben als Hirngespinnste erkennt. Giebt es doch Lügner, die zuletzt an ihre eigenen Erdichtungen glauben, nachdem sich das anfängliche Bewußtsein, das sie von ihren Empfindungen hatten, verwischt hat. Das kann dem nicht begegnen, der sich die Begriffe: wirklich, nichtwirklich, wahrscheinlich, möglich, zufällig, nothwendig, wahrnehmbar, denkbar, ꝛc. klar erworben hat, folglich nicht blos die Wörter kennt, die ihm von Jugend auf für diese Unterschiede von der Sprache entgegengebracht worden sind. Bei den Prädicaten der Urtheile spielen diese Begriffe eine Hauptrolle. Mag das Prädicat lauten, wie es will, so kommt doch Alles darauf an, mit welcher Berechtigung es dem Subjecte zu- oder abzusprechen ist, und die verschiedenen Grade dieser Berechtigung sind in diesen Begriffen ausgeprägt. Der klare Kopf kennzeichnet sich hauptsächlich durch strenge Handhabung dieser Begriffe. Er wird Denken und Sein nicht für Eins halten, wird Erfahrung und Einbildungsvorstellung gehörig unterscheiden, und wo er Voraussetzungen zu bilden hat, wird er sich nur so weit auf sie verlassen, als sie von der Erfahrung bestätigt werden.

Ohne psychologische Kenntnisse, ohne Achtsamkeit auf die Gesetze, nach welchen die Seelenentwickelungen statt finden, ist freilich nicht viel in dieser Hinsicht zu erwarten. Klare Einsicht in die verschiedene Natur unsrer Vorstellungen, in das Wesen der Denkoperation, namentlich in die Neigungen und Gemüthsbewegungen, die auf diese Operation so großen theils förderlichen, theils hemmenden Einfluß haben, gewinnt man nur durch das Studium der Seelenkunde, das folglich als das A und O für das Gelingen des wahren Denkens zu empfehlen bleibt.

§. 19.

Was die sprachliche Darstellung der Urtheile anlangt, so ist diese sehr verschieden. Oft reicht ein einziges Wort dazu hin, z. B.: geh, komm, still! ꝛc.; oft wird Subject und Prädicat in zwei Sätzen ausgedrückt, z. B.: wer zufrieden ist, der ist reich = der Zufriedene ist reich; wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen = der Beschädigte wird gern verspottet. Oft ist auch ein einzelner Bestandtheil des Subjects oder Prädicats zu einem Satze erweitert, z. B.: die Hoffnung, daß der Friede ungestört bleiben werde, kann täuschen = die Hoffnung auf ungestörten Frieden kann täuschen; er blieb weg, weil er sich fürchtete = er blieb aus Furcht weg; der Rechtschaffene spricht, wie er denkt = der Rechtschaffene spricht aufrichtig ꝛc. Es giebt also für die Urtheile eine gedrängtere und eine breitere Ausdrucksweise; Subject und Prädicat liegen im letzteren Falle wie zerstückelt vor, und diese Bruchstücke müssen daher vom Leser oder Hörer vor Allem vereinigt werden, ehe das Prädicat sich bestimmt auf das Subject beziehen läßt. Bei diesem Zusammendenken des Zerrissenen können leicht falsche Beziehungen geschehn, zu deren Vermeidung die Sprachlehre Anweisung zu geben hat. Namentlich sollte die Grammatik mehr, als gewöhnlich geschieht, bemerklich machen, wo und wie ein Wort eine Anschauung (Einzelvorstellung), und wo und wie es einen Begriff bezeichnet, denn für beiderlei Seelengebilde haben wir selten verschiedene Ausdrücke (s. §. 11). Daß das Prädicatwort immer einen Begriff anzeigt, wissen wir aus §. 12 und 13, wo wir auch gesehn haben, daß dieser Begriff das Subject aufklärt, nicht einschränkt, wie es die Beifügungen, Er-

gänzungen und Umstände thun (§. 11). Selbst im negativen Urtheile handelt sich's um keine Einschränkung (§. 14). Zwei oder mehrere Urtheile werden aber oftmals auch in eins zusammengezogen, und es ist diese grammatische Zusammenziehung von der logischen sorgfältig zu unterscheiden. Das Urtheil: den Fleiß, die Treue und die Bescheidenheit muß man loben, enthält drei Urtheile, eben so der Satz: Säugethiere und Vögel athmen durch wirkliche Lungen, aber Fische nicht; und zwei Urtheile sind zusammengezogen, wenn es heißt: Die Säugethiere haben vier Füße, ausgenommen die Wassersäugethiere. Uebrigens bedarf es wohl kaum der Bemerkung, daß die Natur des Reellen (der Grundlagen des Denkens) es ist, welche bei der Wahl des grammatischen Ausdrucks hauptsächlich bestimmend wirkt. Denn obschon das Urtheil an sich nur ein ideeller Akt ist, der es mit dem Verhältniß zwischen bloßen Vorstellungen zu thun hat, so soll doch durch denselben hindurch auch das Objective: die Dinge und Erfolge gekennzeichnet werden, und da verlangt jedes Grundverhältniß einen andern sprachlichen Ausdruck; somit wird aber auch in vielen Fällen eine andere grammatische Form des Urtheils nöthig. Dies führt auf Folgendes:

Wenn man die Urtheile nach der sogenannten Relation (Wechselbeziehung zwischen Subject und Prädicat) in kategorische (schlechtweg oder unbedingt aussagende), hypothetische (bedingt aussagende) und disjunctive (Urtheile mit entgegengesetzten Prädicaten) eingetheilt hat, so ist das, was die beiden ersten Klassen betrifft, nur eine grammatische Verschiedenheit, und die dritte Klasse gehört gar nicht hieher, sondern unter die zusammengesetzten Urtheile, wie wir weiter unten (§. 23) sehn werden. — Man betrachte das Urtheil: das geriebene Glas entwickelt Elektrität (oder: beim Reiben entwickelt das Glas Elektricität). Es ist ein einfaches analytisches Urtheil, das insofern ein kategorisches heißt, als das Prädicat schlechtweg oder ohne Bedingung ausgesagt ist. Man kann aber dafür setzen: wenn das Glas gerieben wird, so entwickelt es Elektricität, und dann ist das Prädicat bedingt ausgesprochen. Eben so läßt sich umgekehrt das hypothetische Urtheil: Wenn der Apfel reif ist, so fällt er ab — in das kategorische: der reife Apfel fällt ab — verwandeln, ohne daß der Sinn sich ver-

ändert. Daraus ergiebt sich, daß beide Urtheilsformen einander logisch ganz gleich stehn. Was sie unterscheidet, ist nur der gedrängtere und breitere Sprachausdruck. Schon im kategorischen Urtheile liegt ja stillschweigend, daß das Prädicat vom Subjecte abhängt, durch dieses bedingt ist, denn nur wenn das Subject gesetzt ist, ist auch das Prädicat gesetzt; letzteres ergiebt sich als die Folge von jenem als dem Grunde, und mehr wird in keinem hypothetischen Urtheile zunächst behauptet. Sage ich also: wenn der Winter vorbei ist, so kommt der Frühling, so kann ich mit Recht dafür setzen: nach dem Winter kommt der Frühling, denn auch dieser Ausdruck besagt, daß das Kommen des Frühlings vom Vorbeisein des Winters abhängt. So ist es im Denken oder ideell, und so lange ich darüber nicht hinausgehe, kann mir die Abhängigkeit eines Gedankens von einem andern so gewiß sein, wie irgend ein realer Zusammenhang bei den Dingen selbst, während ich mir vielleicht recht wohl bewußt bin, daß ich es mit blos Eingebildetem zu thun habe, z. B.: wenn es eine Juno gegeben hat, so giebt es auch Wassernixen. Reell genommen hängt der Frühling freilich vom Stande der Sonne ab, nicht von dem als vergangen gedachten Winter; aber es steht fest, daß jedes Urtheil zunächst nur ein ideelles Abhängigkeitsverhältniß behauptet, und ob ein reales mit im Spiele sei, ist eine Frage für sich, die der Urtheilende gesondert in's Auge zu fassen hat. Ein reales, ein objectiv begründetes Verhältniß ist z. B. immer das Verhältniß von Ursache und Wirkung, und zum Ausdruck für dieses eignet sich natürlich die breitere Sprachform besser, als die engere, was augenscheinlich der vornehmste Grund gewesen ist, warum man sich hat verleiten lassen, das sogenannte hypothetische Urtheil als ein vom kategorischen ganz verschiedenes anzusehn. Man vergleiche: wenn der Schnee erwärmt wird, so schmilzt er = die Wärme verursacht das Schmelzen des Schnees. Somit zeigt sich deutlich, daß nur die größere Bequemlichkeit des Sprachausdruckes zu entscheiden hat, ob man diese oder jene Urtheilsform in einem bestimmten Falle vorziehn solle. Die kategorische Form wird meistens gebraucht, um Eigenschaften der Dinge auszudrücken, und dazu ist sie auch die bequemste, z. B.: dieser Stein ist leicht; aber es lassen sich alle übrigen synthetischen Grundverhältnisse durch sie

ebenfalls, wie nicht minder durch die hypothetische Urtheilsform geben. Man nehme: wenn wir etwas aus hinlänglicher Erfahrung erkannt haben, so existirt es auch = das aus hinlänglicher Erfahrung Erkannte existirt; wenn Etwas blos gedacht wird, so braucht es noch nicht zu existiren = das blos Gedachte braucht noch nicht zu existiren, ꝛc. Dagegen kann man das Urtheil: wenn diese Nachricht wahr ist, so lebt mein Freund noch — nicht gut kategorisch ausdrücken, denn die Bedingung hat hier den Accent; allenfalls dürfte man sagen: laut dieser Nachricht lebt mein Freund noch. — Bemerkt sei nur noch, daß auch die verneinenden Urtheile zugleich kategorische sind, sobald sie einem Gegenstande Etwas unbedingt absprechen, z. B.: der Lehm brennt nicht.

§. 20.

Bisher haben wir blos zwei Denkgebilde kennen gelernt: den Begriff und das Urtheil. Als noch andere werden wir im Folgenden die Erklärungen, Eintheilungen, Generalisirungen, Schlüsse, Beweise ꝛc. kennen lernen, die ähnlich, wie die Urtheile, durch anderweite Verwendung der Begriffe entstehn. Von ihnen allen gilt: ein neuer Inhalt wird durch das Denken nicht erzeugt; in den denkenden Begriffen kann nur liegen, was bereits in ihren Grundgebilden lag; ja es liegt weniger Vorstellungsinhalt in ihnen, da sie nur das Gleichartige der Grundgebilde enthalten. Durch alle Denkakte wird blos mit klarerem Bewußtsein vorgestellt, was wir sonst schon vorstellen, was also sonst schon in unserem Bewußtsein steht (s. Einleitung). Von dieser logischen Bedeutung des Wortes „denken" ist nun die im gemeinen Leben übliche wohl zu unterscheiden, denn nach dieser heißt Alles ein Denken, was eigentlich blos Grundlage dazu ist. Dies beweisen die Redensarten: denke dir einen Berg = reproducire dir die früher gehabte Anschauung irgend eines Berges; denke an deinen Freund = erinnere dich an deinen Freund; das hätte ich nicht gedacht = vermuthet, erwartet, d. h. im Voraus mir innerlich vorgestellt; erdenke dir eine Geschichte = setze durch Phantasiethätigkeit eine Geschichte aus dir bekannten Vorstellungen von Begebenheiten zusammen; was denkst du von ihm? = welche Einbildungsvorstellungen machst du dir von ihm hinsichtlich seiner Talente oder

ſeiner Geſinnungs- und Handlungsweiſe? er denkt auf Schaden = er will ſchaden: ich gedenke morgen zu verreiſen = ich will morgen verreiſen; anders denken, als handeln = anders geſinnt ſein (d. h. fühlen), als handeln; er hat redlich gedacht = er hat redlich gehandelt, u. ſ. w. In der ausgebildeten menſchlichen Seele geht das aufklärende Denken, das Denken mittels der Begriffe mit den Grundlagen des Denkens ſtets Hand in Hand; ſie denkt jederzeit über Etwas, und es fragt ſich blos noch, ob dieſes Etwas ein Gegenſtand der Wirklichkeit, etwas Reales iſt, oder nicht. Im erſtern Falle wird das Denken zum Erkennen, im letztern bleibt es ein bloßes Denken, ein ideeller Akt, der es lediglich mit der weitern Ausbildung der Vorſtellungen zu thun hat. So kann der Dichter über Perſonen und Begebenheiten denken, die gar nicht exiſtiren, und der Philoſoph kann ein ganzes Syſtem von bloßen Einbildungen aufbauen und nach allen Theilen deſſelben ſymmetriſch ordnen. Die Begriffe verhalten ſich ja gegen die Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit neutral, den Begriff der Wirklichkeit ſelbſt ausgenommen. Vermöge des bloßen Denkens können wir darum Erdichtetes nicht vom Realen unterſcheiden, und von dieſem Denken gilt daher der Satz: Denken kann man auch das, was gar nicht exiſtirt, und was exiſtirt, kann man anders denken, als es exiſtirt. In Sachen der objectiven Wahrheit iſt folglich mit dem bloßen Denken Nichts ausgerichtet; hier kommt es immer zugleich auf Erfahrung an; das Denken kann nur Richter über das ſein, was aus ihm ſelber ſtammt, alſo z. B. über die logiſche Dispoſition einer Rede, über die ſo oder ſo getroffene Anordnung des Inhaltes einer Schrift, ꝛc.

Die genannten Bedeutungen des Wortes „denken" ſind alſo ſorgfältig auseinander zu halten. Das erkennende Denken iſt allein als dasjenige anzuſehn, durch welches das menſchliche Vorſtellen ſeine höchſte Aufgabe erfüllt.

Ueber das Weſen der „Urtheilskraft" vergl. man Pſychologie §. 31.

Drittes Kapitel.

Von der logischen Verschmelzung der einfachen Urtheile.

(Zusammengesetzte Urtheile.)

§. 21.

Durch die grammatische Zusammenziehung der einfachen Urtheile entsteht kein eigenthümliches höheres Denken, jedes Urtheil bleibt der schlichte Denkakt, welcher er vorher war. Anders ist es bei der logischen Zusammenziehung. Hier verschmelzen die Urtheile zu einem Denken höherer Art, indem die gemeinsamen Bestandtheile derselben sich innig vereinigen. Daraus folgt: wo Urtheile gar Nichts miteinander gemein haben, z. B.: das Gras ist grün und die Glocke tönt — da ist ihre logische Verschmelzung unmöglich. Urtheile können aber a) gleiche Subjecte haben bei verschiedenen Prädicaten, oder b) gleiche Prädicate bei verschiedenen Subjecten, oder c) Beides kann zugleich stattfinden, indem Urtheile der letztern und der vorigen Art mit einander vereiniget werden, so daß also die Zusammenziehung dann eine doppelte ist. Im ersten Falle entstehn, wie wir bald sehn werden, die Erklärungen, im zweiten die Eintheilungen, im dritten die Generalisirungen, d. h. die besondern und allgemeinen Urtheile. In allen drei Fällen hat der gemeinsame Bestandtheil immer dieselbe Stelle, ist entweder Subject oder Prädicat, und das neue Urtheil, das durch diese Zusammenziehung entsteht, schließt alle Bestandtheile der einfachen Urtheile ein, keiner fällt aus. — Von diesen eigentlichen Verschmelzungen unterscheidet sich aber eine andere Zusammenziehung der Urtheile wesentlich. Sie liefert die logischen Folgerungen oder analytischen Schlüsse, die auch logische Substitutionen (Stellvertretungen, Unterlegungen) heißen, denn das neue Urtheil, das hier aus den gegebenen abgeleitet, gefolgert, erschlossen wird, entsteht dadurch, daß ein Bestandtheil derselben, nachdem er zur Vermittelung der Zusammenziehung gedient hat, ausgeworfen und dafür ein anderer substituirt wird. Z. B.: Alle Tauben sind Vögel, manche Tauben sind weiß; daraus folgt: manche Vögel sind weiß. Der gemeinsame Begriff

„Taube", der in den ersten beiden Urtheilen lag, liegt im dritten nicht mehr; er ist ausgefallen und an seine Stelle ist der Begriff Vogel getreten. Oder: Alle Blumen sind Gewächse, alle Nelken sind Blumen, folglich sind alle Nelken Gewächse. Hier ist der Begriff „Blume", welcher den beiden vorausgeschickten Urtheilen gemeinsam war, ausgeschieden und seine Stelle nimmt im dritten Urtheile der Begriff Gewächs ein. Zugleich achte man noch auf Folgendes: Während im vorigen Beispiele der gemeinsame Begriff „Taube" in beiden vorangehenden Urtheilen Subject war, ist es in diesem Beispiele anders; denn hier ist „Blume" zuerst Subject, dann Prädicat, folglich braucht der gemeinsame Bestandtheil in den vorausgeschickten Urtheilen (den Prämissen) nicht immer dieselbe Stelle zu behaupten.

Wir sprechen in den folgenden Paragraphen blos von den logischen Verschmelzungen und verweisen die logischen Folgerungen in's nächste Kapitel.

§. 22.

Der Planet ist ein Stern; der Planet bewegt sich um sich selbst; der Planet bewegt sich in kreisähnlicher Bahn um die Sonne; der Planet wird von der Sonne erleuchtet; der Planet wird von der Sonne erwärmt.

Diese Urtheile haben alle das nämliche Subject, aber verschiedene Prädicate. Sie verschmelzen zu Einem Urtheile, wenn man die Prädicate zu einem Gesammtprädicate vereiniget und demnach sagt: Der Planet ist ein sich um sich selbst so wie in kreisähnlicher Bahn um die Sonne bewegender und von dieser erleuchteter und erwärmter Stern, oder besser deutsch: Der Planet ist ein Stern, welcher sich sowohl um sich selbst, als auch in kreisähnlicher Bahn um die Sonne bewegt und von dieser erleuchtet und erwärmt wird.

Ein solches Gesammturtheil heißt ein conjunctives oder eine Erklärung. Im weitern Sinne des Worts ist schon jedes einfache Urtheil eine Erklärung, denn der Prädicatsbegriff klärt einen Theil vom Inhalte des Subjectes auf; im engern und eigentlichen Sinne wird dagegen nur dasjenige (zusammengesetzte) Urtheil eine

Erklärung (Definition) genannt, das alle Theile des Subjectes, also seinen ganzen Inhalt klar macht.

Die Erklärungen gehen im Begriffssystem (§. 8) von unten nach oben, denn der Subjectsbegriff verlangt zu seiner Aufklärung stets höhere Begriffe (§. 13), woraus folgt, daß alles Dasjenige nicht logisch erklärt werden kann, wofür es keinen höhern Begriff giebt, z. B. das Sein, der Ton, die Farbe, das Ja, das Nein ꝛc., denn das sind einfache Qualitäten, die selber schon höchste Begriffe ihrer Art sind. Jede Erklärung davon würde nothwendig unklarer sein, als das zu Erklärende selbst. Nur durch Umschreibungen oder Erörterungen können wir das Einfache näher bestimmen, indem wir z. B. dem Sein das bloße Vorstellen, dem Jetzt das Ehemals ꝛc. gegenüberstellen. Anderseits ist auch von den Anschauungen (Einzeldingen) keine Erklärung möglich, weil in diesen des Mannichfaltigen zu viel liegt, als daß es vollständig, erschöpfend aufgehellt werden könnte. Nur beschreiben, charakterisiren lassen sich die Einzeldinge, indem wir das Wichtigste, das Wesentlichste an ihnen mit Begriffen bezeichnen.

Wenn man sagen wollte: der Rhombus ist ein schiefwinkliges Parallelogramm, so hätte man das Merkmal der Gleichseitigkeit weggelassen, und wenn man definirte: das (einfache) Urtheil ist die Darstellung des Verhältnisses zwischen zwei Begriffen, so enthielte diese Erklärung zu viel, denn es ist nur Ein Begriff im Urtheile vorhanden, wenn das Subject, wie so oft, eine Anschauung ist. Solche Erklärungen sind unrichtig, weil das zu erklärende Subject und das erklärende Prädicat einander nicht decken in Hinsicht ihrer Vorstellungselemente; eine vollkommene Erklärung muß adäquat (Subject und Prädicat müssen einander genau anpassend) sein. Folglich ist die Erklärung zu mager, wenn das Prädicat Merkmale ignorirt, die doch im Subjecte liegen (wie eben vorher: „der Rhombus ist ein schiefwinkliges Parallelogramm"), dagegen zu üppig, wenn sie im Prädicate Merkmale aufzählt, die das Subject nicht enthält (wie vorher: „das Urtheil ist die Darstellung des Verhältnisses zwischen zwei Begriffen"). — So verhält sich's, wenn man auf den Inhalt sieht, und mit diesem haben es die Erklärungen auch nur zu thun. Die Lehrbücher der Logik verweisen uns aber hier gewöhnlich auf den Umfang, und da wird

das Gesammtprädicat sich mit dem Subjecte nur decken, wenn beide den gleichen Umfang haben. Lasse ich nun im Prädicate Merkmale (Begriffe) fehlen, so wird sein Umfang im Verhältniß zum Subjecte zu weit, weil die zu wenigen Prädicatsbegriffe einander nicht genug beschränken (s. §. 10, wo diese Beschränkung erklärt ist), wogegen es zu eng wird, wenn ich jener Begriffe zu viele angebe. Wollte man die Ausdrücke: „zu weit" und „zu eng" auf den Inhalt anwenden, so müßten sie umgekehrt werden, denn die zu magere Erklärung ist eine zu enge, und die zu üppige eine zu weite im Verhältniß zu dem zu erklärenden Subjecte. Klarheit käme damit nicht in die Sache, vielmehr leicht Verworrenheit, und darum läßt man es besser bei den Ausdrücken: zu mager und zu üppig (oder: zu arm und zu reich) bewenden. Der Umfang der Begriffe zu messen ist übrigens gar nicht Sache der Erklärung.

Eine vollkommene Erklärung muß ferner präcis (gedrängt) sein. Das ist sie nicht, wenn sie ein Vorstellungselement zwei oder mehrere Male aufführt oder solche aufnimmt, die sich von selbst verstehen. Wollte ich den Begriff Obst so erklären: Obst nennt man diejenigen nahrhaften Früchte der Bäume und Sträucher, welche genießbar sind, so hätte ich sofort Dasselbe zweimal gesagt, denn „nahrhaft" sein und „genießbar" sein ist in diesem Zusammenhange Eins; es muß heißen: Obst nennt man diejenigen Früchte der Bäume und Sträucher, von denen nicht sowohl der Same, als vielmehr das Fleisch genossen wird. Zu Vieles und Ueberflüssiges gebe ich an, wenn ich das Parallelogramm so definire: es ist diejenige vierseitige Figur, deren gegenüberstehende Seiten einander gleich und parallel und deren gegenüberstehende Winkel einander gleich sind: denn wo eins dieser Merkmale gegeben ist, versteht sich das andere von selbst. Zu dürftig sind in der Regel diejenigen Erklärungen, welche blos zwei Merkmale angeben: ein generelles (Gattungsbegriff) und ein specielles (Artbegriff). Freilich läßt sich bei zwei Begriffen sicher erkennen, daß sie, wie ungleichartige Begriffe es sollen, in allen ihren Bestandtheilen auseinander liegen, aber man erlangt der Klarheit dadurch in der Regel zu wenig, und die Naturbeschreibung thut recht, daß sie ihre Erklärungen durch mehr als zwei Begriffe zu

geben pflegt. „Der Tiger ist unter den Katzen die gefährlichste.“ Diese Definition ist wahr, aber offenbar zu arm; man will und muß vom Tiger mehr wissen, als daß er zu dem Genus der Katzen gehört und sich speciell durch Gefährlichkeit für andere Geschöpfe auszeichnet.

Von jedem Begriffe ist blos Eine Erklärung möglich, eine zweite nur insofern, als er aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet wird. Ich kann, wenn ich z. B. den Zorn definiren will, von der Gemüthsbewegung, vom Affect oder speciell vom Unlustaffect ausgehn, denn der Zorn ist das Alles, aber sowohl Erklärtes als erklärendes Prädicat bleiben sich im Wesentlichen dabei gleich („der Zorn ist eine Gemüthsbewegung, welche zu den Affecten und zwar zu den Unlustaffecten gehört und sich, als plötzliche Reaction wider den Gegenstand der Unlust, durch heftige Aeußerungen in Worten, Geberden oder Handlungen Luft macht“). Es könnte kürzer heißen: „Der Zorn ist ein Unlustaffect, welcher sich, als plötzliche Reaction“ ꝛc. — Wo man sonst noch verschiedene Erklärungen eines und desselben Begriffes für möglich gehalten hat, ist schon das Erklärte verschieden. Dahin gehören die Wort-, Sach- und Namenerklärungen (die Verbal-, Real- und Nominaldefinitionen). Bei den Worterklärungen wird ein Wort durch ein anderes verdeutlicht, d. h. durch den Begriff, dem dieses andere Wort bereits seine Deutlichkeit verdankt, denn leere Wörter erklären Nichts. So geschieht es, wenn man Geologie durch Erdkunde, Anthropologie durch Lehre vom Menschen, Philosophie durch Weltweisheit, Botanik durch Pflanzenkunde ꝛc. erklärt. So viel man bereits bei dem deutlichern Worte zu denken vermag, so viel des Lichtes schließt sich natürlich an das daneben genannte unverständliche an und so wird letzteres in gleichem Verhältniß deutlich. Daß solche Worterklärungen aber bei weitem noch keine Sacherklärungen, daß sie kaum Bruchstücke der letzteren sind, wird einleuchtend, wenn man neben ihnen eine Sacherklärung, z. B. die von der Botanik, in's Auge faßt. Denn letztere heißt etwa so: Botanik ist die Wissenschaft von den verschiedenen Gewächsen, ihrer innern und äußern Natur, ihrem gegenseitigen Verhältniß zu einander und zu andern Naturkörpern, so wie von ihrer Verwendung in der Hand des Menschen. Durch das Wort „Pflanzenkunde“ konnte solche Deutlichkeit unmöglich erreicht werden, und

alle Worterklärungen sind daher im Vergleich mit den Sacherklärungen nur Lückenbüßer. Andere Beispiele von Sacherklärungen sind die Erklärungen, die wir in der vorliegenden Schrift über den Begriff, das Urtheil, die logischen Zusammenziehungen gegeben haben. Die Namenerklärungen unterscheiden sich von den Worterklärungen blos dadurch, daß sie es mit Wörtern zu thun haben, die der Sprachgebrauch ganz willkürlich zur Bezeichnung von Sachen gewählt und öfters zu unangemessenen Benennungen gestempelt hat. So giebt es z. B. keine „Wetterfahnen", es giebt nur Windfahnen, und doch ist jener Name gebräuchlich. Eben so verhält sich's mit „Wetterglas", das nur ein Luftschweremesser ist. Namentlich in der Botanik kommen viele sehr zufällig und unzutreffend gewählte Namen vor. Wer diese willkürliche Verbindung zwischen Wort und Sache nicht kennt, bedarf einer darauf bezüglichen Erklärung; man giebt ihm daher diejenigen Begriffe an, welche den verfänglichen Namen vor Mißverständnissen, die er erwecken könnte, bewahren, und somit gewinnt er weder eine bloße Wort-, noch eine eigentliche Sacherklärung. Daß die Sacherklärungen in der Regel zugleich Wort- und Namenerklärungen sind, aber nicht umgekehrt bedarf wohl kaum der Bemerkung. Uebrigens ist die Sacherklärung Dasselbe, was wir sonst Begriffserklärung nennen, denn jedes Begriffswort bezieht sich auf eine Gattung von Sachen; dagegen ist klar, daß, wie das Wort nicht die Sache, so auch der Name (der Titel) mehr ist als ein gewöhnliches, aller Welt geläufiges Wort. — Oft führt ein Gegenstand seine Benennung ungestört fort, und doch ist der Begriff von demselben ein nach Umständen veränderter. So erklärt man den „Körper" in der Physik für das im Raume Widerstand Leistende, in der Geometrie als das nach allen drei Dimensionen Ausgedehnte aber ohne Widerstand Durchdringliche. Offenbar ist auch hier das Erklärte verschieden, denn die Betrachtung eines Gegenstandes aus verschiedenen Gesichtspunkten führt mehr oder weniger zu verschiedenen Begriffen von demselben, und die Erklärung betrifft eben den Begriff, auch wenn sie Sacherklärung genannt wird.

Ursprünglich entstehn alle Erklärungen auf synthetischem Wege: wir ziehn mehrere einfache Urtheile, die wir bereits haben, zu einem Gesammtprädicate für das zu erklärende Subject zusam-

men, ja es macht sich dies größtentheils von selbst, da sich das Gleichartige (die Subjecte) gegenseitig anzieht. Die analytischen Erklärungen sind schon künstlichere Producte; wir zerlegen hier ein Ganzes, das uns gegeben ist, z. B. Tugend, Ehre, Weisheit, Hoffnung ꝛc. in seine Theilvorstellungen, welchen gemäß nun die erklärenden Urtheile erst zu bilden sind. Aber wie können wir sicher sein, daß wir den Inhalt des Begriffes vollständig dargestellt oder erschöpft haben? Offenbar ist dieser Weg der bedenklichere, obschon wir auch auf jenem fehlgreifen können. In beiden Fällen können die zu erklärenden und eben so die zur Erklärung angewandten Begriffe fehlerhaft gebildet sein. Dann wird nur das Zurückgehn auf die synthetischen Grundlagen des Denkens zur vollen Richtigkeit führen, indem wir von diesen aus die rechte Abstraction einleiten, auch wohl erst die rechten Anschauungen hierzu vermitteln müssen. Wollten wir denen, die der Erklärung bedürfen, Alles auf rein logischem Wege verdeutlichen, so würden wir oft auf Begriffe stoßen, die für sie wieder einer Erklärung bedürften. Wir müßten also, da das Erklären immer nur durch höhere Begriffe geschehn kann, zu Seelengebilden greifen, die sie häufig gar nicht haben, weil die Abstraction sich bei wenig Menschen hoch hinauf fortsetzt, indem sie sich nicht genug fortentwickeln. Die Meisten besitzen für das Höchste wenig mehr, als Worte.

Bei jenem Zurückgehn auf die synthetischen Grundlagen des Denkens empfehlen sich nun die genetischen Begriffserklärungen ganz besonders. Wir müssen die Entstehungsweise (die Genesis) des zu Erklärenden darstellen, müssen zur Natur, zum Wesen des betreffenden Gegenstandes herabsteigen, was nicht durch bloßes Denken, sondern nur durch Wahrnehmung, durch Beobachtung geschehen kann. Man zeige z. B.: Ein Kreis entsteht, wenn man um einen festen Punkt eine Linie in immer gleicher Entfernung herumführt, bis ihr Endpunkt mit ihrem Anfangspunkte zusammenfällt, oder: eine Mondfinsterniß entsteht, wenn die Erde zwischen Mond und Sonne so zu stehen kommt, daß sie ihren Schatten auf den Mond wirft. Dies sind physisch-genetische Erklärungen; die psychologisch-genetischen haben es mit den Thatsachen der Innenwelt zu thun, wie die Erklärungen beweisen, die wir von der Ent-

ſtehung der Begriffe, der Urtheile ꝛc. gegeben haben. Die denkenden Begriffe, wenn ſie bereits da ſind, begleiten allerdings ſolche Auffaſſung des Reellen, aber ſie haben dabei nur das Zuſehn, ſie ſchreiben Nichts vor, nur das Reelle ſelbſt entſcheidet.

Der Zirkel im Erklären iſt der Fehler, wo man den zu erklärenden Begriff unter die Merkmale aufnimmt, durch welche man erklärt, ſo daß alſo, wie im Zirkel, Anfangs- und Endpunkt zuſammenfallen, z. B.: Schönheit iſt die ſchöne Beſchaffenheit eines Dinges, das Recht iſt die Befugniß zum Handeln. Es verſtößt dieſer Fehler zugleich gegen die Präciſion. Daß man auch bildliche Ausdrücke möglichſt vermeiden müſſe, verſteht ſich von ſelbſt (ſ. §. 15).

Durch bloßes Denken wird man kein Meiſter im Erklären; man muß ſich reiche Kenntniß des Reellen nach deſſen beſonderen Entwickelungsverhältniſſen verſchaffen, folglich die Innen- wie die Außenwelt fleißig ſtudiren.

§. 23.

Der Säuger (das Säugethier) iſt ein Thier, der Vogel iſt ein Thier, die Amphibie iſt ein Thier, der Fiſch iſt ein Thier, das Inſect iſt ein Thier, der Wurm iſt ein Thier.

Dieſe Urtheile haben alle das nämliche Prädicat, aber verſchiedene Subjecte. Sollen ſie zu Einem Urtheile verſchmelzen, ſo iſt das ſo lange unmöglich, als die verſchiedenen Subjecte bleiben, denn Ein Urtheil kann auch nur Ein Subject haben. Kehren wir aber die Urtheile um und machen das bei allen gleiche Prädicat zum Subjecte, ſo erhalten wir das logiſch zuſammengezogene Urtheil: Die Thiere zerfallen in Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fiſche, Inſecten und Würmer, oder: die Thiere ſind theils Säugethiere, theils Vögel, theils Amphibien, theils Fiſche, theils Inſecten, theils Würmer.

Ein ſolches Geſammturtheil heißt ein divisives oder eine Eintheilung. Daſſelbe hat es nie mit dem Inhalte, ſondern ſtets mit dem Umfange (der Sphäre) des Subjectsbegriffes zu thun; es giebt an, welche Einzeldinge zu dieſem Umfange gehören und ordnet dieſelben in gewiſſe Klaſſen, was man eben Eintheilen = Klaſſificiren nennt. Das Eintheilen iſt demnach vom

Zertheilen sehr wohl zu unterscheiden. Zugleich ergiebt sich hieraus, daß der Umfang der Begriffe nicht sofort mit den Begriffen selbst entsteht. So lange ich nicht z. B. geurtheilt habe: der Karpfen ist ein Fisch, der Hecht ist ein Fisch ꝛc., so lange komme ich gar nicht auf den Umfang des Begriffes Fisch; erst durch eine Reihe von Urtheilen, deren Subjecte sich sämmtlich einem gemeinsamen (Prädicats-) Begriffe unterordnen, erwächst für unsre Erkenntniß das, was wir die Sphäre, den Umfang der Begriffe nennen, woraus ferner erhellet, daß diese Sphäre sich nur durch Wahrnehmung, durch Erfahrung bestimmen läßt.

Obgleich das einfache, einzelne Urtheil nur die Bestimmung hat, Etwas vom Inhalt des Subjectes anzugeben, so bezeichnet es doch auch zugleich einen Theil von der Sphäre des Prädicates. Das Subject ist nämlich als ein mehr besonderes Vorstellen dem Prädicatsbegriffe stets untergeordnet (ihm subjicirt = unterworfen, daher „Subjectum"), und was unter einem Begriff liegt, das eben umfaßt (umfängt) er. Mithin läßt sich bereits das einzelne Urtheil betrachten als der Anfang für die Angabe, welches die Sphäre des Prädicatsbegriffes sei, d. h. es läßt sich im weitesten Sinne des Worts als eine Eintheilung dieser Sphäre ansehn. Sein Wesen aber hat das Urtheil immer in der Angabe des Inhaltes des Subjectes, und das Subject braucht nicht immer ein Begriff zu sein. Verschmelzen nun in Folge jener Umkehrung mehrere Urtheile so, daß ihr Gesammtprädicat alle Theile der Sphäre des Subjectsbegriffes angiebt (oder die Sphäre erschöpft), so entsteht eine Eintheilung im engern oder eigentlichen Sinne dieses Wortes — eine Division. Daß diese stets ein höherer Denkakt ist, als das einfache Urtheil, leuchtet von selbst ein.

Gleichwohl geschehn die Eintheilungen stets durch niedere Begriffe, gehn im Begriffssystem von oben nach unten (§. 8). Der Subjectsbegriff Thier (im ersten Beispiele) hat ja einen weit größern Umfang, als die Prädicatsbegriffe: Sänger, Vögel ꝛc. jeder für sich. Dies sieht wie ein Widerspruch aus gegen die allgemeine Natur des Urtheils, zufolge welcher das Prädicat allemal ein höher liegendes Vorstellen sein muß; allein wer (was) wird eingetheilt? nicht der Begriff, sondern der Umfang des Begriffes,

der im Subjecte steht. Es sind also die einzelnen unter dem Begriff enthaltenen Dinge, welche gruppirt oder klassificirt werden, und da dies Anschauungen sind, so steht der niedrigste Begriff noch immer über ihnen. Zugleich merke man: auf den Umfang ist am bestimmtesten hingewiesen, wenn man z. B. sagt: die Biene gehört zu den Insecten, die Eiche gehört zu den Bäumen ꝛc. Das Wörtchen „ist" (die Biene ist ein Insect) deutet mehr auf den Inhalt des Subjectes hin, weniger auf die Sphäre des Prädicats.

Da die Eintheilung eben so wie die Erklärung erschöpfend sein soll, so darf ihr Subject kein Individuum, aber auch kein höchster Begriff sein. Das Individuum, z. B. ein Apfel, läßt sich wohl zertheilen, aber nicht eintheilen, und die höchsten Begriffe, z. B.: Wirklichkeit, Möglichkeit, Ursache, Beziehung ꝛc. haben einen so weiten Umfang, daß sich das von ihnen umfaßte Einzelne nie vollständig aufzählen läßt. Theilen allerdings, d. h. zerlegen, analysiren kann man einen Begriff, wenn er kein höchster, kein einfacher ist, und dies geschieht laut des vorigen §. durch die Erklärung, denn diese beschäftigt sich mit dem Inhalte des Begriffes, d. h. mit dem Begriff selbst (§. 7). Die Erklärungen sehn daher oft wie Eintheilungen aus, z. B.: der Mensch besteht aus Leib und Seele, der menschliche Körper besteht aus festen und flüssigen Theilen ꝛc., und man nennt sie in solchen Fällen Partitionen.

Auch die Eintheilungen müssen adäquat sein, wenn sie richtig sein sollen, und das heißt hier: die Sphären der Eintheilungsglieder müssen zusammengenommen der eingetheilten Sphäre (der Sphäre des Subjectsbegriffes) gleich sein oder dieselbe decken. Sagte man: die Dreiecke zerfallen in solche, bei welchen entweder alle drei Seiten gleich oder alle drei ungleich sind, so wäre das eine zu enge Eintheilung, denn es fehlten die gleichschenkligen oder die, welche zwei gleiche Seiten haben. Dagegen gäbe es eine zu weite Eintheilung, wenn man unter den Leidenschaften auch den Zorn, den Aerger, die Verzweiflung ꝛc. aufführen wollte, denn das sind Affecte. Jene Eintheilungen können als Urtheile richtig sein (nur als Eintheilungen falsch), diese sind auch als Urtheile fehlerhaft.

Mangelhaft sind diejenigen zweigliedrigen Eintheilungen, bei welchen das eine Theilungsglied die bloße Negation des anderen ist, z. B.: die Mineralien sind theils Metalle, theils Nicht-Metalle. Die vollkommene Eintheilung muß alle ihre Glieder positiv bestimmen, sonst entsteht uns eine zu dürftige Kenntniß der einzutheilenden Sphäre. „Adäquat" wohl können solche Eintheilungen heißen; was lernen wir aber durch Ausdrücke, wie: Nicht-Metall, Nicht-Insect, Nicht-Citrone? u. s. w.

Präcis heißt eine Eintheilung, wenn ihre Theilungsglieder (besser: Eintheilungsglieder) einander streng ausschließen. Das wäre nicht der Fall, wenn man z. B. die Dreiecke in rechtwinklige, gleichseitige und ungleichseitige eintheilte, denn die rechtwinkligen sind ja stets ungleichseitig, und so hätte man das Nämliche in zwei Theilungsgliedern aufgeführt. Ob eine Eintheilung aus zwei Gliedern (Dichotomie), oder aus drei (Trichotomie) oder überhaupt aus viel Gliedern (Polytomie) zu bestehn habe, läßt sich nur aus der Natur der Sache, um die sich's handelt, nicht durch bloßes Denken bestimmen. Was aber bei den Naturdingen in einander überfließt, muß sich auch in der Eintheilung abspiegeln, denn wir dürfen nicht präciser sein wollen, als die Natur selbst es ist. Man darf also z. B. nicht sagen, die Thiere seien theils Land-, theils Wasserthiere, denn es giebt Geschöpfe, die Beides sind (die Amphibien), und eben so wäre es falsch, wenn man eintheilte: die lebenden Wesen der Erde sind theils Thiere, theils Pflanzen, denn es giebt auch Pflanzenthiere (Phytozoen). Da in solchen Fällen ein Gegensatz zu bezeichnen ist, so vertauscht man die Formel „theils, theils" — gern mit der andern: „entweder, oder", weil diese die gegenseitige Ausschließung (Disjunction) schärfer angiebt, und sagt demnach: die Thiere sind entweder Land- oder Wasserthiere ꝛc. Das giebt Eintheilungen, die man disjunctive Urtheile nennt, und man hat sie mit den kategorischen und hypothetischen Urtheilen in eine Reihe gestellt, als seien sie einfache, wie diese. Da aber alle Eintheilungen etwas Zusammengesetztes sind, so können die disjunctiven Urtheile keine einfachen sein und sie gehören darum nicht mit jenen in dieselbe Klasse. Vgl. §. 19 und unten §. 30, wo sie sich als Schlüsse darstellen werden.

Während der Inhalt eines Begriffes nur Eine Erklärung zu-

läßt, sind von einer und derselben Begriffssphäre verschiedene Eintheilungen möglich. So kann man die Menschen nach ihrer Hautfarbe, Schädelform, Größe, nach ihrem Alter, Wohnort, Stande, Besitzthum ꝛc. eintheilen, indem man dieses oder jenes Merkmal an ihnen als Richtpunkt annimmt und der Eintheilung zum Grunde legt. Ein solches Merkmal, hergenommen aus dem Inhalt des einzutheilenden Subjectsbegriffes, heißt der Eintheilungsgrund (fundamentum dividendi). Die entgegengesetzten Bestimmungen, die er zuläßt, geben die Eintheilungsglieder, wobei man jedoch vorsichtig sein muß und nicht dem bloßen Denken vertrauen darf. So zerfallen die Menschen der Farbe nach allerdings in weiße, schwarze, gelbe, braune und rothe, aber nicht in blaue, grüne und violette, und der Religion nach sind sie Christen, Juden, Muhamedaner und Heiden, aber nicht Türken, Paläſtinenſer, Marocaner ꝛc. Nebeneintheilungen entstehn, wenn eine und dieselbe Begriffssphäre nach verschiedenen Eintheilungsgründen eingetheilt wird, z. B. die Bäume nach ihrem Standort in Wald-, Feld- und Gartenbäume, und nach ihren Früchten in Nuß-, Kirsch-, Pflaumenbäume ꝛc. Eine Untereintheilung wird es genannt, wenn man z. B. die Waldbäume wieder in Kiefern, Tannen, Buchen, Eichen ꝛc. gruppirt.

Auch die Eintheilungen entstehn, wie die Erklärungen, ursprünglich auf synthetischem Wege und zwar ganz von selbst, da auch hier das Gleichartige (die Prädicate) einander anzieht. Ihre Entstehung durch Analysis ist eine mehr abgeleitete, künstlich bewirkte, und sie unterliegt ähnlichen Bedenken, wie die analytischen Erklärungen. Wie sollen wir analytisch die sämmtlichen Theilungsglieder finden, also die Sphäre erschöpfen? Ist uns dagegen der Eintheilungsgrund mit seinen entgegengesetzten Bestimmungen gegeben, so ist die Aufgabe leichter, weil synthetisch zu lösen, aber nur die Rücksicht auf das Reelle, nicht das bloße Denken schützt vor Fehlgriffen. Man denke an die „blauen und grünen" Menschen ꝛc. Oft bedarf die Eintheilung der Erklärung, weil sie deutlich erkannter Eintheilungsgründe nicht entbehren kann. So lange z. B. nicht durch Beneke die Natur des einfachen Urtheils aufgedeckt (erklärt) war, konnte auch die jetzt von uns gegebene Eintheilung der logischen Zusammenziehungen nicht gelingen.

Anderseits wird die Eintheilung auch der Erklärung förderlich werden können. Ist z. B. der Begriff: gegenseitige Anziehung des Gleichartigen richtig eingetheilt, so erkennen wir nicht nur die Abstufungen, welche bei dieser Anziehung stattfinden, sondern gewinnen auch an Licht für die Producte dieses Seelengesetzes. Wir sehen nämlich: bei der Witzcombination überwiegen die ungleichen Vorstellungselemente, bei der Gleichnißcombination hält Gleiches und Verschiedenes einander die Wage (§. 15), bei der Begriffsbildung hat das Gleiche das Uebergewicht, und bei der Urtheilsbildung ist zwischen Subject und Prädicat in Betreff der Vorstellungselemente gar keine Ungleichheit mehr, woraus folgt: jene Abstufungen sind die Ursache von der verschiedenen Klarheit der genannten Combinationen, welche Klarheit bei der Witzcombination am geringsten, bei der Urtheilscombination (bei den Elementen, die im einfachen Urtheil verbunden sind) am größten ist. Somit ergiebt sich auch hier wieder, daß es das Zurückgehn auf die synthetischen Grundlagen des Denkens ist, welches zu solchen genetischen Eintheilungen und mit diesen zur gründlichsten Erkenntniß der Thatsachen führt.

Das Talent zur Bildung richtiger Eintheilungen kann demnach eben so, wie das zur Entwerfung guter Erklärungen, nur durch das Studium des Reellen bedingt sein.

§. 24.

Die Biene ist ein Insect;
Die Wespe ist ein Insect;
Die Hummel ist ein Insect;
Die Horniſſe ist ein Insect.

Die Biene ist buntfarbig;
Die Wespe ist buntfarbig;
Die Hummel ist buntfarbig;
Die Horniſſe ist buntfarbig.

Die Biene fliegt;
Die Wespe fliegt;
Die Hummel fliegt;
Die Horniſſe fliegt.

Die Biene sticht;
Die Wespe sticht;
Die Hummel sticht;
Die Hornisse sticht. U. s. w.

Das sind vier Reihen von lauter *einfachen Urtheilen*. Faßt man diese Reihen *zusammen* in's Auge, so stellen sie ein Ganzes dar, das *dieselben* Subjecte, aber *verschiedene Prädicate* hat; nimmt man jede Reihe für sich, so zeigt sie *verschiedene* Subjecte, aber *gleiche* Prädicate. Mithin haben wir im ersten Falle *Erklärungen*, im zweiten *Eintheilungen* vor uns, so daß also die in den beiden vorigen Paragraphen besprochenen Verhältnisse hier *zugleich* vorkommen. Demnach bilden jene vier Reihen zwei einander kreuzende Reihen, und solche Kreuzung blos zweier Reihen würden wir haben, wenn wir auch ursprünglich fünf, sechs und noch mehr Reihen gehabt hätten. Sämmtliche genannte einfache Urtheile lassen sich nun zu einem *einzigen* zusammenziehn, wenn wir das Prädicat der ersten Reihe — Insect — zum Subjecte des neuen Urtheils machen und die vorhandenen Subjecte der sämmtlichen Urtheile wegfallen lassen. Denn dann bleiben blos die Prädicate der drei folgenden Reihen übrig, die wir dem neuen Subjecte anschließen, und so entsteht uns das Gesammturtheil: (Einige) *Insecten sind buntfarbig, fliegen und stechen*. — Ein solches Gesammturtheil heißt ein *besonderes*, wenn es sich auf *Einiges*, es heißt ein *allgemeines*, wenn es sich auf *Alles* erstreckt, was zum Umfange des Subjectes gehört. Mit einem gemeinschaftlichen Namen sind sie als *Generalisirungen* zu bezeichnen, ein Wort, das demnach bald im engern, bald im weitern Sinne zu nehmen ist.

Wenn wir in §. 21 sagten: Bei den Verschmelzungen fällt kein Bestandtheil der einfachen Urtheile aus, das neu entstandene Urtheil schließt sie allesammt ein, so könnte es scheinen, als ob das hier nicht zutreffe, denn die sämmtlichen Subjecte der gegebenen Urtheile sind ja in Wegfall gekommen. Allein in dem Ausdrucke „Insect" sind die Bienen, Wespen, Hummeln und Hornissen als einzelne Arten der Insecten eingeschlossen und nur ihre besonderen Namen sind nicht mehr erwähnt, woraus folgt, daß jene Behauptung noch immer ihre Giltigkeit hat.

Zugleich sieht man, daß das Subject des neuen Gesammturtheiles nicht der Begriff Insect, sondern die Sphäre dieses Begriffes ist, wie bei den Eintheilungen. Trotz dem haben wir hier auch so viele Erklärungen, als Prädicate in dem neuen Urtheile enthalten sind, sobald wir nämlich das Subject als Begriff nehmen. Folglich leistet ein solches Gesammturtheil Zweierlei: es erläutert sowohl den Inhalt als den Umfang des Subjectes, thut also die Dienste der Erklärung und der Eintheilung. So weit in beiden Beziehungen Vollständigkeit erreicht wird, ist die Denkentwickelung eine höhere zweifacher Art. Könnten wir sagen: alle Insecten sind buntfarbig, fliegen und stechen, so wäre der volle Umfang dieses Begriffes bestimmt worden; könnten wir, was sonst noch in den Insecten liegt, durch noch mehr Prädicate vollständig angeben, so wäre der volle Inhalt desselben erschöpft.

Unverkennbar ist es jedoch Hauptzweck dieser Verschmelzungen (Generalisirungen), die Sphäre des Subjectes zu erläutern, was dadurch geschieht, daß sie mit den Sphären der Prädicatsbegriffe verglichen wird. Demnach ist im vorigen Beispiele die Sphäre des Subjectsbegriffes „Insect" mit den Sphären der Begriffe: „buntfarbig, fliegen und stechen" in erläuternde Vergleichung gestellt. Aber eben blos erläutern, in höheres Licht stellen läßt sich dieses Sphärenverhältniß durch solche Verschmelzungen. Wie groß die Sphäre eines Begriffes, ob sie eine partiale oder totale sei, muß ursprünglich aus Erfahrung gefunden werden, das bloße Denken giebt darüber keinen Aufschluß. Das Nähere über jene Erläuterung liefert der folgende Paragraph.

Falsch ist demnach die aus dem Alterthum herüberstammende Ansicht, als handle sich's bei diesen Zusammenziehungen um die Feststellung des Verhältnisses zwischen zwei oder mehreren **Begriffen.** Wie die Begriffe selber sich zu einander verhalten, erfährt man nur, wenn man auf ihren Inhalt sieht, denn Begriff und Inhalt des Begriffes ist Eins (s. §. 7); hier aber sind es zunächst und zuoberst die Begriffssphären, die zur Erläuterung an einander gemessen werden. Schon im einfachen Urtheile liegt indeß eine Art Verhältnißbestimmung vor, und dies hat zu dem noch größeren Irrthum geführt: das Wesen des Urtheiles bestehe überhaupt darin, eine Darstellung des Verhält-

niſſes zwiſchen zwei oder mehreren Begriffen zu ſein. Das iſt, in ſolcher Allgemeinheit genommen, unmöglich, denn in ſehr vielen, ja in den meiſten Urtheilen iſt das Subject eine Anſchauung. Man kann fehlerfrei nur behaupten: das Weſen des Urtheiles beſteht darin, das Verhältniß zwiſchen ſeinem Subject und Prädicat zu beſtimmen — ob in Hinſicht des Inhaltes oder des Umfanges, bleibt hiermit offen gelaſſen.

Natürlich kann die Größe der Sphäre nicht überall die nämliche ſein, und darauf bezieht ſich die bekannte Eintheilung der Urtheile nach der Quantität des Subjectes (die Quantität des Prädicats giebt die gemeinübliche Sprache niemals an). Bezeichnet das Subject die ganze Sphäre ſeines Begriffes (z. B.: „alle" Neger ſind ſchwarz, „jeder" Blitz leuchtet), ſo heißt das Urtheil ein allgemeines (generelles, univerſelles); ſtellt das Subject nur einen Theil dieſer Sphäre dar (z. B.: „einige" Pflanzen ſind giftig), ſo heißt das Urtheil ein beſonderes (ſpecielles, particuläres); iſt das Subject eine Einzelvorſtellung (z. B.: „dieſer" Nagel iſt neu, „deine" Schweſter iſt fleißig), ſo wird das Urtheil ein einzelnes (individuelles, ſinguläres) genannt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß nur das letztere ein einfaches iſt: je größer die Sphäre des Subjectbegriffes, aus deſto mehr einfachen iſt das Urtheil zuſammengezogen und auf einer deſto höhern Bildungsſtufe ſteht es; zugleich folgt daraus, daß die Wahrheit des generellen ſo wie des ſpeciellen Urtheiles nur aus den individuellen Urtheilen ſtammen kann, die es in ſich ſchließt. Es iſt wieder die gegenſeitige Anziehung des Gleichartigen, der wir die Entſtehung des beſondern und allgemeinen Urtheiles verdanken — das liegt am Tage.

Ein beſonderes Augenmerk verdient noch der ſprachliche Ausdruck bei den allgemeinen Urtheilen. Dieſe ſehn oft wie einzelne (ſinguläre) aus, z. B.: der Hecht iſt ein Raubfiſch, d. h. alle Hechte ſind Raubfiſche (jeder H. iſt ein R.), das Gold iſt gelb, d. h. alles Gold iſt gelb, wogegen die Urtheile: der Mond wechſelt, der Himmel iſt blau, die Donau iſt ein Strom ꝛc. wirklich ſinguläre ſind. Wie nämlich die Eigennamen nur Einen Gegenſtand betreffen, ſo umfaßt das Begriffswort die ganze Gattung der Dinge, die es bezeichnet, alſo z. B. „Dorf" alle Dör

fer, „Mensch" alle Menschen, „Berg" alle Berge, weshalb der Singular stehn kann, während doch der Plural gemeint ist, z. B.: der Dieb ist strafbar = alle Diebe sind strafbar. — Bei dem particulären Urtheil braucht es übrigens nicht immer zu heißen: „einige", es kann auch gesetzt werden: etliche, manche, wenige, viele, mehrere, die meisten ꝛc., denn alle diese Wörter bezeichnen eine (kleinere oder größere) partiale Sphäre.

§. 25.

Durch die Verschmelzungen des vorigen Paragraphen wird also, was auf den ersten Blick nicht so aussieht, bestimmt, wie sich die Begriffssphären des Subjects und Prädicates im entstandenen neuen (im besonderen und allgemeinen) Urtheile zu einander verhalten, ob diese Sphären ganz oder blos theilweise zusammenfallen, mit andern Worten, ob sie einander völlig oder nur zum Theil gleichstehn. Es handelt sich also um ein Quantitätsverhältniß, das leider nur im Subjecte durch die Bestimmungen: „alle, einige", nicht auch im Prädicate von der gewöhnlichen Sprache ausdrücklich angegeben wird. Da das Prädicat zugleich eine Qualität hat: entweder bejahend oder verneinend ist, so läßt sich auch auf diese Qualität mit Rücksicht nehmen, und da zeigen uns jene Verschmelzungen folgende vier Verhältnisse, außer welchen keine weiter bei ihnen möglich sind.

1) Die ganze eine Sphäre liegt in der andern: das volle Subject im Prädicate. So ist es bei den allgemein bejahenden Urtheilen, z. B.: alle Bäume wachsen, alle Vögel legen Eier. — Da man den Umfang am deutlichsten durch das Wort „gehören" bezeichnet, so lassen sich diese Urtheile noch klarer so ausdrücken: alle Bäume gehören zu dem, was wächst, alle Vögel zu dem, was Eier legt.

2) Die ganze eine Sphäre liegt außerhalb der andern: das volle Subject ist vom Prädicate ausgeschlossen. Dadurch kennzeichnen sich die allgemein verneinenden Urtheile, z. B.: alle Planeten sind nicht selbstleuchtend, alle Tugenden sind nicht angeboren. Der gebräuchlichere blos grammatisch verschiedene Ausdruck ist hier: kein Planet ist selbstleuchtend, keine Tugend ist angeboren. Setzen wir für „ist" gehört, so heißt es deutlicher:

kein Planet gehört zu den selbstleuchtenden Dingen, keine Tugend gehört zum Angebornen.

3) Ein Theil der einen Sphäre liegt in der andern: das particuläre Subject im Prädicate. Dies ist der Fall bei den besonders bejahenden Urtheilen: einige Vierecke sind rechtwinklige Figuren, einige Thiere leben im Wasser — deutlicher: einige Vierecke „gehören" zu den rechtwinkligen Figuren, einige Thiere gehören zu dem, was im Wasser lebt.

4) Ein Theil der einen Sphäre liegt außerhalb der andern: das particuläre Subject ist vom Prädicate ausgeschlossen. So bei den besonders verneinenden Urtheilen, z. B. manche Bäume tragen keine Eßfrüchte, manche Münzen sind nicht aus Silber geprägt; bestimmter: manche Bäume gehören nicht zu dem, was Eßfurcht trägt, manche Münzen gehören nicht zu dem, was aus Silber geschlagen ist.

Da die gewöhnliche Sprache, wie schon erinnert, das Prädicat ganz nackt neben das Subject stellt, d. h. seinen Umfang gar nicht angiebt, so sieht man aus der gegebenen Zusammenstellung zunächst blos, daß dieser Umfang an sich stets größer ist, als der Umfang des Subjectes; denn auch das vollste Subject fällt bei den bejahenden Urtheilen in das Prädicat hinein, was unmöglich wäre, wenn letzteres nicht einen großen Umfang hätte, und in den verneinenden Urtheilen steht die Prädicatssphäre als eine unendliche, unbegrenzte da. Dadurch, daß man ein Subject dem Verneinten unterordnet, setzt man es gleichsam in das grenzenlose Leere hinein, in eine Sphäre, von der es ins Endlose hin umgeben wird, z. B.: dieses Gefäß ist nicht kupfern. „Kupfern" ist ein Begriff von bestimmter Begrenzung; „nicht-kupfern" schließt jede Grenzbestimmung aus (s. §. 14). Bei dieser Umfangsweite des Prädicates fragt es sich also noch immer: wie viel steht vom Prädicate dem Subjecte gleich? wie viel fällt wirklich mit diesem zusammen? Fände man dies am Prädicate so bezeichnet, wie die Größe des Subjectes bezeichnet ist, nämlich durch die Wörter: alle — einige —, so wäre man sofort darüber im Reinen. Dies thut aber die gewöhnliche Sprache nicht; sie sagt z. B. nicht: alle Bäume sind Einiges von dem, was wächst, und doch ist das der Sinn des Urtheiles: alle Bäume wachsen. Das Prädicat muß folglich im allgemein

bejahenden Urtheile particulär genommen werden, wenn es dem Subjecte an Umfang gleich stehen soll. Dies zeigt sich deutlich bei der Probe, die man mit den zusammengesetzten Urtheilen (wie die besondern und allgemeinen Urtheile es sind) vornehmen kann. Man kann nämlich jedes solche Urtheil umkehren, das Subject zum Prädicate und das Prädicat zum Subjecte machen und da läßt sich hier nicht sagen: Alles, was wächst, ist Baum, denn auch Menschen und Thiere ꝛc. wachsen, wohl aber heißt es ganz richtig: Einiges, was wächst, ist Baum. Ferner kann das Urtheil: alle Vögel legen Eier, nicht so umgekehrt werden, daß man sagt: Alles, was Eier legt, ist Vogel, denn auch die Fische und die Insecten legen Eier. — Auch im besonders bejahenden Urtheile muß das an sich generelle Prädicat particulär genommen werden, wenn es dem Subjecte in Hinsicht des Umfanges gleichstehn soll. Die Urtheile: einige Vierecke sind rechtwinklige Figuren, einige Thiere leben im Wasser, haben den Sinn: einige Vierecke sind einiges Rechtwinklige, einige Thiere sind Einiges von dem, was im Wasser lebt, denn rechtwinklig können auch Dreiecke sein, und im Wasser leben auch Pflanzen. Bei der Umkehrung lauten dann diese Urtheile so: einige rechtwinklige Figuren sind Vierecke, einiges im Wasser Lebende sind Thiere. Man nennt diese Umkehrung die reine oder einfache (conversio simplex), weil das particuläre Urtheil ein particuläres bleibt, während die vorige eine veränderte Umkehrung (conversio per accidens) heißt, da sich durch sie die generelle Sphäre in eine specielle (particuläre) verwandelt, folglich eine andere Urtheilsgattung entsteht. — Im allgemein verneinenden Urtheile ist natürlich die Sphäre des Prädicats, da sie an sich eine unendliche ist, in jedem Falle eine eben so ganze oder volle, wie die Sphäre des Subjectes; da aber beide einander gänzlich ausschließen, in keinem ihrer Bestandtheile zusammenfallen, so bleibt die Umkehrung auch hier eine reine. „Kein Planet ist selbstleuchtend", heißt umgekehrt: alles Selbstleuchtende ist nicht Planet (gehört nicht zu den Planeten), und „keine Tugend ist angeboren", lautet umgekehrt: alles Angeborene ist nicht Tugend. — Das besonders verneinende Urtheil zeigt bei der Umkehrung, daß sein an sich allgemeines Prädicat nur particulär genommen der Subjectsphäre gleichsteht, denn es ist

dieser nur theilweise abgesprochen. „Einige Mühlen werden nicht vom Wasser getrieben", umgekehrt: einiges vom Wasser Getriebene gehört nicht zu den (einigen) Mühlen, und wenn einige Münzen nicht aus Silber geprägt sind, so ist klar, daß umgekehrt einiges Silber sich nicht mit jenen einigen Münzen deckt. Da die gewöhnliche Sprache das „einige" im Prädicate, wie es hier nöthig wäre, nicht angiebt, so hat man gemeint, das besonders verneinende Urtheil lasse sich gar nicht umkehren, was indeß sehr wohl möglich ist, wenn man das Prädicat als ein solches nimmt, das theilweise (particulär) vom particulären Subjecte ausgeschlossen ist. Die Umkehrung ist hier ebenfalls eine reine, denn das particuläre Urtheil bleibt ein particuläres. Der praktische Nutzen, den sonst die Umkehrungen haben, ist jedoch hier gering.

Genug. Bei der Umkehrung der Urtheile entscheidet der Grundsatz: wie weit die Sphäre von S der von P gleich ist, so weit muß auch die Sphäre von P der von S gleich sein. Da die Sprache das: „alle" — „einige" — beim Prädicate wegläßt, so fehlt hier die Angabe jener Gleichheit, und daher mußte und muß zum Zweck der Umkehrung die Quantität des Prädicates erst aufgefunden, festgesetzt, bestimmt werden, was auf die besprochene Weise geschieht. Einfache Urtheile lassen sich nie umkehren, weil Unsinn entsteht, wern hier das Prädicat zum Subjecte gemacht wird. Das Prädicat ist stets eine allgemeine Vorstellung (ein Begriff), und diese paßt zum Ersatz der Einzelnheit des Subjectes nicht. Das Urtheil: der Mond wechselt, würde umgekehrt heißen: alles Wechselnde ist der Mond; dieser Mann ist nicht reich — umgekehrt: alles Reiche ist nicht dieser Mann. Vergl. §. 13.

§. 25.

Alles zu erschöpfen, was zur Sphäre eines Begriffes gehört, also streng allgemeine Urtheile zu schaffen, ist schwer; die besonderen Urtheile sind dagegen leichter zu bilden. Da wir das Aeußere weniger sicher auffassen, als unser Inneres (s. §. 17), so bringen wir es z. B. bei naturwissenschaftlichen und historischen Urtheilen größtentheils nur zu einer relativen Allgemeinheit, die dann die Stelle der absoluten vertreten muß. Kein Wunder daher, daß es bei manchen allgemeinen Urtheilen Jahrtausende gewährt

hat, bis man sie zu einer völlig zweifellosen Gewißheit erheben konnte. Absolut allgemeine Urtheile sind nur in Betreff des Formalen bei der Innenwelt möglich. Haben wir die Gesetze, wie unser Inneres sich bildet, erkannt, so sind wir im Stande, alle Vorgänge, so weit sie zu einer und derselben Gattung gehören, mit einander zu vergleichen, z. B. alle Erinnerungen, alle Begriffe ꝛc., und immer wird sich dabei herausstellen, daß sie ohne Ausnahme die gleiche Form an sich tragen, mag ihr Inhalt sein, welcher er will. Die strenge Gesetzmäßigkeit des Physischen sowie der Umstand, daß wir dasselbe auffassen, wie es an sich ist, bringt das so mit sich. Natürlich darf man, um solche Erkenntniß zu gewinnen, kein Anfänger in der Beobachtung des Geistigen sein. Am nächsten, was Sicherheit betrifft, stehn den innern Erkenntnissen die mathematischen, weil es diese mit ähnlichen einfachen Grundanschauungen zu thun haben, wie sie beim Psychischen walten; nur ist es nicht wahr, daß es in der Mathematik allgemeine Urtheile geben könne vor und ohne alle Erfahrung, also streng a priori. Der Schüler wohl nimmt hier die allgemeinen Sätze als giltig an, wenn sie ihm auch nur an Einem concreten Falle erläutert worden sind; die Erfinder jener Sätze aber mußten das Einzelne sorgfältig sammeln, vergleichen, also inductiv verfahren, und wo sie voreilig generalisirten, haben auch die Mathematiker geirrt. Auf dem Wege der Induction, d. h. der Aufsuchung, Anführung, Aufzählung und Vergleichung des Einzelnen ist überhaupt alle Wahrheit gefunden, so weit sie das Gepräge des Allgemeinen hat (vergl. unten §. 34).

Das Talent zur Bildung allgemeiner Urtheile setzt demnach einen Reichthum an besonderen Vorstellungen (an Wahrnehmungen) so wie Klarheit der höheren Begriffe voraus, und wir finden es daher nur bei denen, die bereits im Erklären und Eintheilen gute Fortschritte gemacht haben. Zum voreiligen, leichtfertigen Generalisiren sind freilich die meisten Menschen geneigt, weil sie sich von Jugend auf gewöhnt haben, bekannte Worte für erkannte Sachen zu halten.

Viertes Kapitel.

Von den logischen Folgerungen oder den analytischen Schlüssen.

§. 27.

Wie die logischen Folgerungen entstehn, ist bereits in §. 21 angedeutet. Sie sind ebenfalls, wie die Verschmelzungen, durch Zusammenziehung der Urtheile bedingt, unterscheiden sich aber von jenen durch Dreierlei. Erstlich werfen sie, was die Verschmelzungen nicht thun, aus dem einen der gegebenen Urtheile einen Bestandtheil aus, ersetzen ihn aber sofort durch einen andern, der als Stellvertreter im zweiten Urtheile angegeben ist, weshalb diese Zusammenziehungen auch logische Substitutionen (Stellvertretungen) heißen. Zweitens ist ihnen eigenthümlich, daß sie es in der Regel nur mit generellen und speciellen Urtheilen, also mit bereits zusammengezogenen zu thun haben. Drittens bilden sie mittels der Substitution aus den gegebenen Urtheilen ein neues, während die Verschmelzungen die bereits vorhandenen nur inniger und unverkürzt vereinigen. Den Namen Schlüsse führen sie davon, daß die bei ihnen vorkommenden Urtheile an einander angeschlossen, angereiht werden, was indeß bei den Verschmelzungen nicht minder geschieht, weshalb auch diese nicht selten für Schlüsse gelten, und zwar namentlich die mittels Induction gebildeten besonderen und allgemeinen Urtheile (§. 24—26). Der rechte Name für die Schlüsse oder Zusammenziehungen, mit denen wir es hier zu thun haben, wird der Name Folgerung sein, weil das neue Urtheil, auf welches sie führen, aus den gegebenen hergeleitet, gefolgert wird. Da man jedoch schon aus einem einzelnen Urtheile, sobald es ein generelles oder specielles ist, folgern kann, so sind unmittelbare und mittelbare Schlüsse zu unterscheiden, und es mag zunächst über die ersteren Folgendes hier Platz finden.

Aus dem Urtheile: alle Sterne sind Himmelskörper, folgere ich unmittelbar mit Recht: auch der neuentdeckte Stern, von

welchem ich sprechen höre, ist ein Himmelskörper, denn was von der ganzen Sphäre eines Urtheilssubjectes gilt, das gilt auch von einigen Gliedern derselben, sowie von jedem einzelnen, und was von der ganzen Sphäre nicht gilt, das gilt auch von einigen Gliedern derselben, sowie von jedem einzelnen nicht. Sind also alle sogenannten Wallfische keine Fische, so sind es auch einige und jeder einzelne nicht. Das neue Urtheil ist demnach hier dem vorigen untergeordnet, und deshalb nennt man diesen Weg, Urtheile unmittelbar aus anderen zu folgern, die Subalternation (das Schließen aus dem Untergeordnetsein). — Durch Umkehrung (Conversion) eines Urtheils entsteht laut §. 25 ebenfalls ein neues auf gleich unmittelbare Weise, z. B.: alle Menschen werden geboren, umgekehrt: Einiges, was geboren wird, ist Mensch; alles Irdische ist nicht ewig dauernd, umgekehrt: alles ewig Dauernde ist nicht irdisch. — Gleichergestalt führt auch die Contraposition unmittelbar auf ein neues Urtheil. Ein Urtheil contraponiren heißt: sein Prädicat an die Stelle des Subjects setzen, und zwar stets als verneintes, so daß also die bejahten Prädicate erst zu verneinen sind. Man nehme das allgemein bejahende Urtheil: alles Wasser ist flüssig; contraponirt giebt dies: alles Nichtflüssige ist nicht Wasser. Die Contraposition ist hier eine reine, ähnlich der Umkehrung (vergl. §. 25), denn die Urtheilsgattung blieb die nämliche. So ist es auch bei den besonders verneinenden Urtheilen, z. B.: einige Bäume sind nicht Eichen, contraponirt: einige Nicht-Eichen sind Bäume. Dagegen kann das allgemein verneinende Urtheil nur verändert contraponirt werden; denn obschon z. B. alle Giftbeeren nicht genießbar sind, so folgt doch nur, daß einiges Nichtgenießbare Giftbeere ist. Das besonders bejahende Urtheil giebt bei der Contraposition etwas sehr Unsicheres und daher wird dieses Urtheil lieber gar nicht contraponirt. Die Contrapositionen lehren also ebenfalls, was unmittelbare Schlüsse sind, indem sie zugleich zeigen, daß durch sie auch die Qualität der Urtheile zur entgegengesetzten wird, denn aus den bejahenden werden verneinende und aus den verneinenden bejahende Urtheile. Bei der Conversion behielten alle Urtheile ihre ursprüngliche Qualität.

Was nun die mittelbaren Schlüsse anlangt, so müssen sie wenigstens zwei Urtheile zur Grundlage haben, in welchem Falle sie einfache heißen. Zusammengesetzte werden sie genannt, wenn sie drei oder mehrere Urtheile voraussetzen. Sowohl die einfachen wie die zusammengesetzten Schlüsse sind analytischer oder rein logischer Natur, wenn das gewonnene neue Urtheil die Prämissen blos erläutert, nicht eine wirklich neue Erkenntniß aus ihnen zieht, wie solches die synthetischen Schlüsse thun. Im vorliegenden Kapitel handeln wir blos von den analytischen Schlüssen und zwar zunächst von den einfachen. Der äußern Form nach sind sie theils kategorische, theils hypothetische, wogegen es nach der gewöhnlichen Annahme auch wirkliche hypothetische giebt, was aber im folgenden Kapitel als ein Irrthum zu Tage treten wird.

§. 28.

Alle Trompeten sind Blasinstrumente und aller Essig ist sauer. — Aus der (grammatischen) Verbindung dieser zwei Urtheile läßt sich kein drittes ableiten, warum? sie enthalten nichts logisch Gemeinsames. Nimmt man dagegen jedes für sich, so ergiebt sich laut des vorigen §. aus dem ersten: auch die Kriegstrompete ist ein Blasinstrument, aus dem zweiten: auch der Weinessig ist sauer (Subalternation); ferner aus dem ersten: einige Blasinstrumente sind Trompeten, aus dem zweiten: einiges Saure ist Essig (Conversion); endlich aus dem ersten: Alles, was nicht Blasinstrument ist, ist auch nicht Trompete, aus dem zweiten: alles Nichtsaure ist nicht Essig (Contrapposition).*) Man könnte sagen wollen: wenn alle Trompeten Blasinstrumente sind und aller

*) Anmerk. Nicht blos Subject und Prädicat im Urtheile stehn zu einander in verschiedenen Verhältnissen, sondern es gilt das auch von der Ganzheit der Urtheile, selbst wenn sie bei ganz gleichen Subjecten und Prädicaten blos verschiedene Qualität haben, z. B.: einige Hausgeräthschaften sind hölzern, einige Hausgeräthschaften sind nicht hölzern. Trotz des gleichen Inhaltes stehn sie in geradezu entgegengesetztem Verhältniß zu einander, welches ebenso, wie die Verhältnisse zwischen Subject und Prädicat zu unmittelbaren Schlüssen benutzt werden kann. Da die Sache von nicht großer Bedeutung ist, so übergehen wir sie.

Essig sauer ist, so kommen beide Gegenstände darin überein, daß sie von Menschen fabricirt sind. Allein das wäre keine Folgerung aus jenen Urtheilen, sondern nur ein Einfall, wie man dergleichen bei jedem Urtheile haben, aber auch nicht haben kann. Das Erschlossene muß Jeder finden können, der klare, richtige Begriffe hat; es muß sich ihm mit Nothwendigkeit aufdrängen, und das kann nur der Fall sein, wenn es als etwas wesentlich Gemeinsames, innerlich Gleichartiges in den vorausgehenden Urtheilen enthalten ist. Denn das völlig Fremdartige, wie Trompete und Essig, Affe und Stern, Vogel und Stein ꝛc. geht einander Nichts an, läßt darum auch keine Stellvertretung zu, und die analytischen Schlüsse kommen wesentlich durch Substitutionen zu Stande, welche auf der gegenseitigen Anziehung des Gleichartigen beruhn. Man betrachte folgendes Beispiel:

Alle Hausthiere sind nützlich;
Alle Schafe sind Hausthiere, also:
Alle Schafe sind nützlich.

Das erste Urtheil heißt der Obersatz, das zweite der Untersatz, das dritte der Schlußsatz. Mit einem gemeinschaftlichen Namen heißen die ersten beiden Vordersätze oder Prämissen, und zwar nennen wir die erste Prämisse das Grundurtheil, die zweite das Hilfsurtheil. Beide Urtheile enthalten zusammen nur drei Begriffe: Hausthier, Schaf und nützlich, von welchen aber der eine zweimal steht. Mehr als drei Begriffe kommen in keinem einfachen Schlusse vor und dürfen in keinem vorkommen, wie das Nachfolgende zeigen wird. Was haben wir nun gethan, um die Folgerung, den Schlußsatz zu gewinnen? Wir haben das Grundurtheil verändert und zwar dadurch, daß wir den Begriff Hausthier herauswarfen und dafür den Begriff Schaf setzten. Warum durften wir das? Weil uns das zweite (das Hilfs-) Urtheil angab, daß die sämmtlichen Schafe nur eine Abtheilung der Hausthiere sind oder zu diesen gehören. Da nun vom Theile gelten muß, was vom Ganzen gilt, so konnten wir nicht denken, daß die Schafe schädlich seien; sie müssen ebenfalls nützlich sein, und so schob sich das Prädicat „nützlich" ganz ungewollt an den substituirten Begriff an, und der Schlußsatz: alle Schafe sind nützlich — war fertig.

So in allen solchen Schlüssen. Das Hilfsurtheil hat immer die Bestimmung, anzugeben, wie sich der auszuwerfende Begriff (der frühere), der darum zweimal erwähnt wird, zu dem einzutauschenden neuen verhält, denn ohne Kenntniß dieses Verhältnisses könnte man die Vertauschung nicht so ausführen, daß sie eine sicher begründete und darum giltige würde. Vermittelt ist demnach der Schlußsatz durch den zweimal aufgeführten Begriff, welcher deshalb der Mittelbegriff heißt; im Schlußsatze fällt er aus; statt seiner erscheint der stellvertretende neue, und so schieben sich die übrig bleibenden Glieder der beiden Urtheile aneinander; es entsteht aus den zwei Urtheilen ein drittes, das weder ganz das erste, noch ganz das zweite, sondern ein aus beiden erwachsenes neues ist, wie es bei den Verschmelzungen nicht entstehen konnte, da dort Nichts ausfiel. Sonach hängt von der Beschaffenheit des Hilfsurtheiles, mehr aber noch von der Art, wie man es benutzt, das Gelingen oder Mißlingen der ganzen Schlußthätigkeit ab. Der Natur der Sache nach läßt sich aber die Vertauschung der Begriffe nur durch Zweierlei bestimmen: entweder durch den Umfang oder durch den Inhalt derselben, denn etwas Drittes kommt bei den Begriffen nicht vor. An diese zwei Punkte muß sich folglich das Hilfsurtheil halten.

Sehn wir zunächst auf den ersten Punkt, so fragt es sich: was gilt als Gesetz, wenn die Begriffe nach ihrem Umfangsverhältnisse vertauscht werden sollen? Wir werden finden: es kann niemals der größere Umfang an die Stelle des kleineren treten, und darum darf der Umfang des neuen Begriffes nur ein Theil des früheren sein. Der Umfang des frühern Begriffes muß folglich in allen den Fällen getheilt werden, wo er ein voller, ein universaler ist.*) So geschah es im vorigen Beispiele. Im Grundurtheile stehn die Hausthiere mit vollem Umfange (als eine Allheit): das Hilfsurtheil zerlegte diesen Umfang, denn es hebt eine Abtheilung der Hausthiere als

*) Anmerk. Der Schlüssel zum vollen Verständniß des Folgenden liegt in dem, was der Paragraph 25 über die Sphärenverhältnisse zwischen Subject und Prädicat bei den besonderen und allgemeinen Urtheilen gesagt hat. Dieser Paragraph wird also hier als wohlverstanden vorausgesetzt.

Schafe heraus, indem es sagt: alle Schafe sind Hausthiere, gehören mithin zu denselben, bilden einen Theil jenes Ganzen. Unbedenklich konnten wir nun diesen kleineren Umfang gegen den größeren (alle Hausthiere) eintauschen, denn wenn das Prädicat „nützlich" allen Hausthieren zukam, so muß es auch den Schafen zukommen, die nur einige Hausthiere ausmachen. Was von einem Ganzen gilt, gilt ja immer auch vom gleichartigen Theile dieses Ganzen. Besäße dagegen das Einzutauschende einen größern Umfang, als das im Grundurtheil Stehende, z. B. wenn ich alle „Bäume" für einige „Linden" setzen sollte und wollte, so entstünde ein Plus, das leicht zu dem übrigen Inhalte des Grundurtheiles nicht mehr passen würde, wie folgendes Beispiel zeigt: Einige Linden sind groß; alle Linden sind Bäume, also: alle Bäume sind groß. — Ich durfte nur folgern: einige Bäume sind groß, denn nur dieser Ersatz für die herausgeworfenen Linden ist richtig, weil er mit ihnen dem Umfange nach zusammenfällt (Einiges = Einiges); der volle Umfang der „Bäume" mußte also getheilt werden, damit Umfang und Umfang sich deckte.

Größer, weiter an Umfang darf wohl Dasjenige sein, was vertreten wird, nicht aber Dasjenige, was vertritt. Das kleinere Quantum deckt sich, so weit es reicht, stets mit dem verglichenen größeren, denn es fällt in dieses hinein; das größere Quantum aber, wenn es stellvertretend gebraucht wird, fällt theilweise über das kleinere hinaus, und der hinausragende Theil deckt sich dann mit dem kleinen Quantum nicht, sondern fällt gleichsam in die Luft, in's Leere. Auf das richtige Zusammenfallen des Umfanges kommt aber beim Substituiren Alles an, wenn der Schlußsatz nicht fehlerhaft werden soll. Nur den Theil also kann man statt des Ganzen setzen, nicht umgekehrt, und wo daher im Grundurtheile nicht ein ganzer Umfang (eine Allheit) vorkommt, da darf sich das Hilfsurtheil nicht an den Umfang wenden. Dies zeigt deutlich folgendes Beispiel:

Einige Vögel singen;
Einige Vögel sind Sperlinge, also:
Die Sperlinge (alle? einige?) singen.

Hier hat das Subject im Grundurtheil einen partialen Umfang, ist also bereits ein Theil, denn der ganze Umfang müßte

heißen: „alle". Dieser Theil wird nun durch das Hilfsurtheil wieder getheilt; aus einigen Vögeln werden nochmals einige als Sperlinge herausgehoben. Das muß einen Fehler geben, denn in jedem Urtheile ist die Prädicatssphäre an sich eine volle, bezeichnet eine Allheit, und machen wir diese zum Subject des Schlußsatzes (alle Sperlinge singen), so gewinnen wir ein unstatthaftes Plus, weil dann die Sphäre der Sperlinge über die Sphäre der (einigen) Vögel hinausreicht. Wir fahren aber auch nicht besser, wenn wir die Prädicatssphäre particulär nehmen. Sie steht dann allerdings der Subjectsphäre gleich, und so konnten wir folgern: einige Sperlinge singen. Aber das Schlimme ist, daß dies diejenige Abtheilung der Vögel sein kann, welche in's Leere gefallen ist. Und so ist es hier wirklich. Vögel und Sperlinge fallen so zusammen, daß die Sperlinge da (in der Abtheilung der Vögel) stehn, wo nicht gesungen wird. — Man halte sich also immer Folgendes recht klar vor Augen. Jeder partialen Sphäre fehlt ein Theil zur vollen Größe (zur Allheit); substituirt man nun dieser Sphäre eine wirklich volle, eine Allheit, so muß diese über jene nothwendig hinausreichen, und dann entsteht die Ungewißheit, ob der hinausragende Theil sich eben so verhalte, wie der, welcher mit der partialen Sphäre sich deckt. Es kann Fälle geben, wo die getheilten Theile sich immer noch decken, aber man hat es dann nur einem glücklichen Ungefähr zu verdanken. Hätte es dagegen geheißen; alle Sperlinge sind Vögel, einige Sperlinge sind jung, so hätten wir selbst wider Willen gefolgert: einige Vögel sind jung. Denn hier ist der volle Umfang (alle Sperlinge) durch das Hilfsurtheil getheilt worden; wir haben durch letzteres nur einen Theil aus diesem Umfange herausgehoben, und für diesen Theil müssen wir einen andern eben so großen Theil ohne Mißgriff setzen können. Diesen finden wir im Prädicat des Grundurtheiles, wir brauchen dieses Prädicat nur particulär zu nehmen; und so folgern wir ganz richtig: einige Vögel sind jung.

Man sieht demnach: zwei Urtheile, die zwar Gemeinsames enthalten, aber beide particulär sind, lassen keine sichere und richtige Folgerung zu; das eine Urtheil muß jedenfalls ein generelles (universelles) sein. Man sieht ferner: die Theilung des Umfanges ist nur zulässig, wo derselbe ein allgemeiner ist.

Dieſer liegt nun bei den allgemein bejahenden und bei den allgemein verneinenden Urtheilen im Subjecte (ſchon die Namen beſagen dies), bei den beiden verneinenden Urtheilsarten im Prädicate, und ſo folgt: die Theilung des Umfanges kann beim allgemein bejahenden Urtheile im Subjecte, beim allgemein verneinenden Urtheile im Subjecte und Prädicate, beim beſonders verneinenden im Prädicate geſchehen. An dieſe Glieder des Grundurtheiles hat ſich mithin das theilende Hilfsurtheil zu wenden, wo der Umfang zu vertauſchen iſt. — Folgende Beiſpiele enthalten nun verneinende Grundurtheile:

Alle Muſikinſtrumente ſind nicht Naturproducte;
Alle Clarinetten ſind Muſikinſtrumente, alſo:
Alle Clarinetten ſind nicht Naturproducte.

Im Oberſatze ſind die Muſikinſtrumente von den Naturproducten ausgeſchloſſen. Die Clarinetten ſind nun, wie der Unterſatz angiebt, Muſikinſtrumente (gehören zu ihnen, machen eine Abtheilung derſelben aus), folglich muß die Ausſchließung, da ſie ſich auf alle Muſikinſtrumente erſtreckte, auch jede Abtheilung derſelben treffen, und ſo folgt: alle Clarinetten können nicht Naturproducte ſein (= keine Clarinette iſt ein Naturproduct). Oder anders ausgedrückt: Wird Etwas einem ganzen Subjecte abgeſprochen, ſo wird es auch dem darin liegenden Theile abgeſprochen. Nun ſind alle Clarinetten ein Theil der Muſikinſtrumente, folglich muß das Prädicat auch von dieſem Theile verneint werden.

Einige Seelengebilde ſind keine Gefühle;
Alle Arten der Luſt und Unluſt ſind Gefühle, alſo:
Einige Seelengebilde ſind weder Luſt noch Unluſt.

In dieſem Beiſpiele iſt das Verhältniß ganz dem vorigen ähnlich, nur daß das zu theilende Allgemeine hier im Prädicate des Grundurtheils ſteht. Sind einige Seelengebilde von den Gefühlen ausgeſchloſſen, ſo ſind ſie es auch von der Luſt und Unluſt, da dieſe zu den Gefühlen gehören. Oder: Wird das Ganze (hier die Gefühle) einem Subjecte abgeſprochen, ſo wird ihm auch der darin liegende Theil (hier die Luſt- und Unluſtgefühle) abgeſprochen, und man kann daher dieſen Theil eben ſo für das Ganze ſetzen, wie es vorher mit den Clarinetten geſchah.

Bis jetzt war nur die eine Prämiſſe verneinend. Es fragt

sich: können auch beide verneinend sein? Gesetzt, man sollte aus folgenden zwei Urtheilen einen Schluß ziehen: einige Menschen sind nicht Gelehrte, alle Gelehrte sind nicht allwissend — wie würde der Schlußsatz lauten? Folgerte man: also sind einige Menschen nicht allwissend, so ist das falsch, weil es zu wenig sagt, denn kein Mensch ist allwissend, und schlösse man: also sind einige Nichtallwissende Gelehrte, so ist das zweifelhaft, denn der Nichtallwissende kann auch ein Unwissender sein. Somit ergiebt sich: aus zwei verneinenden Prämissen, auch wenn sie Gleichartiges enthalten, läßt sich eben so wenig ein Schluß ableiten, wie aus zwei particulären.

§. 29.

Wenden wir uns jetzt zu dem Zweiten, woran wir uns bei der Vertauschung der Begriffe halten können: zum Inhalt der Begriffe, so wird sich zeigen, daß dieser Inhalt ebenfalls mittels des Hilfsurtheiles getheilt und dadurch die Substitution ausgeführt werden kann unter der Bedingung, daß die richtige Deckung des Umfanges dabei nicht leidet. Dieser Weg ist aber das gerade Widerspiel des vorigen, denn durch Theilung des Inhaltes, durch Heraushebung eines Merkmales aus demselben gewinnen wir stets einen Begriff, der ein höherer, umfassender, ein Begriff von größerem Umfange ist, als der ungetheilte (s. §. 8). Setzen wir nun diesen Begriff an die Stelle eines andern, so tritt ein Plus an den Platz des Minus, während sich's bei der Theilung des Umfanges gerade umgekehrt verhielt. Wann und warum jedoch hier das Plus keinen Fehler bewirkt, wird sich bald ergeben; man betrachte folgende Beispiele:

Einige Neger sind Sclaven;
Alle Neger sind schwarz, also:
Einige Sclaven sind schwarz.

Hier steht im Grundurtheile der Begriff Neger mit partialem Umfange. Aus diesem Begriff hebt das Hilfsurtheil den Begriff „schwarz" heraus, der ein Merkmal im Inhalte des Begriffs Neger ausmacht und offenbar ein allgemeinerer, höherer Begriff als dieser ist, denn das „schwarz sein" erstreckt sich über weit mehr Dinge, als blos über die Neger. Gleichwohl ist der

Schlußſatz ganz richtig. Denn ſind alle Neger ſchwarz, ſo müſſen es auch die einigen ſein, welche Sclaven heißen und ſind. Dagegen nehme man:

Alle Neger ſind Menſchen;
Alle Neger ſind ſchwarz, alſo:
Alle Menſchen ſind ſchwarz.

Das Grundurtheil enthält hier wiederum den Begriff Neger, aber mit totalem Umfange. Auch iſt hier daſſelbe Merkmal „ſchwarz" durch das Hilfsurtheil aus ihm herausgehoben und ganz ſo, wie vorher, für die Folgerung verwendet. Ich habe geſchloſſen: wenn alle Neger ſchwarz ſind, ſo müſſen es auch alle diejenigen ſein, welche das Grundurtheil als Menſchen erwähnte. Ich tauſche nun den Begriff Menſchen gegen Neger ein, wie ich vorher „Sclaven" gegen Neger eintauſchte, bekomme aber jetzt den ganz falſchen Schlußſatz: alle Menſchen ſind ſchwarz. Wie geht das zu? Geſetzt, der Begriff, welcher vom Inhalte eines andern einen Theil ausmacht, wie hier „ſchwarz" von „Neger", liegt in einer univerſalen Sphäre, ſo liegt er gewiß auch in der partialen, die zu jener gehört, von jener umfaßt iſt. „Schwarz" lag nun in allen Negern, folglich muß dieſer Begriff auch in den einigen Negern enthalten ſein, welche als engere Sphäre von der weiteren (von allen Negern) umſchloſſen ſind. Ich kann demnach die engere Sphäre unter dem Namen „Sclaven" mit der weiteren vertauſchen, kann „einige" Sclaven für „alle" Neger ſetzen, und das „ſchwarz ſein", ſo weit es auch über das „Neger ſein" hinausreichen mag, bleibt richtig. Ganz anders, wenn der eingetauſchte Begriff eine totale Sphäre hat. Denn ſetze ich einen ſolchen Begriff in eine andere totale Sphäre (den Begriff ſchwarz aus „allen Negern" in „alle Menſchen"), ſo ſteht er auch über dieſe hinaus, und dann fragt es ſich, ob der hinausragende Theil ſich eben ſo paſſend verhalten möge, wie der ſich mit dem neuen Begriff deckende Theil. Wenn alle Neger ſchwarz ſind, deckt ſich da „ſchwarz" auch mit allen oder nur mit einigen Menſchen? Alle Fiſche leben im Waſſer und alle Fiſche ſind Thiere, denn „Thier" iſt ein Theil vom Inhalte des Begriffes Fiſch. Kann ich nun ſagen: alle Thiere leben im Waſſer? Nur von einigen Thieren darf ich das prädiciren. Genug: der Inhaltstheil eines

Begriffes läßt sich wohl gegen einen Begriff vertauschen, dessen Umfang ein partialer ist, aber nicht gegen einen Begriff, der einen universalen Umfang hat, denn im letzteren Falle entsteht in der Regel ein Widerspruch gegen das, was im Grundurtheile unverändert geblieben ist.

Demnach ergiebt sich: Die Theilung des Inhaltes der Begriffe ist nur zuläſſig, wo sich in den Grundurtheilen etwas Particuläres findet, mithin im Subjecte der beiden besonderen und im Prädicate der beiden bejahenden Urtheilsformen. Bei jenen weist schon der Name auf das Nichtallgemeine hin, und die Prädicate der letzteren sind, wie wir §. 25 gesehn, stets von particulärem Umfange im Verhältniß zum Subjecte. An diese particulären Glieder hat sich daher das Hilfsurtheil hier zu wenden. Zu Beispielen können wir die früheren wählen, indem wir die Prämissen umstellen und so das gewesene Hilfsurtheil zum Grundurtheil machen. Also:

Alle Schafe sind Hausthiere;
Alle Hausthiere sind nützlich, also:
Alle Schafe sind nützlich.

Hier bezieht sich das Hilfsurtheil auf das Prädicat des Grundurtheiles, indem es auch dem Inhalte desselben das Merkmal „nützlich" heraushebt. Dieser höhere Begriff muß sich auch auf die Schafe anwenden lassen, da sie eine engere Sphäre als die Hausthiere bilden, denn alle Schafe sind nur einige Hausthiere. Auch können wir uns hier an den Grundsatz halten: Wird das Ganze (hier der Begriff „Hausthier") einem Subjecte zugesprochen, so ist ihm damit auch der darin liegende Theil (hier „nützlich") beigelegt, und so folgt: alle Schafe sind nützlich. Bei Lichte besehn haben wir übrigens hier das Gleiche nur unter zweierlei Namen: als Schafe und Hausthiere, und so mußte beide Male auch das Prädicat „nützlich" angewandt werden können.

Einige Sperlinge sind jung;
Alle Sperlinge sind Vögel, also:
Einige Vögel sind jung.

Das Hilfsurtheil wendet sich hier an das Subject des Grundurtheils. Indem es aus dem Inhalt des Begriffs Sperling, der dort steht, den höhern Begriff: „Vögel sein" heraushebt,

wird dieſer Inhalt getheilt. Da nun alle Sperlinge nur einige Vögel ſind, ſo ſtehn letztere den einigen Sperlingen im Grundurtheile der Sphäre nach gleich, und ſo können wir ſie eintauſchen, ohne daß das Prädicat „jung“ zu einem widerſprechenden würde. Denn da „einige“ Vögel und „einige“ Sperlinge Daſſelbe ſind, nur verſchieden benannt, ſo müſſen beide auch jung zu nennen ſein.

Einige Inſecten ſind Bienen;
Alle Bienen beſitzen Kunſttriebe, alſo:
Einige Inſecten beſitzen Kunſttriebe.

Das Hilfsurtheil richtet ſich hier auf das Prädicat des Grundurtheiles: es ſagt aus, daß in dem Begriff „Bienen“ das Merkmal (der höhere Begriff) als Inhaltstheil liegt: „Kunſttriebe beſitzen“. Kam nun der ganze Begriff Bienen den einigen Inſecten zu, ſo muß ihnen auch der darin liegende Theil: Kunſttriebe beſitzen — zukommen, und wir können ſtatt des Ganzen den Theil ſetzen, alſo gegen Bienen „den Beſitz von Kunſttrieben“ eintauſchen. Auch ſind beide Begriffe, da ſie als Prädicate in bejahenden Urtheilen ſtehn, einander an Umfang gleich, nämlich partial genommene Sphären. Sonach haben wir wieder nur daſſelbe in verſchiedenen Ausdrücken.

Jetzt nehme man ein Beiſpiel, wo das Grundurtheil ein verneinendes iſt:

Einige Bäume ſind nicht perennirend;
Alle Bäume ſind Gewächſe, alſo:
Einige Gewächſe ſind nicht perennirend.

Hier wendet ſich das Hilfsurtheil an das Subject des Grundurtheiles, an den Begriff Baum, und hebt aus dem Inhalte deſſelben das Merkmal: „Gewächs ſein“ hervor. Wenn nun das Perenniren dem ganzen Begriff Baum abzuſprechen war, ſo wird es auch von dem darin liegenden Theile: „Gewächs ſein“ verneint werden müſſen, und wir können folglich den Theil für's Ganze ſetzen, zumal da alle Bäume nur einige Gewächſe ſind, alſo der Sphäre nach ſich mit den einigen Bäumen im Grundurtheile gleichſtehn. Im Grunde ſind auch hier wiederum nur Namen gewechſelt. — Hätten wir das Hilfsurtheil zum Grundurtheile gemacht, ſo würden wir es lieber ſo gefaßt haben: alle Bäume gehören zu den Gewächſen, ſind dieſen untergeordnet, und ſo würden wir das

Sphärenverhältniß auf diese Weise erkannt haben: Im vorigen §. hatten wir viele Urtheile so zu nehmen, da dort die Theilung des Umfanges den Ausschlag gab. Hier dagegen, wo es auf die Theilung des Inhaltes ankommt, empfiehlt sich mehr die Verwerthung der analytischen Natur der Urtheile, wie sie denselben ursprünglich eigen ist. Vgl. §. 13 und 23.

Somit ist erwiesen, daß es ganz einerlei ist, ob man diese oder jene Prämisse zum Grundurtheil macht und voranstellt, der Schlußsatz ergiebt sich auf beiden Wegen als derselbe. Man übersehe nur nicht, daß das, was wir nach der Theilung des Inhaltes substituiren, zwar etwas aus einem Begriffe Herausgehobenes, aber nicht ein Theil ist in dem Sinne, wie wir von Theilen in der Arithmetik sprechen; denn das dem Umfange nach Größere, Umfassendere, was wir herausnahmen, ist allerdings ein Stück, ein Bestandtheil des Begriffes, damit aber gewinnen wir nur das Frühere unter anderem Namen, und das Größere kann kein eigentlicher Theil vom Kleineren sein. Dagegen wird der Umfang wirklich getheilt, ein Stück aus demselben abgetrennt, nur daß auch dieses Stück nicht gerade die Hälfte oder ein Drittel, Viertel ꝛc. des Ganzen ist. Es ist eben ein logisches Bruchstück und damit überhaupt nur eine Minderheit aus einer Allheit, folglich ebenfalls kein arithmetischer Theil. Durchgreifend giltig bleibt bei allen Schlüssen der Grundsatz: Was einem Ganzen zu- oder abzusprechen war, das ist auch dem darin liegenden Theile zu- oder abzusprechen, aber umgekehrt gilt dieser Satz nur so weit, als das Ganze mit dem Theile, der ihm in Folge eines Tausches untergeschoben wird, zusammenfällt, sich mit ihm wirklich deckt. Die Allheit der Bäume deckt sich mit den Tannen nur so weit, als letztere selbst reichen, und darum sind wohl alle Tannen Bäume, aber nicht alle Bäume Tannen.

§. 30.

So einfach, wie bisher nachgewiesen, ist das Wesen der analytischen Schlüsse durchaus. Ueberall kommt es nur auf eine richtige Vertauschung der Begriffe an, und dabei entscheidet zu oberst die Congruenz des Umfanges. Die Folgerung kann keine

falsche werden, wenn der Umfang des Vertauschten von dem frühern Umfange nicht so abweicht, daß die Deckung gestört wird, denn es kommen nur verwandte Begriffe in's Spiel. Die Lehrbücher der Logik reden aber noch von einer Menge anderer Rücksichten, die durchaus äußerlich und nebensächlich sind, wie die Schlußfiguren und Schlußarten, wohin auch die Stellung der Prämissen und die Benennung der Begriffe gehört. Den Begriff, der in beiden Prämissen steht und die Zusammenziehung der Urtheile vermittelt, nennen diese Lehrbücher mit Recht den Mittelbegriff; der Begriff, der im Schlußsatze als Prädicat auftritt, wird von ihnen Oberbegriff, dagegen Unterbegriff derjenige genannt, der im Schlußsatze als Subject erscheint, und hieraus soll man abnehmen, welche Prämisse voranzustellen sei, nämlich jederzeit diejenige, in welcher der Oberbegriff nicht als Prädicat, wie vorher, sondern als Subject gegeben ist. Diese Vorschrift ließe sich augenscheinlich nur befolgen, wenn man den Schlußsatz schon hätte und somit den Oberbegriff kennte; man will ja aber den Schlußsatz erst finden, und da verbietet sich die Anwendung einer solchen in der Luft schwebenden Regel von selbst. Auf die Stellung der Prämissen kommt, wie wir gefunden, Nichts an; es ist einerlei, ob man dieses oder jenes der gegebenen Urtheile zum Grundurtheil macht, und darum stelle man sie um, wenn man bemerken sollte, daß sich das jetzige Hilfsurtheil besser als Grundurtheil gebrauchen lasse. Indeß ist dies keineswegs nöthig, da man geradeso vom ersten zum zweiten folgernd fortschreiten kann, wie vom zweiten zum ersten, indem es in beiden Fällen nur auf eine solche Vertauschung der Begriffe ankommt, mit welcher ein sich deckendes Zusammenfallen der Sphären Hand in Hand geht. Zu bemerken bleibt blos noch, daß das Hilfsurtheil streng genommen kein verneinendes sein darf. Denn da die Substitution überall eine Vergleichung der Sphären in den Prämissen voraussetzt, ohne welche sie gar nicht vollzogen werden könnte, so sind die verneinenden Urtheile als Untersätze so lange unbrauchbare Gehilfen für die analytischen Schlüsse, als sie verneinende bleiben. Sie geben nur an, daß Subject und Prädicat von einander ausgeschlossen sind, bestimmen Nichts darüber, welcher Theil des Prädicates dem Subjecte gleich stehe, und sonach ist

Nichts da, was substituirt werden könnte, man müßte denn ohne Vergleichung, also willkürlich, substituiren wollen, womit man niemals, wie wir gesehen, zu einem begründeten und darum giltigen Schlußsatze kommt. Glücklicher Weise aber lassen sich die verneinenden Urtheile in bejahende dadurch verwandeln, daß man das Prädicat als ein solches betrachtet, das blos in verneinende Sprachform gekleidet, dem Sinne nach aber ein positives ist, wie ja solche Fälle häufig in der Sprache vorkommen. Man denke an die Ausdrücke: unwahr = falsch, unsittlich = lasterhaft, unweise = thöricht, Unfriede = Zank, Unfleiß = Trägheit, Unkraut = schädliches Kraut, Nichtkenner = Laie, Nichtchrist = Jude ꝛc., nichtswürdig = schlecht. Jetzt betrachte man den Schluß:

Einige Pilze sind giftig;
Alles Giftige ist nicht genießbar = ungenießbar,
der Gesundheit schädlich, also:
Einige Pilze sind ungenießbar, schädlich.

Wir konnten sogleich, statt „nicht genießbar", zusammenziehend sagen: nichtgenießbar; denn dann entstand uns dasselbe Positive, wie bei „ungenießbar" (vergl. §. 14), und wir bekamen den Schlußsatz: einige Pilze sind nichtgenießbar. Nach Vollzug des Schlusses ließ sich „nicht genießbar" wieder in „nichtgenießbar" zurückverwandeln. Diesem ganzen künstlichen Verfahren geht man jedoch aus dem Wege, wenn man die Prämissen umstellt, also:

Alles Giftige ist nicht genießbar;
Einige Pilze sind giftig, folglich:
Einige Pilze sind nicht genießbar.

Der Gedankengang ist nun so: Einige Pilze gehören zum Giftigen, folglich sind sie nicht genießbar, weil alles Giftige nicht genießbar ist.

Manchmal versteckt sich die Verneinung (Ausschließung) hinter einer Bejahung, z. B.: alle Delphine gebären lebendige Junge, alle Fische pflanzen sich durch Eier fort, also sind die Delphine keine Fische. Offenbar sind hier die Delphine, weil sie lebendige Junge gebären, von dem ganzen Umfange des Eierlegenden ausgeschlossen, mithin auch von den Fischen.

Wo die eine Prämisse ausnahmsweise ein singuläres Urtheil ist, z. B.: „alle Weise verdienen Achtung, Sokrates war und ist

ein Weiser, folglich verdient er Achtung" —, da hat man bisher gewöhnlich gemeint, das Individuum fülle die ganze Sphäre des Subjectes aus, und das singuläre Urtheil könne darum hier für ein allgemeines gelten. Als ob Eins gleich Hundert und Tausend wäre! Der Schluß ist hier ein unmittelbarer, ein Schluß mittels Subalternation (§. 27). Man stelle aber die Prämissen um, und man wird einen gewöhnlichen analytischen Schluß bekommen. Denn dann wird durch das Hilfsurtheil: alle Weise verdienen Achtung — der Begriff „Weiser" im Grundurtheile getheilt, und das herausgehobene Merkmal: „Achtung verdienen" muß dem Sokrates zukommen, da er zu den Weisen gehört.

Durch Subalternation läßt sich auch das Folgende erklären. In §. 23 ist bemerkt, daß man die disjunctiven Urtheile als Schlüsse betrachten kann. Trage ich z. B. das allgemeine „divisive" Urtheil klar gebildet in mir: „die Vorstellungen (alle) sind theils Anschauungen, theils Begriffe, theils Ideen", so werde ich folgern: diese (mir jetzt genannte einzelne) Vorstellung ist entweder eine Anschauung, oder ein Begriff, oder eine Idee, denn alles Dreies kann sie nicht sein. — Ein mittelbarer Schluß ist das nicht, sondern ein unmittelbarer, ein Schluß durch Subalternation gewonnen. Ein mittelbarer würde sich erst ergeben, wenn ich noch weiter ginge und sagte: nun ist jene einzelne Vorstellung weder ein Begriff noch ein Idee, folglich muß sie eine Anschauung sein. Man nennt solche auf disjunctiven Urtheilen ruhende Schlüsse disjunctive; wir übergehen sie aber eben so, wie die divisiven und conjunctiven (die auf Eintheilungen und Erklärungen ruhenden) Schlüsse, weil sie von zu geringer Bedeutung sind. Die disjunctiven Urtheile sind demnach erkennbar an dem „entweder, oder"; es kommt aber wenig darauf an, ob man sie als Schlüsse oder als ursprünglich divisive (vergl. §. 23) Urtheile ansieht, wenn man nur nicht in den Irrthum verfällt, sie seien einfache Urtheile. Nebensächliches muß man nicht zu Hauptsachen stempeln.

Auch nur zur Nebensache bei den analytischen Schlüssen gehört es, wenn man sie in hypothetischer Form ausdrückt, z. B.: Wenn alle Musikinstrumente von Menschen gefertigt sind, so sind sie keine Naturprodukte, und wenn alle Clarinetten zu den Musik-

instrumenten gehören, so können sie ebenfalls keine Naturproducte sein. Diese Form wird selten gebraucht, denn sie stört durch ihre Breite leicht die Deutlichkeit; die kategorische Form ist in der Regel besser, und darum führen diese Schlüsse mit Recht den Titel: einfache kategorische Schlüsse. Um sie von den synthetischen zu unterscheiden, werden sie überdies analytische genannt, und dies hat einen sehr wichtigen Grund. Während nämlich die synthetischen Schlüsse es mit dem Wirklichen, dem Reellen zu thun haben, halten sich die analytischen blos an den Inhalt und Umfang der Begriffe, wie beide in den gegebenen Prämissen vorliegen; ihre reelle Berechtigung untersuchen sie nicht, sondern verarbeiten Alles lediglich durch Zerlegung. Daher sind sie, wie alles bloße Denken, auch da anwendbar, wo das in den Prämissen Bezeichnete gar nicht existirt, und man kann darum, wie der Aberglaube thut, völlig consequent folgern: Alle Hexen kennzeichnen sich durch rothe Augen; diese Frau hat rothe Augen, mithin ist sie eine Hexe. Aehnlich folgerten die alten Griechen: Alle Götter und Göttinnen sind unsterblich; alle Musen sind Göttinnen, folglich sind alle Musen unsterblich. Da übrigens nur gefolgert werden kann, was in den Prämissen liegt, so ist klar, daß wir durch die analytischen Schlüsse, auch wo sie ganz Reelles enthalten, kein neues Vorstellungsmaterial gewinnen; der Schlußsatz macht unser Denken nicht reicher, als es bereits in den Prämissen war (vergl. §. 20). Denn wäre das der Fall, gäbe er uns mehr, als die Vordersätze enthalten, so empfingen wir Etwas, was unbegründet sein müßte, da der Schlußsatz seinen Halt nur durch die Prämissen haben kann. Durch die analytischen Schlüsse gewinnen wir nur größere Klarheit für unser Denken. Vorstellungen, die vorher in einander gewickelt in uns lagen, werden durch sie gesondert und treten uns dadurch deutlicher in's Bewußtsein. Was wir auf diese Weise zu unserem lichtvollen Besitzthum gemacht haben, das brauchen wir nicht zum zweiten Mal zu erwerben; es liegt fertig in uns vor für Alles, wozu es als Bestandtheil sich eignet, wie wir denn z. B. den Begriff „weiß" nicht von Neuem bilden, wenn wir erst Kreide, dann gebleichte Leinwand, hierauf eine Lilie ꝛc. vorstellen (vergl. §. 2). So schreitet durch die fertigen Schlüsse unser Denken immer glücklicher vorwärts, aber neue Elemente für das-

selbe können wir nun aus der Erfahrung schöpfen, und wo daher diese letztere Quelle versiegt, bleibt auch das schlußreichste Denken für Neues unfruchtbar. Das Mittelalter besaß logisch geübte Köpfe in Menge und unsre speculativen Philosophen leisten im Folgern aus angenommenen Principien viel, aber erst die Erfahrung, wie sie von den Naturforschern ausgebeutet worden, hat uns reicher an neuen Wahrheiten gemacht.

Im Anhange zur gesammten Schlußlehre, wo vornehmlich von den zusammengesetzten Schlüssen die Rede sein wird, soll auch zu den einfachen noch Einiges nachgetragen werden.

Ueber das Wesen der „Schlußkraft" sehe man Psychologie §. 31 und 53.

Fünftes Kapitel.

Von den reellen Folgerungen oder den synthetischen Schlüssen.

§. 31.

Man würde die analytischen Schlüsse des vorigen §. ganz falsch verstehen, wenn man dächte, sie beschäftigten sich mit dem Reellen gar nicht. Schon in §. 19 und anderwärts ist ausdrücklich bemerkt worden, daß durch die analytischen Urtheile hindurch auch das Reelle, das Wirkliche bezeichnet werden soll, und so finden wir es auch bei den analytischen Schlüssen überall, wo nicht die Prämissen entschieden blos Eingebildetes darstellen. Die Schafe, die Sperlinge, die Insecten, die Bäume, die Neger ꝛc., von welchen in den bisherigen Schlüssen die Rede war, sind ja etwas Wirkliches. Es führte uns der Schlußsatz nur nicht über die Prämissen hinaus; letztere wurden blos zergliedert, und was er uns daher als Folgerung lieferte, war nicht eine neue Erkenntniß, sondern nur die Erläuterung der Prämissen. Schon jede einzelne Prämisse enthält eigentlich den Schlußsatz ganz, und letzterer macht uns daher, streng genommen, an Vorstellungsmaterial ärmer, weil er Nebensächliches, das in den Prämissen mit liegt, wegläßt. Denke ich nämlich z. B. die Hausthiere so vollständig, klar und

lebendig, daß ich Nichts an denselben außer Acht lasse, so können mir ihre sämmtlichen Gattungen, mithin namentlich die Schafe nicht unbewußt bleiben, und stelle ich mir zunächst die Schafe so vor, daß ich mir ihr ganzes Wesen vergegenwärtige, so kann es mir nicht entgehen, daß sie Hausthiere sind. Mithin habe ich in jeder Prämisse den Schlußsatz schon mit, nur durch Anderes überdeckt und verhüllt, weshalb ich eben jede derselben zum Grundurtheil machen konnte, und was mir folglich der Schlußsatz zu bieten vermag, kann nur Sonderung und Aufklärung des Ineinandergewickelten sein.

Gäbe es nun Schlüsse, die nicht blos erläutern, sondern im Schlußsatze auf etwas Neues führen, auf Etwas, was in keiner Prämisse, so lange sie einzeln steht, enthalten ist, so möchten sie immerhin das äußere Gewand der analytischen Schlüsse an sich tragen, sie würden ihrem innern Wesen nach doch eine ganz andere Schlußart sein. Und solche Schlüsse giebt es in der That. Sage ich z. B.: Heinrich ist älter als Karl, Karl ist älter als Ferdinand, so folgt: Heinrich ist älter als Ferdinand. Man betrachte jede der beiden Prämissen vereinzelt, und in keiner findet man den Gedanken: Heinrich ist älter als Ferdinand. Nur aus ihrer Zusammenfassung erwächst dieses wirklich neue Urtheil, und wir sind demnach durch diesen Schluß in unsrem Vorstellen weiter gekommen, unsre Kenntniß ist gewachsen. Um die Sache durch Zahlen zu veranschaulichen, so setze man: Ferdinand sei 10, Karl 15 Jahre alt; ist nun Heinrich noch älter als Karl, so muß er notwendig auch älter als Ferdinand sein. Ein anderes Beispiel ist folgendes: Paris ist größer als Dresden, Dresden ist größer als Leipzig, folglich ist Paris größer als Leipzig. Die erste Prämisse sagt uns Nichts von Leipzig, die zweite Nichts von Paris, aber der Schlußsatz giebt uns Aufschluß über das Verhältniß von Paris zu Leipzig. Ist dieses Resultat nicht etwas Neues?

Dem Anfänger klingt es wunderbar, wenn man ihm sagt, daß hier nicht das logische Denken, sondern die Zusammenfassung des Realen den Ausschlag giebt. Es wird ja, meint er, hier so gut gedacht, wie bei den vorigen Schlüssen, denn „größer, älter" ꝛc. sind Begriffe, und durch Begriffe denken wir. Allerdings! Aber was hier mit einander verglichen und beurtheilt wird, sind nicht

Begriffe, sondern concrete Dinge: Karl, Heinrich, Ferdinand, Paris, Dresden, Leipzig ꝛc.; auch werden die dabei vorkommenden Begriffe nicht getheilt, weder dem Inhalte noch dem Umfange nach, wie es bei den analytischen Schlüssen geschah; sie begleiten wohl das zusammenfassende Reale mit ihrem Lichte, wovon die Folge ist, daß es uns klarer vorstellbar wird, als es ohne sie (lediglich durch die Anschauung) möglich sein würde (vorgl. §. 13), aber sie bestimmen das Resultat nicht. Im Gegentheil, sie verderben den Schluß, wenn sie sich unter das Reale und an die Stelle desselben drängen, z. B.: London ist größer als Prag, Prag ist eine Stadt, also ist London größer als eine Stadt. Oder: Theodor ist früher geboren als Hermann, Hermann ist ein Mensch, folglich ist Theodor früher geboren als ein Mensch. Roth ist eine Farbe, diese Blume ist roth, mithin ist sie eine Farbe. — Sich bei seiner Geistesthätigkeit durch das Wirkliche bestimmen lassen ist augenscheinlich etwas ganz Anderes, als dabei durch bloße Gedanken geleitet werden, und darum darf, wo hinter dem Logischen Reales liegt, nur das Eine entscheiden: entweder consequent das Reale oder consequent das Logische. In §. 17, der von den synthetischen Grundlagen des Denkens handelt, ist das Reale aufgezählt, das in den Schlüssen, die wir jetzt betrachten, den Ausschlag giebt. Einzelnes Reale wird in diesen Schlüssen zusammengefaßt, combinirt, und davon führen sie den Namen: synthetische Schlüsse. Allerdings ist das Wirkliche schon in sich selber etwas Synthetisches, aber nicht davon haben die jetzigen Schlüsse ihren Namen, sondern davon, daß wir selber es auf eine Weise zusammendenken, wie es bisher in der Natur noch nicht verbunden war. Alle Erfindungen, häufig auch die Entdeckungen, soweit beide nicht der Zufall herbeiführte, sind das Resultat solcher Schlüsse gewesen. Man versuchte, ob das gewünschte Neue eintreten werde, wenn man das bisher Vereinzelte so oder so combinirte, und wo man hierbei der Natur des Realen Rechnung getragen hatte, sah man seine Erwartungen bestätigt: der Schluß erwies sich als ein richtiger. So schloß Columbus: Indien liegt allerdings von Europa aus im Osten, und der Begriff Osten bewegt darum die Leute, ostwärts zu gehen, um nach Indien zu kommen. Ich lasse mich aber durch jenen Begriff nicht bestimmen;

ich bin überzeugt, daß die Erde in Wirklichkeit eine Kugel ist, folglich muß es möglich sein nach Indien zu kommen, auch wenn man immer nach Westen fährt. — Es war also die Kugelgestalt der Erde und die ununterbrochene Fahrt nach Westen, was hier combinirt und so zur Grundlage der Folgerung gemacht wurde.

Die große Mannigfaltigkeit nun, die das Reale hat, macht eine genaue Unterscheidung desselben nöthig. Wie verschieden ist schon das sinnlich Anschaubare, wie mannigfaltig auch das Geistige (s. §. 17)! Jeder besondere Zweck, den ich in diesen zwei Gebieten erreichen will, setzt eine Art Berechnung, d. h. einen Schluß voraus, dessen Prämissen angeben, was zur Entstehung des Resultates (des Schlußsatzes) zusammenzuwirken habe, und so sehr auch dabei das logische Denken aufklärend hinzutreten mag, die Folgerung wie der Erfolg selbst hängt doch von der Natur des Thatsächlichen allein ab. Die Sprache freilich bezeichnet das Reale mit denselben Wörtern, die zunächst (die Eigennamen ausgenommen) nur Gedachtes (Begriffliches) bezeichnen, aber das in Begriffen Vorgestellte ist noch nicht Wirkliches (s. §. 20, 30 und 6).

Der Natur der Sache nach werden nun die reellen Folgerungen oder synthetischen Schlüsse in folgende zwei Hauptklassen zerfallen. Wir können 1) mehreres Reale, wenn es seinem Wesen nach aneinandergrenzt, *zusammenfassen*, zu einer *Einheit combiniren*, oder wir können 2) bereits Verbundenes so behandeln, daß wir *von einem Gliede auf das andere bejahend oder verneinend schließen*. In dem letzteren Falle kann wieder Zweierlei stattfinden. Die Glieder können nämlich entweder fest oder weniger fest unter einander verbunden sein, so daß sie dort mit *Nothwendigkeit*, hier blos mit *Wahrscheinlichkeit* zu einander gehören. In jenem Falle sind wir berechtigt zu schließen: wenn das eine Glied ist, so ist auch das andere, und wenn das eine Glied nicht ist, so ist auch das andere nicht, („Wenn in zwei Dreiecken alle drei Seiten einander gleich sind, so decken sie sich, und wenn Jenes nicht der Fall ist, so auch dieses nicht".) Wir haben also hier im Setzen und Aufheben volle Sicherheit, im zweiten Falle dagegen fehlt diese Sicherheit. Bei vielen Erscheinungen in der Welt, die wir erklären möchten, läßt uns nämlich die Erfahrung im Stiche. Einen *Theil* der Kräfte

und Gesetze, die bei ihnen wirksam sind, gewahren wir, die übrigen jedoch nicht, und so bleibt uns die fragliche Erscheinung vor der Hand unbegreiflich. Wir sehn z. B., daß die Planeten zu gewissen Zeiten am Himmel rückwärts, statt vorwärts laufen, aber die Ursache davon erblickt kein Auge zugleich mit. Als denkende Menschen haben wir aber das Bedürfniß und den Wunsch, das Verborgene zu entdecken, und diese treiben uns an, das der Wahrnehmung Entzogene auf andere Weise zu ergründen. Wir denken also zu den wahrgenommenen Gliedern einer Thatsache andere hinzu, indem wir uns dabei so nahe als möglich an jene Glieder anschließen, und nennen das Hinzugedachte Voraussetzung, Unterlegung, Ergänzung. Auf diese Weise füllen wir die Lücken unsrer Erkenntniß durch bloße Gedanken aus, und so entsteht uns eine Vorstellungsreihe mit sichern und unsichern Gliedern, die wir aber als durchweg giltig betrachten und zur Grundlage eines Schlusses machen. Demgemäß ergeben jene zwei Hauptklassen drei verschiedene Schlußarten. Jede wird nach ihrem besonderen Wesen zu benennen sein, und so bekommen wir 1) Combinationsschlüsse, 2) Setzungs- und Aufhebungsschlüsse, 3) Ergänzungs- oder Unterlegungsschlüsse.

§. 32.

Was zunächst die Combinationsschlüsse anlangt, so sehn sie häufig ganz wie analytische aus, weil sie in die sprachliche Form derselben eingekleidet sein können, und wer die Synthesen, mit denen sie es zu thun haben, schon vor dem Schlusse erworben hat, für den werden sie auch wirklich blos analytische sein. Man nehme das Beispiel: „alle Metalle sind schmelzbar; das Nickel ist ein Metall, folglich ist es auch schmelzbar.“ Erfahre ich erst durch die vorgelegten Prämissen, daß alle Metalle schmelzbar sind, und daß das Nickel ebenfalls ein Metall ist, so ist mir dieser Schluß nothwendig ein synthetischer; habe ich dagegen schon früher den Begriff Metall so vollständig nach allen seinen wesentlichen Merkmalen erkannt, daß mir das „Schmelzbarsein“ als ein nothwendiger Theil zu seinem Inhalte, das „Nickel“ nothwendig zu seinem Umfange gehört, so wird mir der Schluß auf analytischem Wege zu Stande kommen. Für die Meisten wird dagegen

folgender Schluß ein synthetischer sein: „Alle Geschöpfe, welche athmen, nehmen dadurch Sauerstoff auf, welcher eine Grundbedingung zur Erhaltung des Lebens ist; die Fische athmen Wasser und erhalten sich dadurch das Leben, folglich ist nicht blos in der Luft, sondern auch im Wasser Sauerstoff enthalten, den sich die Fische mittels ihrer Athmungswerkzeuge (Kiemen) eben so aneignen, wie wir den aus der Luft durch die Lungen uns zuführen.“ Hier ist in den Prämissen so vielerlei Reales verbunden, daß schon ein geübter Kenner solcher Dinge dazu gehört, wenn er dadurch nichts Neues erfahren und ihm folglich der Schluß rein durch Analysis entstehen soll.

Gewöhnlich nimmt man, indem man Begriffe erwirbt, nur Das in dieselben auf, was den entsprechenden Gegenständen wesentlich ist, unmittelbar zu ihrer Natur gehört; was entfernter liegt, weil es unwesentlich ist, wird seltener mit gedacht, und so ist es natürlich, daß Der, der seine Begriffe in dieser Art gebildet hat, erst durch überkommene Urtheile erfährt, was zu denselben noch hinzugedacht werden könne und solle. Solche Urtheile führen als Prämissen unvermeidlich zu synthetischen Schlüssen, wie folgendes Beispiel zeigt: „Wenn Schwefel bis zu einem bestimmten Grade erhitzt wird, so schmilzt er; wenn Schwefel durch Schmelzen flüssig geworden ist, so kann er in Wasser gegossen werden; wenn geschmolzener Schwefel in Wasser gegossen wird, so wird er weich und biegsam; wenn Schwefel weich und biegsam ist, so kann man geschnittene Steine, Münzen ꝛc. darin abdrücken; also kann man durch bestimmte Erhitzung des Schwefels zu Abdrücken der bezeichneten Art gelangen.“ Hieraus begreift sich, daß die synthetischen Schlüsse, obgleich sie bei allen Grundlagen des Denkens (bei allem Realen) eintreten können, doch vorzugsweise da in Anwendung kommen, wo das in Verbindung Gesetzte etwas weiter auseinanderliegt, wie solches namentlich bei Ursache und Wirkung, bei mathematischen Verhältnissen der Fall ist ꝛc. Daß Etwas gerade diese Wirkung hat oder dem und jenem anderen Dinge gleich ist, das gehört nicht unmittelbar zu seiner Natur. So liegt z. B. in dem bloßen Begriff „Winkel“ Nichts davon, daß alle Winkel über einer geraden Linie, deren Scheitel in demselben Punkte liegen, zusammengenommen zwei rechten gleich sind; es folgt das

wohl aus den Raumverhältnissen, die bei einer geraden Linie statt finden, mit Nothwendigkeit, wer aber diese Verhältnisse nie in's Auge gefaßt oder sonst keine Kenntniß davon erlangt hat, wer nur die Begriffe „gerade Linie" und „Winkel" besitzt, wird durch alle Zerlegung derselben jenen Satz nicht herausbringen. So beruht auch die arithmetische Division wesentlich auf einer Synthesis. Erst wenn ich weiß, daß z. B. 60 aus fünf Zwölfen erwachsen ist, kann ich umgekehrt folgern: 60 läßt sich in 5 Theile zerlegen, von welchen jeder 12 beträgt. — Genug: wo das aneinandergrenzende Reale der Art ist, daß wir für das Einzelne volle Sicherheit haben, da bleibt, um das Schlußergebniß zu erzielen, Nichts weiter zu thun, als die sämmtlichen Glieder zu einer Einheit zusammenzufassen. Nur menge man in solche Combinationsschlüsse nicht rein logische Verhältnisse ein und werfe auch das Reale nicht ungehörig zusammen, sondern scheide es nach seinen natürlichen Arten; denn es ist doch augenscheinlich, daß ich unter demselben Gesichtspunkte nicht z. B. Raum, Zeit und Schwere zusammenfassen kann, als ließe sich aus Zeit unmittelbar Raum, aus Raum unmittelbar Schwere oder sonstige Eigenschaften ableiten.

Von selbst wird man bemerkt haben, daß der Combinationsschluß wohl zuweilen aus blos zwei Prämissen, wie der einfache analytische Schluß, besteht, daß aber sonst so viele Prämissen vorkommen müssen, als synthetische Grundlagen des Denkens zusammengefaßt werden sollen; denn jedes Reale erfordert ein besonderes Urtheil zu seiner Darstellung.

§. 33.

Bei den Setzungs- und Aufhebungsschlüssen kommen keine Analysen vor, wie es zum Theil noch bei den Combinationsschlüssen der Fall ist; sie haben es nur mit Synthesen (Verbindungen) zu thun, denn die Aufhebungen, die hier neben den Setzungen vorkommen, sind nur Verneinungen, keine Heraushebungen, keine Zerlegungen. Man kann das Wesen dieser Schlüsse durch eine Buchstabenformel bezeichnen, welche so lautet: Wenn A ist, so ist B; nun ist A, folglich auch B, oder nun ist B nicht, also auch A nicht. — Dort ist die Folgerung eine setzende (modus ponens), hier eine aufhebende (modus tollens). Man nehme fol-

gende Beispiele: Wenn Jemand krank ist, so verdient er Mitleid; Richard ist krank, also verdient er Mitleid (modus ponens). — Wenn der Reiche ein edler Mann ist, so muß er gegen Nothleidende mildthätig sein; der reiche Herr X ist niemals mildthätig, also ist er auch kein edler Mann (modus tollens). Man sieht, es ruhn diese Schlüsse auf hypothetischen Urtheilen. Von diesen wissen wir aus §. 19, daß sie weder die Wirklichkeit des Vordersatzes, noch die Wirklichkeit des Nachsatzes behaupten, sondern sie sagen blos: der Nachsatz gilt, wenn der Vordersatz gilt, und wenn umgekehrt der Nachsatz nicht gilt, so gilt auch der Vordersatz nicht. Daß Jemand wirklich Mitleid finde, weil er wirklich krank ist, sagt das erstgenannte hypothetische Urtheil nicht; es läßt die Wirklichkeit dieser beiden Dinge dahin gestellt sein. Natürlich kann aus solchen unentschiedenen Sätzen keine bestimmte Folgerung gezogen werden; wir müssen erst wissen, ob Jemand wirklich krank ist, und das erfahren wir durch die zweite Prämisse. An den wirklich erkrankten Richard knüpft sich nun das „Mitleid verdienen" auch als etwas Wirkliches an, und ähnlich verhält es sich im zweiten Beispiele mit der Aufhebung. Es muß also das bedingte Sein in ein wirkliches Sein, die bedingte Aufhebung in eine wirkliche Aufhebung verwandelt werden, wenn der Schlußsatz zu Stande kommen soll, und daraus folgt, es können diese Schlüsse keine „eigentlichen hypothetischen Schlüsse" sein, wie man sie zu nennen pflegt. Sie gehn allerdings vom Bedingten (Möglichen) aus, aber das Resultat, zu dem sie gelangen, ist ein unbedingtes, ein wirkliches, und in einem eigentlichen hypothetischen Schlusse müßte Alles, auch der Schlußsatz, nur bedingungsweise behauptet sein.

Man ersieht ferner aus den genannten Beispielen: wenn vom Grunde auf die Folge geschlossen wird, so geschieht das bejahend (modo ponente), schließt man dagegen von der Folge auf den Grund, so geschieht es verneinend (modo tollente). Also: wenn die Luft wärmer wird, so steigt das Thermometer; jetzt ist das Thermometer gestiegen, also ꝛc.; wenn das Thermometer nicht gestiegen ist, so ist die Luft nicht wärmer geworden; das Thermometer zeigt dermalen keine Steigerung, folglich ꝛc. Wollte man umgekehrt verfahren und verneinend vom Grund

auf die Folge, bejahend von der Folge auf den Grund schließen, so würde das zwar mitunter zulässig sein, in den meisten Fällen aber würde ein Fehler entstehn. Wie kommt das? Nur vom Grunde zur Folge hin bezeichnet das hypothetische Urtheil eine nothwendige Verbindung, nicht aber umgekehrt von der Folge zum Grunde hin. Die letztere Verbindung ist unbestimmt, weil eine und dieselbe Folge aus mehreren Gründen hervorgehen kann, wogegen derselbe Grund immer dieselbe Folge, dieselbe Ursache stets dieselbe Wirkung hat. Das Feuer macht immer warm, aber die Wärme kommt nicht immer vom Feuer. Aus dem Urtheile: „dieses Thier gebiert lebendige Junge und säugt sie", kann ich mit Sicherheit schließen: es hat rothes und warmes Blut, nicht aber folgt umgekehrt das Gebären lebendiger Junge, wenn ein Thier rothes und warmes Blut hat, denn die Vögel haben solches Blut und legen blos Eier. „Wenn sich Abends der Horizont röthet, so geschieht das, weil der Mond aufgeht; nun röthet sich jetzt der Horizont, also geht der Mond auf." So wird oftmals geschlossen. Wie steht es aber, wenn sich hinterdrein ergiebt, daß ein Schadenfeuer diese Röthe verursacht hatte? Allerdings kann auch von der Folge zum Grunde hin eine nothwendige Verbindung bestehn, wie das Beispiel vom Thermometer beweist, aber meistentheils wird sie nicht statt finden. Im letztern Falle kann die Folge zu bejahen sein, während der Grund zu verneinen ist. Man nehme das hypothetische Urtheil: wenn alle vorsätzliche Menschentödtung strafbar ist, so ist es auch die Tödtung neugeborener Kinder. Hier ist die Folge richtig, der Grund aber nicht, denn im Kriege ist die vorsätzliche Tödtung des Feindes Pflicht. Es ergiebt sich mithin folgender allgemeine Grundsatz: Aus einem wahren Grunde kann sich bei richtiger Ableitung keine falsche Folge ergeben; dagegen kann das Gefolgerte wahr sein, wenn auch der angenommene Grund falsch ist. Die Folge ist dann aus andern richtigen Grundlagen, die in oder hinter den Prämissen versteckt liegen, abgeleitet.

Daß die Setzungs- und Aufhebungsschlüsse eine ganz eigenthümliche Art von Schlüssen ausmachen, nicht also „eigentliche hypothetische" Schlüsse zu nennen sind, leuchtet ein. Allgemeines

wenden sie auf einen einzelnen concreten Fall an, führen den Schlußsatz durch etwas Wirkliches herbei, und damit treten sie aus dem Kreis des blos Gedachten heraus und in das Gebiet des Wirklichen ein. Wir haben hier ganz das Verhältniß, wie es auch bei den disjunctiven Schlüssen (s. S. 210 f.) vorkam: der einzelne Fall erhält durch Unterordnung unter eine allgemeine Regel seine gebührende Bestimmung. Wir erlangen also durch sie eine Gewißheit, die wir vorher nicht hatten, und diese Gewißheit ist eben das Neue, das sie liefern. Indeß ist die Anführung eines einzelnen Falles nicht durchaus nöthig. Die Syntheſen, um welche sich's bei den Setzungs- und Aufhebungsschlüssen handelt, können sich auch ganz innerhalb des Allgemeinen, des Abstracten halten, wie es z. B. geschieht, wenn ich schließe: Wenn Leichname aus den Gräbern zurückkehren können, so können auch Bildsäulen lebendig werden, oder: Wenn ein Greis wieder zum Jünglinge werden kann, so können auch Flüsse zu ihren Quellen zurücklaufen. Von einem einzelnen Falle kann hier nicht die Rede sein, denn man kennt keinen: die Aufhebung oder Setzung geschieht nur ganz im Allgemeinen, und wo ich sogar schließe: Wenn (oder: so wahr) Schiller gelebt hat, so hat auch Homer gelebt, da ist dieses Concrete blos für mein Denken in eine Verbindung getreten, welcher ich ganz im Allgemeinen vertraue und sie auf Grund dieses Vertrauens ausspreche. Der Setzungs- und Aufhebungsschluß hat zuoberst die Aufgabe, die Gewißheit oder Ueberzeugung von einem Gliede der Syntheſis auf das andere zu übertragen, so daß die Setzung oder Aufhebung als eine berechtigte geschehen kann, und wo sich daher auch nur für unser bloßes Vorstellen oder Denken eine nothwendige Verbindung jener Glieder hergestellt hat (uns zur Ueberzeugung geworden ist), da ist auch die Grundlage zu einem Schlusse dieser Art gegeben. Daß derselbe sein eigentliches, sein wahrhaft fruchtbares Gebiet nur im Realen hat, versteht sich von selbst.

§. 34.

Die Ergänzungs- oder Unterlegungsschlüsse haben das Eigenthümliche, daß sie bloße Wahrscheinlichkeitsschlüsse sind, die nur unter der Bedingung Giltigkeit haben, daß die Er-

fahrung ihnen nicht widerspricht, sondern sie fort und fort bestätiget. Freilich muß auch jeder andere Schluß mit der Erfahrung harmoniren, wenn er nicht verwerflich sein soll, aber es macht einen großen Unterschied, ob es zunächst die Erfahrung war, welche den Schluß dictirte, oder ob er ein Ausfluß des reinen Denkens ist. Dort erscheint er gewissermaßen als das Echo der Erfahrung, als ihr Sohn, hier tritt er als Fremdling zu ihr hinzu, und es bleibt abzuwarten, ob sie ihn anerkennen wird. Die Ergänzungs- oder Unterlegungsschlüsse sind darum mit besonderer Vorsicht zu behandeln. Wie bereits in §. 31 angedeutet, machen sie sich nöthig in Folge der Lücken, die nicht selten in unserer Erkenntniß vorkommen. Wir wissen z. B. oft nicht, wie weit dem Charakter des uns noch ziemlich fremden Mannes zu trauen ist, mit welchem wir ein folgenreiches Geschäft abschließen sollen; der erfahrenste Arzt kennt zuweilen den Grund nicht sicher, aus welchem die Krankheit entsprungen ist, die er doch heilen soll; Niemand nimmt die Kräfte wahr, durch welche die Planeten um die Sonne getrieben werden; wie die Seele des neugeborenen Kindes, auf die wir bildend einwirken sollen, beschaffen ist, sieht kein menschliches Auge ꝛc. ꝛc. Wohl haben wir in der Regel einige Kenntniß in Betreff solcher Gegenstände, aber das tiefer Liegende entzieht sich unserer Wahrnehmung. So entsteht uns das Bedürfniß und der Wunsch, das Mangelnde durch Vermuthungen zu ergänzen, durch einen Schluß vom Gegebenen auf das Nichtgegebene. Dabei sind zwei Fälle möglich. Wir können 1) bejahend von der Folge auf den Grund schließen, was zwar ein unsicheres Thun ist, aber doch mehr Anhalt gewährt, als wenn wir uns 2) blos auf die Aehnlichkeit zweier oder mehrerer Dinge stützen dürfen. Denn wenn A und B auch in gewissen Merkmalen übereinkommen, so giebt mir das noch keine Bürgschaft, daß sie auch in allen übrigen zusammentreffen werden. Jener Schluß führt den Namen: Hypothese (Voraussetzung, Unterlegung), dieser wird ein Schluß nach der Analogie genannt.

So ist es z. B. nur eine Hypothese, wenn wir annehmen, der Fremde, mit dem wir zu thun haben, werde uns nicht täuschen, weil er gute Zeugnisse aufweist. Der Historiker nimmt an, die Begebenheit, von welcher er nur unsichere Nachrichten vorfindet,

möge wohl aus den und den Urſachen und Verhältniſſen zu erklären ſein, und dieſe Annahme iſt eine Hypotheſe. Aehnliches thut der Kriminalrichter, wenn für ein Verbrechen die Zeugen fehlen und der Angeſchuldigte nicht geſteht; Aehnliches auch der Arzt, wenn bei einer Krankheit die Symptome ſo zweideutig ſind, daß ſie erſt ſorgfältig geprüft werden müſſen ꝛc. So in unzähligen anderen Fällen. Den Urſprung der Sprache, der Muſik, der Rechtsverhältniſſe, den Zweck der ägyptiſchen Pyramiden und dergleichen können wir uns nur durch Vorausſetzungen enträthſeln, die von verwandten Erſcheinungen hergenommen ſind; und warum der Stein nicht in der Luft hängen bleibt, warum die Sonne auf- und untergeht, warum das Verſtehen und Denken ſo langſam reift, aber doch reift, obgleich bei der Geburt des Kindes davon gar Nichts zu ſpüren iſt, — das müſſen wir uns durch Kräfte erklären, die ſich der unmittelbaren Wahrnehmung durchaus entziehn. So weit wir damit das Rechte treffen, erhalten wir giltig Neues zu dem uns Bekannten hinzu.

Die Vorſchriften nun, welche für die Bildung der Hypotheſen aufzuſtellen ſein werden, können nicht anders als ſehr einfach ſein. Die Hypotheſe muß 1) das Zuerklärende wirklich klar machen. Das iſt z. B. nicht der Fall, wenn die Materialiſten annehmen, das Denken entſpringe lediglich aus Gehirn und Nerven, ſetze mithin keine Seele im Menſchen voraus. Unſere Gedanken beſitzen keine einzige der Eigenſchaften, die das materielle Gehirn zeigt: keine räumliche Ausdehnung, keine Geſtalt, keine Schwere, keine Weiche, Härte, Farbe ꝛc. Geiſtiges und Materielles ſind ſo verſchieden von einander, daß jenes aus dieſem nimmermehr erklärt werden kann. Die Hypotheſe darf 2) keinem ausgemachten Naturgeſetze widerſprechen. Wenn man ehemals annahm, manchen Körpern, z. B. dem Rauch, ſei das Beſtreben eigen, in die Höhe zu ſteigen, während andere einen Zug zur Erde hin hätten, ſo widerſprach dies dem Naturgeſetz, daß alle Körper zur Erde hin ſtreben, weil ſie ohne Ausnahme von dieſer angezogen werden. Die Kohlentheilchen des Rauches werden nämlich von der wärmeren, alſo verdünnten und leichteren Luftſchicht, welche oberhalb des Feuers entſteht, emporgehoben, bis dieſe, in Folge der Abkühlung, mit der umgebenden Luft in's Gleichgewicht kommt,

d. h. zu steigen aufhört. Dann fällt der Rauch, dem Gesetz der Schwere folgend, zu Boden. Das Aufsteigen der leichteren Luftschicht ist eine Folge des Druckes, welchen die gesammte Atmosphäre nach unten ausübt, da sie der Schwerkraft, d. h. der Anziehungskraft der Erde, unterworfen ist. Sonach ist klar, daß das Steigen des Rauches, wie das Steigen des Luftballons ꝛc., zuletzt auf dem Gesetze beruht: Alle Körper werden zur Erde gezogen. Die Voraussetzung muß 3) so einfach als möglich sein, darf wo möglich keine oder doch nur wenige Hilfshypothesen erfordern. Indeß wird, wie beim Rauch ꝛc., die zusammengesetztere Hypothese mehr Recht, als die einfache, haben, sobald sie die Thatsache vollständiger und genauer erklärt. Die bekannten einfachen Hypothesen: der Mensch habe einen angeborenen Verstand, eine angeborene Urtheilskraft ꝛc. als besondere Werkmeister für die Begriffe, Urtheile ꝛc., erklären die Seelenerscheinungen zu wenig; die neuere Psychologie kommt hier mit ihren ausführlichern Hypothesen besser zum Ziele.

Von der Hypothese unterscheidet sich der Schluß nach der Analogie dadurch, daß seine Zuverlässigkeit noch um Vieles geringer ist. Ein Beispiel ist folgendes: Alle Planeten bewegen sich in elliptischen Bahnen um die Sonne, werden von dieser erleuchtet und erwärmt. Hierin stimmen sie ganz mit unserer Erde überein. Sind sie nun auch von lebenden Wesen bewohnt, wie diese? Indem man diese Frage bejaht, folgert man aus der Aehnlichkeit in gewissen Punkten, daß die Planeten auch noch in diesem anderen Punkte unserer Erde ähnlich sein werden, und das giebt einen Schluß nach der Analogie. Das Vorhandensein lebender Geschöpfe auf der Erde ist aber nicht der Grund davon, daß es Uebereinstimmendes zwischen den Planeten giebt, Beides geht einander Nichts an. Bei der Hypothese fanden wir einen Zusammenhang zwischen Folge und Grund als möglich, und so durften wir immerhin mit der nöthigen Vorsicht einen Schluß wagen; hier dagegen läßt sich keine Verbindung nachweisen, die nach irgend einer Seite hin feststünde. Nur einer gewissen qualitativen Einheit begegnen wir, aber diese kann eben so trügerisch sein, als wenn wir zwei Dinge für allseitig übereinstimmend hielten, weil beide etwa flüssig, oder roth, oder glänzend sind. Dennoch giebt es Fälle, wo auch

dieſer Schluß zu unerſchütterlicher Ueberzeugung führt, indem es uns zuweilen gelingt, das Gefolgerte als Hypotheſe anzuwenden. Haben andere Menſchen eine Seele, wie wir? Wir ſetzen das nur voraus, denn wahrnehmen können wir blos unſere eigene Seele. Da wir aber dieſe Vorausſetzung ohne Ausnahme durch die Erfahrung beſtätiget finden, ſo wird ſie uns zur felſenfeſten Gewißheit. Aehnliche Gewißheit haben unter Anderem auch die Hypotheſen unſeres Sonnenſyſtems, auf welche ſich ſogar eben ſo ſichere Rechnungen bauen laſſen, als auf irgend welche unmittelbare Thatſachen. Konnte doch Leverrier den Planeten Neptun durch bloße, auf jene Hypotheſen geſtützte Rechnung finden!

Uebrigens hängt beim Schluß nach der Analogie viel davon ab, 1) wie groß die Aehnlichkeit iſt, die bereits feſtſteht, ob ſie nur in einem, oder in mehreren oder vielleicht in allen Punkten vorhanden iſt, denjenigen ausgenommen, den man noch zu ermitteln wünſcht; 2) wie zahlreich die Individuen ſind, von welchen und auf welche wir ſchließen. Von Einem Planeten (der Erde) auf mehr als 60 zu ſchließen, iſt ein ziemlich ungünſtiges Verhältniß; umgekehrt würde die Zuverläſſigkeit viel größer ſein.

Der mathematiſche Wahrſcheinlichkeitsſchluß iſt von dem logiſchen dadurch verſchieden, daß jener ſtets ſicher iſt, weil bei ihm die Wahrſcheinlichkeit Gegenſtand des Schließens, nicht das Schließen ſelber etwas blos möglicher oder wahrſcheinlicher Weiſe Gelingendes iſt. Durch mathematiſche Berechnung ergiebt ſich z. B. beſtimmt, daß bei der Frage, wie oft man mit zwei Würfeln einen ſogenannten Paſch werfen könne, ſich die Wahrſcheinlichkeit zur Unwahrſcheinlichkeit wie 1:6 verhält.

Fragen wir endlich noch, wie ſich die Hypotheſen zu den Inductionen verhalten, ſo wiſſen wir bereits aus §. 26, daß letztere es mit der Zuſammenfaſſung von Thatſachen zu thun haben und über das Gegebene nicht hinausgehn. Indem die Hypotheſen Letzteres thun, ſcheinen die Inductionen mit ihnen Nichts gemein zu haben. Allein das Zuſammenfaſſen der Thatſachen kann häufig erſt erfolgen, nachdem Hypotheſen angewandt worden ſind. Was wir wahrnehmen, iſt oftmals ſehr zuſammengeſetzt, mit Beiwerk überdeckt und dadurch für die rechte Auffaſſung verhüllt; wir

müssen die reinen Thatsachen erst erschließen, wenn wir nicht Ungehöriges verbinden wollen. So ist das schon erwähnte Gesetz, daß alle Körper von der Erde angezogen werden, überdeckt durch die scheinbar entgegenstehenden Thatsachen, daß die Seifenblase, der Luftballon, der Rauch, die Dünste, die Flamme, das Wasser in der Pumpe emporsteigen, und es hat lange gewährt, bis man durch richtige Hypothesen herausbrachte, daß jenes Gesetz dennoch ein allgemeingiltiges ist. Dazu kommt, daß wir überhaupt das Aeußere nur wahrnehmen, wie es unsern Sinnen erscheint, nicht wie es seinem innern Wesen nach oder an sich ist. Inductionen und Hypothesen können also einander nicht entbehren; letztere müssen durch jene bewahrheitet werden, aber in vielen Fällen vermitteln erst Hypothesen die Auffindung der rechten zusammenzufassenden Thatsachen.

Der äußern Form nach treten die Wahrscheinlichkeitsschlüsse selten in so präcis gegliederten Prämissen auf, wie die sonstigen Schlüsse, und das ist natürlich, weil längere Auseinandersetzungen vorausgehn müssen, wenn die Folgerung aus verwickelten Thatsachen zu ziehn ist. Diese Folgerung ist das Neue, das wir diesen Schlüssen verdanken; sie verwandeln gleichsam den Schatten in Licht.

Sechstes Kapitel.

Von den zusammengesetzten Schlüssen, von der Verkürzung der Schlüsse und von den Fehl- und Trugschlüssen.

(Als Anhang zur gesammten Schlußlehre.)

§. 35.

Als „Anhang" bezeichnen wir dieses Kapitel, weil sich's hier in der Hauptsache nicht um Neues, sondern blos um weitere Anwendung des früher Gegebenen handelt.

Es können 1) gleichartige Schlüsse verbunden oder zusammengesetzt werden, und man nennt sie verkettet, wenn der Schlußsatz des einen zur Prämisse des anderen gemacht wird. Z. B.:

1.

Wer mäßig ist, bleibt gesund;
der Weise ist mäßig,
also bleibt er gesund.

2.

Wer gesund bleibt, ist nicht verstimmt;
der Weise bleibt gesund,
also ist er nicht verstimmt.

3.

Wer nicht verstimmt ist, ist glücklich;
der Weise ist nicht verstimmt,
also ist der Weise glücklich.

Die allgemeine Formel für solche Schlüsse ist demnach: a ist b, b ist c, also a ist c; a ist c, c ist d, also a ist d ꝛc. Der vorangehende Schluß heißt Vorschluß, der nachfolgende Nachschluß. Zur Schlußkette wird diese Zusammensetzung, wenn eine Menge von Schlüssen sich auf diese Art aneinander reiht, und man nennt eine so formirte Kette progressiv, wenn sie von Vor- zu Nachschlüssen, dagegen regressiv, wenn sie von Nach- zu Vorschlüssen fortschreitet. So kann man in dem vorigen Beispiele mit dem letzten Satze: „der Weise ist glücklich" — anfangen, indem man fortfährt: denn er ist nicht verstimmt, und wer nicht verstimmt ist, ist glücklich. Daß ferner die Weise nicht verstimmt ist, kommt daher, daß er gesund bleibt, und wer gesund bleibt, ist eben nicht verstimmt. Daß endlich der Weise gesund bleibt, ist eine Folge seiner Mäßigkeit, denn wer mäßig ist, bleibt gesund. Das Glück des Weisen beruht folglich auf seiner Mäßigkeit. — Man sieht leicht, daß weder dieser noch jener Gang wesentlichen Nutzen gewährt; man erwirbt seine Kenntnisse gewöhnlich ohne solche Schablone, und wenn ich sage: wer mäßig lebt, handelt weise, denn er bleibt dann gesund, und der Gesunde fühlt sich heiter und glücklich — so ist Dasselbe eben so gut, nur kürzer dargestellt. Uebrigens bleibt zu bedenken, daß man krank werden kann bei der strengsten Mäßigkeit, und daß die Verstimmung bei voller Gesundheit möglich ist.

An die Schlußkette lehnt sich der Kettenschluß (sorites oder Haufenschluß) unmittelbar an. Seine Formel ist: a ist b, b ist c, c ist d, folglich ist a = d. Regressiv lautet diese Formel so: wenn c ist, so ist d; wenn b ist, so ist c; wenn a ist, so ist b; folglich wenn a ist, so ist d. — Beispiel:

Einige Menschen sind geizig;
alle Geizige sind habsüchtig,
kein Habsüchtiger ist zufrieden,
also sind einige Menschen nicht zufrieden.

Daß einige Menschen nicht zufrieden sind, kann man ohne solchen Schluß aus der alltäglichen Erfahrung wissen, und viele sind unzufrieden, ohne geizig zu sein. — Wenn der Kettenschluß, wie der vorliegende, nicht ein umgekehrter oder regressiver ist, so heißt er ein ordentlicher, und man stellt für ihn die Regel auf: nur die erste Prämisse darf particulär, nur die letzte verneinend sein, die übrigen alle müssen bejahen (falls sie nicht sämmtlich bejahend sind). Diese Regel ist allerdings richtig, aber anschaulich und ihren Gründen nach verständlich ist sie nur für den, der die Verhältnisse kennt, welche bei den Begriffssphären vorkommen. Wer mit diesen vertraut ist, braucht die Regel gar nicht; er sagt sich selbst, welche Rücksichten die particulären und verneinenden Urtheile erfordern, und sie sind in dem Frühern hinlänglich dargestellt worden. Förmliche Kettenschlüsse werden überhaupt nur in den Lehrbüchern der Logik aufgethürmt, im wirklichen Leben kommen sie kaum jemals vor, da man hier in freierer Form zu den Ergebnissen gelangt, die dort im Wege des Schließens gesucht werden. Daß es nur eine grammatische Variation ist, wenn man die kategorische Form der Urtheile mit der hypothetischen vertauscht, haben wir öfters gesehn. Folgender Kettenschluß bestätiget dies abermals:

Wenn Cajus unmäßig im Essen und Trinken ist, so verdirbt er sich den Magen;
wenn der Magen verdorben ist, so ist die Verdauungskraft geschwächt;
wenn die Verdauungskraft geschwächt ist, so wird der Körper schlecht ernährt;

wenn der Körper schlecht ernährt ist, so ist er nicht zu allen natürlichen Functionen geschickt;
wenn der Körper nicht zu allen natürlichen Functionen geschickt ist, so ist auch die Munterkeit und Stärke des Geistes geschwächt.
Nun ist Cajus unmäßig im Essen und Trinken, also ist auch die Munterkeit und Stärke seines Geistes geschwächt.

Das klingt erstaunlich gelehrt. Im gemeinen Leben sagt man dafür ganz einfach: Wenn man sich den Magen verdirbt und dadurch die Functionen des Körpers aus dem Gleichgewicht bringt, so wirkt das störend und hemmend auch auf den Geist, denn Leib und Seele stehen in inniger Wechselwirkung.

Mehr Eigenthümliches bieten 2) die ungleichartigen Schlüsse bei ihrer Zusammensetzung dar, aber auch hier kann nur die Natur des darin verbundenen Einzelnen entscheiden, wie sie richtig behandelt werden sollen. Als der bedeutendste Schluß dieser Art zeigt sich das Dilemma in seiner negativen Form. Es dient zur Widerlegung falscher Annahmen und namentlich falscher Hypothesen durch Erwägung ihrer Folgen. Seinen Namen führt es von den griechischen Wörtern: lemma = ein angenommener Satz, und dis = zweimal (dem angenommenen Satze sind nämlich zwei sich ausschließende Glieder beigefügt), und die Formel für dasselbe lautet:

Wenn A wäre, so müßte entweder B oder C sein;
nun ist weder B noch C,
also ist auch A nicht.

Gesetzt, ein Arzt hätte die Hypothese gebildet: der Kopfschmerz dieses Kranken kommt aus verdorbenem Blute. Wenn das ist (schließt er nun), so muß entweder diese bestimmte Diät oder dieses Arzneimittel helfen. Nun hilft weder die zuerst vorgeschriebene Diät noch die nachfolgend angewendete Arznei, also folgt: die Hypothese war falsch. Ferner: Wenn dieser Mann so wohlwollend gesinnt ist, wie seine Worte mich glauben lassen, so muß er mir im Falle der Noth entweder werkthätige Hilfe leisten oder mich wenigstens durch Trost aufzurichten bemüht sein. Ich komme in Noth, und er läßt sich weder sehen noch hören; folglich war meine

Annahme irrig. — Es liegt also, wie man sieht, in solchen Fällen immer eine Folge (Wirkung) vor, deren Glieder disjunctiv (durch „entweder, oder") ausgesprochen sind; von der nöthig gewordenen Verneinung dieser Glieder schließen wir verneinend auf den Grund (die Ursache). Mithin haben wir hier zwei Schlüsse in Verbindung: einen sogenannten „eigentlichen hypothetischen" Schluß, und eine (negative) Induction mit disjunctiv ausgesprochenen Gliedern, ähnlich der Schlußart in §. 33. Wir schließen zuerst von dem hypothetisch angenommenen Grunde auf die durch Induction gebildete disjunctive Folge, und dann modo tollente von dem Nichtsein der Folge auf das Nichtsein des Grundes. Richtig kann dieser Schluß nur ausfallen, wenn 1) die vorausgesetzte Verbindung von Grund und Folge richtig, wenn 2) neben dem disjunctiv Verbundenen nicht noch ein Mehreres möglich, und wenn 3) die Verneinung für alles in dieser Art Verbundene nothwendig und darum wahr ist. Hatte jener Arzt vergessen, außer B (Diät) und C (Arznei) auch noch D (Bewegung in freier Luft) in Rechnung zu bringen, so konnte der Grund des Kopfschmerzes immer das verdorbene Blut sein; sein Schluß war nur darin fehlerhaft, daß durch das disjunctiv Verbundene nicht Alles erschöpft worden war.

Der sprachliche Ausdruck des Dilemma kann eben so gut kategorisch als hypothetisch sein, z. B.: die vollkommenen Urtheile bestimmen im Prädicate, was entweder genau im Subjecte liegt oder gar nicht darin liegt; die Witz- und Gleichnißcombinationen thun weder dieses noch jenes, folglich sind sie keine vollkommenen Urtheile." — Außerdem kann auch die im Prädicat des Obersatzes ausgesprochene Folge negativ bestimmt sein, in welchem Falle sie dann im Untersatze positiv bestimmt werden muß, damit der Schlußsatz das Subject (den Grund) des Obersatzes verneinen könne, z. B.: „die logischen Verschmelzungen (der Urtheile) führen weder zu einer Theilung des Inhaltes noch zu einer Theilung des Umfanges der Begriffe; die eigentlichen logischen oder analytischen Schlüsse bewirken Beides, also sind jene Verschmelzungen keine eigentlichen Schlüsse." — Eben so kann der dilemmatische Schluß mehr als zwei Glieder in der Disjunction haben, und dann heißt er ein Trilemma, Tetralemma ꝛc., überhaupt ein Polylemma. Beispiel eines Tetralemma's ist folgender Schluß:

„Wenn die Volksaufklärung schädlich, also nicht zu begünstigen wäre, so müßte das Volk bei Unwissenheit, Aberglauben und Rohheit entweder moralisch besser, oder politisch lenksamer, oder geistig, oder physisch glücklicher sein, als bei Bildung; nun lehrt aber die Geschichte, daß unaufgeklärte Völker dies Alles nicht waren und sind, folglich ist die Aufklärung heilsam und zu befördern."

Endlich leuchtet noch ein, wie nahe die Dilemmata mit den Inductionen zusammengrenzen. Nimmt man die eingemischte Negation so wie die Schlußform hinweg, so tritt das Dilemma als gewöhnliche Induction auf. Offenbar kann die Induction für negative Bestimmungen eben so gut ausgeführt werden, wie für positive, und da es wenigstens zulässig bleibt, sie in Schlußform zu zerlegen, so fällt in vielen Fällen aller Unterschied zwischen Dilemma und Induction hinweg.

Was 3) die Verkürzung der Schlüsse anlangt, so ist zunächst zu bemerken, daß ein vollständig ausgedrückter Schluß ein förmlicher heißt. Weicht er von der gewöhnlichen Form, wie sie die Logik vorschreibt, ab, so heißt er ein versteckter (kryptischer), und insonderheit ein verkürzter (ein Enthymem), wenn eine Prämisse weggelassen ist. Man behält sie dann im Gemüth (griechisch: en thymo), und daher diese Benennung. Wie wir aus dem Frühern wissen, ist das disjunctive Urtheil stets ein versteckter Schluß (s. S. 223 f.), und der hypothetische Schluß (der sogenannte „eigentliche", enthält meistentheils zugleich einen andern versteckten (s. S. 233). Als Beispiel eines verkürzten Schlusses sei angeführt: Conrad ist ein Lügner, also auch ein verächtlicher Mensch. Hier fehlt der Obersatz: alle Lügner sind verächtliche Menschen. — Alle Gerechtigkeit liebende Regenten verdienen Hochachtung, folglich auch Friedrich der Große. Hier fehlt der Untersatz: Friedrich der Große war ein Gerechtigkeit liebender Regent. — Oftmals wird nur der Schlußsatz aufgestellt und diesem der Mittelbegriff als Andeutung der weggelassenen Prämissen beigefügt, z. B.: Kunz, mein Anschwärzer, also mein Feind. Vollständig würde dieser Schluß so lauten: Wer einen Andern anschwärzt, ist sein Feind; Kunz hat mich angeschwärzt, also ist er mein Feind.

Alle diese Verkürzungen, das leuchtet ein, betreffen nur den Sprachausdruck. Das Denken bleibt bei ihnen das nämliche,

wie bei der förmlichen Darstellung; es wird nur rascher vollzogen, und kann darum nicht zum vollständigen Ausdruck gelangen. Der Vortrag würde auch ein sehr steifes und langweiliges Gepräge erhalten, wenn man immer in strenger Schlußform reden, gleichsam in spanischen Stiefeln einherschreiten wollte.

Die noch 4) zu erwähnenden falschen Schlüsse sind theils ungewollte Fehl-, theils absichtliche Trugschlüsse. Letztere heißen auch Sophismen und sind zur vorsätzlichen Täuschung Anderer erfunden. Bei beiden Arten kann das Fehlerhafte in allen Bestandtheilen des Schlusses vorkommen: in den Prämissen, in deren Benutzung beim Schließen und in der Beschaffenheit des Schlußsatzes. Wir betrachten diese drei Punkte einzeln.

Werden ungewisse Prämissen als gewiß aufgeführt, so nennt man diesen Fehler eine Erschleichung (petitio principii), z. B.: es giebt geschwänzte Menschen, „denn Reisende haben dergleichen in Afrika gefunden." Was also auf einer irrigen Auffassung beruhen kann oder wirklich beruht, wird als gewiß vorausgeschickt, wie solches namentlich bei den meisten theologischen und philosophischen Streitigkeiten vorkommt. Jede Partei stellt Sätze als erwiesen auf, die es doch nicht sind, und so kommt man zu keiner Entscheidung. Das so Vorangestellte kann jedoch an und für sich wahr sein, nur die daraus gezogene Folgerung ist oftmals falsch. Ist dasselbe zugleich falsch, so wird es im Verhältniß zu dem daraus folgenden Falschen das erste Falsche (proton pseudos) genannt (der Grundirrthum). So liegt in dem Satze, daß aller Inhalt der Begriffe entweder aus der äußern Erfahrung stammen oder angeboren sein müsse, eine Erschleichung, denn viele Begriffe stammen aus der innern Erfahrung (s. S. 147, 151, 175 f.). Wenn man nun gefolgert hat, Begriffe, die nicht aus der äußern Erfahrung herstammen, müßten eben deshalb angeboren sein, so erweist sich jener Satz als das proton pseudos in Betreff dieser Folgerung.

Daß oft beide Prämissen falsch sind, zeigt sich in folgenden Beispielen: „Wo die wenigsten Bedürfnisse sind, da ist das reinste Glück; der Bettler hat die wenigsten Bedürfnisse, folglich auch das reinste Glück." — „Was vollkommen macht, müssen wir begehren;

Leiden machen vollkommen, folglich" ꝛc. (Leiden machen häufig unvollkommener, und wenn man Alles begehren und treiben sollte, was vollkommen macht, wo sollte man anfangen und aufhören? Soll sich z. B. der Gelehrte auch die Vollkommenheiten erwerben, die der Schneider und Schuster als Handwerker besitzt?) — „Was Anderer Tugend schadet, müssen wir ihnen nehmen; Reichthum schadet ihrer Tugend, folglich" ꝛc. — Zu den Erschleichungen gehört unter Anderem die Annahme eines besonderen angeborenen Gedächtnisses ꝛc. in der alten Psychologie, ferner die Behauptung, daß die Seele ursprünglich eine leere Tafel (tabula rasa) sei u. s. f.

Bei der Benutzung der Prämissen im Akte des Schließens ist es besonders der Mangel an richtiger Consequenz oder Abfolge, der zu Fehlern führt, und es spielt hierbei der Sprachausdruck eine große Rolle. Consequent folgt nur aus den richtigen Begriffen das richtige Resultat; da nun aber der Sprachausdruck oft vieldeutig ist, indem ein Wort mehrere Begriffe bezeichnen kann, so wird häufig nicht an den rechten Begriff gedacht und dann entsteht eine falsche Folgerung (Consequenz). So bei dem Schlusse: „Alle Thiere darf man schlachten; Sempronius ist ein Thier, also darf man ihn schlachten." Das Wort „Thier" ist hier das zweite Mal im naturwissenschaftlichen Sinne (homo animal) genommen, daher die falsche Folgerung. Aehnlich in folgendem Schlusse: „Alt ist ein Beiwort; Friedrich ist alt, also ist Friedrich ein Beiwort." — „Alcibiades ist nicht Sokrates; Sokrates ist ein Mensch, also ist Alcibiades kein Mensch." — „Das Irren (überhaupt) ist unvermeidlich; ich habe geirrt (in diesem bestimmten Falle), also war mein Irrthum unvermeidlich." — In keinem einfachen Schlusse dürfen mehr als drei Begriffe vorkommen (s. S. 199), hier aber fanden sich deren vier, weil die Wörter in zweifachem Sinne genommen werden konnten und genommen wurden, und so mußten falsche Folgerungen entstehn. Im letzten Beispiele ist zwar „mein Irrthum" etwas Specielles, Concretes, also kein Begriff, aber doch immer etwas Viertes, dadurch die Zweideutigkeit der Sprache veranlaßt ist. Im Beispiele vorher ist Reales und Logisches zusammengeworfen, und das führt laut §. 31 allemal zu einem Fehler. So erklärt sich auch folgender

Trugschluß: „Was man nicht verloren hat, besitzt man; 1000 Thaler hast du nicht verloren, folglich besitzest du 1000 Thaler.“ Hier sind indeß schon die Prämissen nur halb wahr, es sollte heißen: was man besessen und nicht verloren hat ꝛc.

Endlich kann das Fehlerhafte auch im Schlußsatze insofern liegen, als derselbe gar nicht aus den Prämissen folgt, sondern ein anderer statt seiner untergeschoben ist. Falsche Schlüsse dieser Art nennt man Heterozeteseu (von dem Griechischen heteron [Anderes] und zetein [suchen]), d. h. Schlüsse, bei welchen statt des Vorliegenden etwas Anderes gesucht (und gesetzt) wird. Es bewegt z. B. Jemand den rechten Arm und nicht den linken, warum? Das weiß man nicht bestimmt; es wäre aber ein augenscheinlicher Fehlschluß, wenn man folgerte: hier existirt gar kein Grund. „Es liegt nur kein bestimmt erkennbarer Grund vor“, so muß die Folgerung lauten. Giebt ferner Jemand in einem gewissen Falle der Versuchung nach, welcher er in einem andern widersteht, so entzieht sich mir die Kenntniß der Ursache nur dadurch, daß sie unsichtbar in seinem Innern liegt; vorhanden aber muß sie sein. Die Scholastiker haben solche Schlüsse Folgerungen a non scire ad non esse (Schlüsse vom Nichtwissen auf das Nichtsein) genannt, und man sah sie häufig für giltig an. Noch heute meinen Viele, der Mensch habe neben der moralischen auch eine metaphysische Freiheit, d. h. eine solche, bei welcher Entschlüsse und Handlungen vollzogen werden könnten ohne alle bestimmende Gründe, was widersinnig, aber nur eine Consequenz davon ist, daß man schließt: ich sehe keine Gründe, also giebt es keine. — Wie es fehlerhaft ist, wenn die Folgerung zu wenig umfaßt, so darf sie auch nicht zu viel umfassen, denn dadurch wird sie ebenfalls mangelhaft; sie muß das Ziel ganz genau treffen. Wenn man daher geschlossen hat: „Was sich der Mensch nicht gegeben hat, darf er sich nicht nehmen; das Leben hat er sich nicht gegeben, folglich darf er sich das Leben auch nicht nehmen“ — so läßt sich mit diesem Argument der Selbstmord nicht als unsittlich nachweisen, denn es würde folgen, daß sich der Mensch auch nicht den Bart abnehmen, nicht die Haare und die Nägel verschneiden dürfe, da er sich diese ja auch nicht gegeben hat. Der Schluß solcher Art ist ein argumentum nimium probans (ein

Argument, das zu viel beweist), und es gilt der Satz: wer zu viel beweist, beweist Nichts, weil er das Rechte verfehlt. Die Unrechtmäßigkeit des Selbstmordes beruht auf ganz anderen Gründen.

Vom Denken auf's Sein darf man, außer bei Hypothesen, nicht schließen, denn z. B. 20 gedachte Thaler sind nicht 20 wirkliche Thaler. Nur so weit das Gedachte von der nachträglichen Erfahrung bestätiget wird, kann es Giltigkeit bekommen. Die philosophische „Speculation", wo sie ernstlich geübt wird, fragt nach der Erfahrung nicht, sie will Alles durch bloßes Denken ergrübeln, und so ist es kein Wunder, daß sie die größten Fehlschlüsse begeht, womit sie freilich Niemanden betrügen will, aber doch sich selbst und Andere in falsche Träumereien verwickelt. Ein Beispiel hierzu ist der berühmte Schluß, den die Alten den Achilles des Zeno nannten. Es wird behauptet, daß der schnellfüßige Achill eine Schildkröte nicht würde einholen können, wenn er ihr irgend einen Vorsprung, z. B. ein Stadium (125 Schritte) vorausgäbe. Denn gesetzt, er liefe hundertmal so schnell, so würde ihm die Schildkröte, wenn er das ihr vorausgegebene Stadium durchlaufen hätte, um $\frac{1}{100}$ Stadium, wenn er auch dieses zurückgelegt, um $\frac{1}{10000}$, nach dessen Durchmessung um $\frac{1}{1000000}$, und so in's Unendliche hin immer voraus sein, so daß er sie niemals erreichen könnte.. So genommen ist der Schluß allerdings bündig; denn im Schlußsatze ist der gedachte Raum gemeint, der durch die geometrische Reihe bezeichnet wird: $\frac{1}{100}$ Stadium plus $\frac{1}{10000}$ plus $\frac{1}{1000000}$ Stadium ꝛc., und innerhalb dieses Raumes ist allerdings kein Einholen möglich, d. h. denkbar. Da aber in den Prämissen vom wirklichen Raume die Rede ist, so hat hier eine Heterozetese, eine Unterschiebung statt gefunden, und es bedarf doch wohl keines Beweises, daß selbst ein Lahmer die kriechende Schildkröte augenblicklich überholt.

Siebentes Kapitel.

Von der Begründung der menschlichen Erkenntniß und den wissenschaftlichen Methoden.

§. 36.

Unsre Erkenntnisse sind unvollkommen, so lange sie nicht klar und gewiß sind; *Klarheit* und *Gewißheit* sind darum das höchste Ziel, das unserm Streben nach Erkenntniß gestellt ist. Wie die Klarheit zu gewinnen ist, ist im Vorigen hinlänglich erörtert worden, es bleibt blos noch übrig, das Wesen der *Gewißheit* näher in's Auge zu fassen.

Da ist man denn häufig der Meinung, was gewiß sein solle, müsse *bewiesen* sein. Nun geschieht alles Beweisen dadurch, daß man zeigt: es liegen die Erkenntnisse, die noch ungewiß sind, in ausgemachten, gewissen begründet, sind auf diese gestützt. Wo kommen aber die gewissen her? Sollten auch diese erst durch andere ihren Halt bekommen, so müßte es ein Stützen in's Endlose geben, und das ist unmöglich. Sonach folgt: es muß auch ohne Beweis Gewisses, mithin *unmittelbar Festes* geben: Sätze, die eines Beweises weder fähig sind noch bedürfen, weil sie den Grund ihrer Giltigkeit in sich selbst tragen. Dergleichen sind längst in der Mathematik unter dem Namen „*Axiome*" bekannt und anerkannt, worunter man Sätze der unmittelbaren Wahrnehmung (Erfahrung) versteht, z. B.: jede Größe ist sich selbst gleich, zwischen zwei Punkten ist nur Eine gerade Linie möglich ꝛc. Natürlich kann das *mittelbar Gewisse* (das *Bewiesene*) *seinen Elementen nach nicht das Mindeste mehr enthalten, als das unmittelbar Gewisse*; denn enthielte es mehr, so hätten wir hierin eine mittelbare Gewißheit, die durch Nichts gestützt wäre, und das ist ein Widerspruch. Auch wissen wir (s. §. 20), daß durch alles bloße Denken kein neuer Inhalt des Vorstellens gewonnen werden kann; das Denken kann den anderswoher gewonnenen Inhalt nur verarbeiten: zerlegen und anders zusammensetzen. So läßt sich z. B. die Zahl 100 theils verschieden zerlegen, theils mit andern Hunderten

zusammensetzen, aber nie kommt dadurch etwas Anderes zu Tage, als verschiedene Resultate der Eins, welche der sich gleichbleibende elementarische Inhalt aller Zahlen ist, und so verhält es sich ähnlich bei aller Erkenntnißausbildung. Es ist daher ein leeres Hirngespinnst, eine Wissenschaft oder gar alles menschliche Wissen aus Einem allgemeinen Grundsatze („Princip") ableiten zu wollen; jeder Grundsatz, so allgemein er auch sein mag, betrifft und enthält nur Elemente Einer Art, und man kann aus dem Räumlichen nicht das Farbige, aus diesem nicht das Zeitliche, aus diesem nicht das Schwere ableiten u. s. w. Zuletzt stammt alles Allgemeine aus einzelnen Urtheilen, aus denen es durch Zusammenziehung der letzteren hervorgegangen ist; jenes stützt sich folglich auf diese, und darum ist z. B. der allgemeine Satz: alle Fische leben im Wasser — nur dadurch als gewiß zu beweisen, daß man zeigt, jeder einzelne Fisch lebt im Wasser. Die einzelnen (singulären) Urtheile sind aber stets nur analytisch-aufklärend, sie sagen blos aus, was in der Subjectvorstellung enthalten ist; im Gegenfalle bilden wir verneinende Urtheile, die auf andere bejahende hinweisen. Somit ergiebt sich der höchst wichtige Satz: Aller Inhalt der menschlichen Erkenntniß, mag er ein bewiesener oder nicht-bewiesener, ein abgeleiteter oder unmittelbarer sein, stammt zuletzt aus den Subjectvorstellungen der einfachen Urtheile. Der vollständige Beweis muß daher immer auf diese Subjecte zurückführen.

Vom Beweisen ist jedoch noch das Begründen zu unterscheiden. Der Beweis, als solcher, führt nicht über das Urtheilen hinaus, er baut nur ein ungewisses Urtheil auf ein anderes, das in den Augen des Beweisführers als gewiß gilt. Wenn aber dieses letztere im Subjecte eine Vorstellung enthält, die keine ursprüngliche (keine Wahrnehmung) ist, so bleibt noch festzustellen, warum sie gleichwohl Giltigkeit habe. Viele Urtheilssubjecte sind ja Begriffe (z. B.: der Fleiß ist zu loben) oder sonstige Seelengebilde (z. B.: Hochachtung ist ein Gefühl, Neigung ist ein anhaltendes Streben), in welchem Falle also von Ursprünglichem abgeleitete Vorstellungen vorliegen, die einer weitern Begründung bedürfen. Von den Begriffen wissen wir, daß sie ihren Grund in den Anschauungen haben, und von den Begeh-

rungen, Gefühlen ꝛc. läßt sich ebenfalls nachweisen, durch welche tiefer liegende Elemente sie bedingt sind. Das Begründen oder Grundangeben ist daher bei vielen Urtheilen nöthig und hat sich so weit zu erstrecken, als es uns überhaupt möglich ist, in der Zergliederung unseres Seelenseins vorzudringen. Wie verschieden wird z. B. über die menschliche Willensfreiheit geurtheilt! Einige sagen: unser Wille ist gar nicht frei, Andere: er ist absolut (unbedingt) frei. Nur durch Zurückgehn auf die psychischen Grundelemente, aus welchen das Wollen entsteht, läßt sich diese Streitfrage entscheiden. Und da ergiebt sich: das menschliche Wollen ist insofern frei, als es vom Zwange der Außenwelt, nicht aber von innern Beweggründen unabhängig ist. Durch dieses Zurückgehn auf die Genesis des Willens, der ja nicht isolirt in der Seele steht, finden wir für seine Freiheit eine Begründung, über welche hinaus ein Beweis weder nöthig noch möglich ist, und ähnlich verhält es sich mit den Aussprüchen des sittlichen Gewissens, mit der Frage nach der Zurechnung ꝛc. Indem wir die Elemente solcher Dinge auffassen, gewinnen wir eine unmittelbar gewisse Erkenntniß der letzteren. S. Psychologie §. 49.

§. 37.

Was noch im Besonderen die Beweise betrifft, so geschehen sie stets durch Schlüsse, dieses Wort in der weitesten Bedeutung genommen, so daß auch die Erklärungen, Eintheilungen und allgemeinen Urtheile darunter verstanden werden. Immer wird ja in diesen Combinationen ein Urtheil an das andere angeschlossen, eins aus dem anderen hergeleitet und durch das andere gestützt. Sieht man darauf, in welcher Art diese Ableitung geschieht, so ist der Beweis entweder ein synthetischer oder ein analytischer, und zwar Beides entweder nach logischen Verhältnissen oder nach synthetischen Grundverhältnissen. Geht man nämlich vom (logisch oder reell) Elementarischen aus und verbindet dieses zu dem, was bewiesen werden soll, so heißt der Beweis ein synthetischer; wird dagegen das Zubeweisende an die Spitze gestellt und dieses in das Elementarische (in seine Gründe) aufgelöst, dann wird er ein analytischer genannt.

Die Erklärungen und Eintheilungen rechtfertigen ihr Product größtentheils durch Syntheſis (ſ. §. 22 und 23), die ſynthetiſchen Schlüſſe desgleichen, während die analytiſchen Schlüſſe jedenfalls durch Zerlegung (zum Theil auch die „Combinationsſchlüſſe", ſiehe §. 32) an's Ziel führen, da ſie die Wahrheit des Schlußſatzes aus der Zergliederung der combinirten Prämiſſen gewinnen. — Indeß iſt beim Beweiſen nicht immer die ſtrenge Form der Schlüſſe erforderlich; es genügt, wenn nur das Ungewiſſe in dem Gewiſſen enthalten iſt und von dieſem abgeleitet wird, und das kann in ganz freier Form geſchehn. Wie man ferner Haupt- und Nebenbeweiſe unterſcheidet, ſo redet man auch von Beweisgründen, worunter man diejenigen Sätze (Urtheile) verſteht, auf welche die „Theſis" (der zu beweiſende Satz) geſtützt wird. Im förmlichen Schluſſe ſind das die Prämiſſen. Hauptgrund (nervus probandi) heißt derjenige Satz, in welchem der feſteſte Stützpunkt, die meiſte Ueberzeugungskraft liegt, die andern heißen Neben- oder Hilfsgründe, und ſind eben Nebenbeweiſe. So iſt z. B. der Satz: Die Erde iſt umſchifft worden — der Hauptgrund für die zu beweiſende Kugelgeſtalt der Erde; der runde Schatten bei einer Mondfinſterniß, das allmälige Emportauchen der ankommenden Schiffe für den am Ufer ſtehenden Beobachter ꝛc. ſind Nebengründe. Progreſſive Beweiſe ſind ſolche, die von Vorſchlüſſen zu Nachſchlüſſen fortgehn, regreſſive, die das Umgekehrte thun (§. 35). Iſt ein Beweis ſo kräftig, daß er die Möglichkeit des Gegentheils völlig vom Denken ausſchließt, ſo heißt er ein apodictiſcher oder ſtrenger, ein nur wahrſcheinlicher (problematiſcher) dagegen, wenn er die Möglichkeit des Gegentheils nicht aufhebt. Daß z. B. die ſämmtlichen Winkel eines Dreiecks zwei rechten gleich ſind, läßt ſich ſtreng beweiſen, eben ſo der Satz: in jedem einfachen kategoriſchen Schluſſe dürfen nur drei Begriffe vorkommen; hingegen kommt man bei den Schlüſſen nach der Analogie über den Nachweis der Wahrſcheinlichkeit nicht hinaus, und der Beweis aus einem Zeugenverhör bleibt oftmals unzuverläſſig. Sondergiltig wird ein Beweis genannt, wenn er nur für Den oder Jenen Ueberzeugungskraft hat, allgemeingiltig aber, wenn er für Jedermann unwiderleglich iſt. So gilt dem Muhamedaner Alles für wahr, was man ihm aus dem Koran beweiſt, uns Chriſten nicht; dagegen

wird sich Keiner der Ueberzeugung verschließen können, daß $^1/_8$ mehr ist, als $^1/_{10}$ desselben Ganzen, falls er nur einer darauf bezüglichen Beweisführung zu folgen vermag. Dort kommt die Ueberzeugung ex concessis (aus dem, was Jemand zugesteht, weil er es für wahr hält), hier aus der Natur der Sache, und man sagt darum: die sondergiltigen Beweise werden geführt ad hominem (nämlich evincendum), die allgemeingiltigen ad veritatem (nämlich inveniendam et confirmandam). Da rechtsverdrehende Sachwalter den Sieg durch Scheingründe zu erringen suchen, so spricht man auch von einem Advokaten- oder Rabulisten-Beweis, worunter man eben den blos sondergiltigen versteht. Endlich heißt der Beweis ein directer, wenn man das Zubeweisende geradezu aus seinen Gründen darthut, dagegen ein indirecter oder apagogischer, wenn man zeigt, daß das Gegentheil falsch ist. Dieses Gegentheil wird einstweilen als giltig angenommen und nun nachgewiesen, daß es andern ausgemachten Wahrheiten widerspricht, woraus dann folgt, daß es nicht gelten könne. So kann man zeigen, daß es ungereimt wäre, an einen blinden Zufall zu glauben, weil diese Annahme dem Zusammenhange widerspricht, den uns die Erfahrung überall, so weit sie reicht, zwischen Ursache und Wirkung darstellt; es kann darum nur einen ausnahmslosen Causalnexus geben, den wir nur nicht überall zu entdecken vermögen. Natürlich kommt bei solchen Beweisen Alles darauf an, daß zwischen dem Zubeweisenden und seinem Gegentheile nicht noch ein Drittes möglich sei, und sie erfordern daher als Grundbedingung eine vollständige Disjunction (ein vollständiges „Entweder — oder"). So zwingend ist der indirecte Beweis natürlich nicht, wie der directe, denn die volle Ueberzeugung kann nur aus der erkannten Natur der Sache, nicht schon aus deren Gegentheil fließen.

§. 38.

Da die Beweise durch Schlüsse geschehn, so haben sie sich an die Gesetze des Schließens zu halten und darum folgende Fehler zu vermeiden Der Beweis darf

1) Nichts erbetteln oder erschleichen, d. h. Nichts als

ausgemacht voraussetzen, was es nicht ist, sonst begeht er eine petitio principii, wie die Alten sagten (s. §. 35); man darf

2) das Ziel des Beweises nicht verändern, also nicht etwas Anderes darthun, als dargethan werden sollte, weder absichtlich (Heterozetese, s. §. 35), noch unabsichtlich (durch Mißverständniß des Sprachausdruckes). Es darf

3) kein Zirkel gemacht, d. h. nicht derselbe Satz, den man beweisen wollte, als Beweisgrund gebraucht werden. Wenn man sagt: es gibt einen Gott, denn er hat sich in der Bibel geoffenbart, und die Bibel beweist, daß es einen Gott giebt, so dreht man sich im Kreise oder Zirkel, was man auch eine Diallele nennt (vergl. S. 182).

4) darf man sich keinen Sprung im Schließen erlauben, sonst fehlt die Bündigkeit, die strenge Abfolge zwischen Schlußsatz und Prämissen (§. 35). Dies ist der Fall, wenn man von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit, vom Besondern auf das Allgemeine ꝛc. schließt, z. B.: dieser Mann ist des Diebstahls verdächtig, darum ist er ein Dieb; einige Schlangen sind gefährlich und so sind sie wohl alle gefährlich; Sokrates war kein Christ, seine guten Handlungen sind darum glänzende Sünden. In diesem letztern Beispiel ist die Unsittlichkeit aus dem Religionsbekenntniß gefolgert, als ob Beides in einem nothwendigen Zusammenhange stände, was keineswegs der Fall ist, sonst müßten ja alle Handlungen der Christen gut sein. Endlich darf man

5) weder zu wenig noch zu viel beweisen, sondern gerade der Punkt, auf den es ankommt, muß getroffen werden. Wer das Ziel des Beweises verändert, beweist in der Regel zu wenig, wie es geschieht, wenn Jemand die Moralität einer Handlung beweisen will und beweist blos ihre Legalität; zu viel aber wird bewiesen, wenn man einen Sprung macht und Fälle mit in das Gefolgerte aufnimmt, die dazu nicht gehören. Ein Beispiel s. m. §. 35, S. 247.

Wir fragen nun noch: hört die Gewißheit der Ueberzeugung unbedingt auf, wo die volle Erkenntniß, das eigentliche Wissen aufhört? Keineswegs! Wo wir nicht mehr objective Gründe für ein Urtheil haben, d. h. wo uns die zum Wissen erforder-

liche selbsteigene Erfahrung fehlt, kann es sehr wohl noch subjective Gründe geben, die uns zum Beifall bestimmen, und wir nennen die so entstandene Ueberzeugung Glauben. Es sind Gefühle, Wünsche, Neigungen, kurz: innere Bedürfnisse mancherlei Art, durch welche wir dann die Lücken ergänzen, die das Wahrgenommene zeigt, und der Glaube hat daher vielerlei Grade der Gewißheit. Es giebt einen historischen Glauben, der dem Wissen ziemlich gleichsteht, in anderen Fällen ist er unsicherer, und am meisten blos subjectiv begründet ist der religiöse Glaube. Doch ist dieser noch lange kein Wahn, d. h. ein Fürwahrhalten ohne alle Gründe, auch nicht ein bloßes Meinen, denn er ist, wie aller Glaube, allgemein-menschlich mit einer gewissen Nothwendigkeit bedingt. Das Meinen ist vom Bewußtsein der Ungewißheit begleitet, der religiöse Glaube kann alle Ungewißheit, allen Zweifel ausschließen. Was wir früher als Wahrscheinlichkeitsschlüsse (Hypothesen, Schlüsse nach der Analogie) aufgeführt haben, gehört bereits in das Gebiet der Glaubensüberzeugungen.

§. 39.

Unter Methode überhaupt versteht man ein auf einen bestimmten Zweck gerichtetes und diesem gemäß geordnetes, geregeltes Verfahren, sei es im Handeln oder im Denken. Hier kann nur von wissenschaftlichen Methoden die Rede sein, und da ist klar, daß eine bestimmte Ordnung bei der Erwerbung von Erkenntnissen Anfangs fehlen muß. Weder die Menschheit im Ganzen hat ursprünglich methodisch geforscht, noch fängt der einzelne Mensch planmäßig zu denken an. Zunächst sind es jederzeit einzelne Bemerkungen, womit das Wissen beginnt, indem einfache Urtheile über Dies und Das, meist unwillkürlich, gebildet werden. Dabei handelt sich's zuvörderst um blos logische Aufklärung des einzeln Aufgefaßten; bald aber gesellt sich hierzu das Streben, dieses Einzelne so zu verknüpfen, wie es in der Wirklichkeit verbunden sein mag. Die Grundlagen des Denkens: das räumliche und zeitliche Zusammen, die Verbindung der Eigenschaften in demselben Dinge, der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung ꝛc. kommt allmälig zum Bewußtsein. In einem

kräftigen und lebendigen Geiſte aber bleiben ſolche einzelne Bemerkungen nicht lange einzeln, ſondern gruppiren ſich zu einander nach Aehnlichkeit der Subjecte und Prädicate, weil das Verwandte ſich ſtets gegenſeitig anzieht. So entſtehn immer größere Ganze von gleichartigen Erkenntniſſen, die mehr und mehr verdeutlicht und in genauere Uebereinſtimmung gebracht werden. So lange ein ſolches Ganze noch einen kleinen Umfang hat, heißt es eine Theorie; dieſe erweitert ſich im Fortgange der Entwickelung zum Syſteme und wird nun eine beſondere Wiſſenſchaft genannt, während, im Gegenſatze zur Kunſt, die geſammte geordnete menſchliche Erkenntniß Wiſſenſchaft im Allgemeinen heißt. Da uns in der äußern und innern Erfahrung, durch welche unſre Entwickelung beginnt und ſich fortſetzt, lauter Zuſammengeſetztes vorliegt (§. 5), von dieſem mithin ausgegangen wird, ſo iſt die Zergliederung deſſelben das Erſte, was geſchieht und geſchehen muß, wenn Wiſſenſchaft entſtehen, ſich erzeugen ſoll. Wird dann das ſo Gefundene wieder auf mannigfache Weiſe aneinander gereiht, ſo dient das mehr zur Wiederholung und Klaſſifizirung der Erkenntniſſe, zur geordneten Darſtellung, zum Aufbau des Syſtemes. Beides muß natürlich für die Ausbildung der Wiſſenſchaften einander die Hand reichen.

Sonach ergeben ſich in der Hauptſache nur zwei wiſſenſchaftliche Methoden: die analytiſche und die ſynthetiſche, die aber beiderſeits eine doppelte Anwendung zulaſſen, indem ſich jede, wie auf das blos Logiſche, ſo auch auf das Reale richten kann und richtet, und wir erhalten ſonach vier eigenthümliche Methoden. Obenan ſteht

1) die logiſch-analytiſche. Mit dieſer verhält es ſich ſo: Gemäß dem Gange der Seelenentwickelung bilden ſich zuerſt Anſchauungen aus, die immer aus verſchiedenen (Vorſtellungs-) Elementen zuſammengeſetzt ſind; dieſe Anſchauungen geſtalten ſich zu Begriffen, welche einfachere und klarere Gebilde ſind, da ſie durch das Zuſammenfließen des Gleichartigen entſtehn (ſ. §. 1 ff.), und dieſe Einfachheit nimmt zu, je mehr die Begriffsbildung ſich fortſetzt, denn jeder höhere Begriff iſt weniger reich an Merkmalen, als die ihm zum Grunde liegenden niederen, ſo daß die höchſten Begriffe völlig einfache werden (vergl. §. 8). Dies ge-

schieht, ohne daß es vom noch nicht wissenschaftlichen Denken sonderlich bemerkt wird. Nach und nach aber richtet sich die Aufmerksamkeit auf diese Abstufung; es werden diese Denkakte mehr und mehr zu bestimmt erkannten, da die höhern Begriffe die niederen beleuchten. Nun tritt das wissenschaftliche Nachdenken darüber ein und die geflissentliche Forschung beginnt. Jener Gang der Entwickelung wird von ihr nachconstruirt; das einzeln Erworbene wird zu einem genetischen Ganzen zusammengeordnet, und so bildet sich die logisch-analytische Forschungsmethode immer mehr aus. Dieselbe beginnt demnach von dem Besonderen (Einzelnen) als dem logisch Zusammengesetzten, und steigt durch Zergliederung allmälig zum Allgemeinsten (logisch Einfachsten) empor.

2) Die logisch-synthetische Methode verfährt umgekehrt. Ist nämlich das logisch Einfachste erworben, haben sich die höchsten Begriffe auf der Grundlage der niederen hergestellt und, was nie ausbleibt, zu allgemeinen Lehrsätzen, Definitionen ꝛc. gestaltet, so kann die wissenschaftliche Betrachtung dies Alles in umgekehrter Ordnung verfolgen, was ein bloßes Wiederholen ist. Es wird mit dem Allgemeinsten angefangen und zum Besonderen herabgestiegen, so daß sich ein Ganzes herausstellt, in welchem das logisch Einfachste das Erste, das logisch Zusammengesetzte das Letzte ist. Hieraus ergiebt sich, daß und warum diese Methode nie zu Anfange der Wissenschaften Platz greifen kann; sie eignet sich blos zur systematischen Anordnung des auf analytischem Wege Gefundenen, unterstützt aber hierdurch den Fortschritt des Denkens und Erkennens bedeutend, denn Ordnung fördert in allen Dingen, auch wenn sie eine künstlich gemachte ist. Die höhern Begriffe, wenn sie kräftig und klar entstanden waren, reizen gern zur Disciplinirung der niedern, und das ist der Grund, warum die logisch-synthetische Methode oft vorzeitig, zu früh angewendet wird.

3) Die reell-analytische Methode beginnt mit dem reell Zusammengesetzten und zerlegt dieses in das reell Einfache. Da im Anfange der Forschung das begriffliche Vorstellen die Vorhand hat, so wird die logische Zergliederung gern für eine Zerlegung

des Reellen selbst gehalten, bis man allmälig bemerkt, daß hinter dem logisch Einfachen oft, ja meistens etwas reell Zusammengesetztes liegt. Kein Wunder daher, daß man früher z. B. die Luft, das Wasser, das Feuer, sogar die Erde für Elemente hielt, bis man entdeckte, diese Dinge, die der oberflächlichen Wahrnehmung größtentheils so einfach erscheinen, seien immer noch zusammengesetzt.

4) Die reell-synthetische Methode geht vom reell Einfachsten aus und bildet aus diesem das reell Zusammengesetzte. So wenn aus den Grundelementen der Dinge ihr oft vielgestaltiges Wesen, aus den einfachsten Naturgesetzen die meist verwickelten Vorgänge in der Natur erklärt, aus einzelnen Kräften, die man zusammenwirken läßt, neue Maschinen und dergl. erfunden werden. Für's praktische Leben und dessen Fortschritt ist diese Methode die wichtigste, und ihr verdanken wir die kunstreichsten Erfindungen. — Da man das, womit eine Wissenschaft beginnt, ihr „Princip" nennt, so erhellet aus diesen vier Methoden, welche Principien es eigentlich giebt und wie sie zu handhaben sind.

Die beiden analytischen Methoden lassen also die Thatsachen der Theorie, lassen das, was begründet, dem vorausgehn, was begründet werden soll; die beiden synthetischen verfahren umgekehrt. Jene beiden hat man zusammengefaßt unter dem Namen: heuristische Methode, denn durch sie wird hauptsächlich gefunden, weniger blos in Empfang genommen, was gegeben war. Alle übrigen wissenschaftlichen Methoden, die man etwa noch aufstellt, sind entweder besondere Ausbildungen von einer oder von mehreren jener vier, oder gehören zu den Erdichtungen, die keine Begründung in der Natur des menschlichen Erkennens haben. Letzteres gilt namentlich von der sogenannten Speculation, inwiefern man darunter eine Methode versteht, durch welche aus dem Allgemeinen, als solchem, das Besondere abgeleitet, aus dem Abstracten das Concrete ermittelt werden soll. Bloße Begriffe sollen, wie die Anhänger dieser Methode behauptet haben, sogar die Existenz des Gedachten verbürgen, was entschieden unmöglich und nur leere Einbildung ist.

§. 40.

Bei der Erfindung (Erzeugung) der Wissenschaften wird das Besondere, Elementarische, sehr allmälig gewonnen. Auch die analytische Verarbeitung desselben zum Denken (zu klaren Begriffen und Urtheilen) nimmt stets eine längere Zeit in Anspruch. Ist diese Verarbeitung aber geschehen, so wird anderes Besondere entdeckt und dann ebenfalls verarbeitet. Die Geschichte der Wissenschaften zeigt uns darum nirgends einen Fortschritt nach blos einer jener Methoden, sondern sie haben stets mehrfach mit einander gewechselt. Dies ist natürlich, da die eine Methode nicht leisten kann, was die andere leistet. Im Unterricht, also bei der Darstellung und Mittheilung des Wissens, sind nun die Bedürfnisse auch verschieden. Zunächst handelt sich's um das Besondere, das der Lernende sich anzueignen hat; die Hauptsache aber ist für ihn die Erwerbung einer klaren Einsicht in das Ueberkommene. Könnte das Besondere überall als bereits vorhanden vorausgesetzt werden (in manchen Fällen, wie beim Unterricht in der Mathematik, der Moral ꝛc. liegen die Grundelemente in der Seele eines Jeden), so würden die analytischen Methoden die überall zweckgemäßen und anwendbaren sein. Auffassen aber und zugleich denkend verarbeiten überschüttet und lähmt die Kraft, wenn und wo des Besonderen sehr viel zu erwerben ist, wie z. B. in den Naturwissenschaften, und darum müssen hier die synthetischen Methoden mit den analytischen abwechseln und jene so lange vorherrschen, als der Geist allmälig mit den nöthigen Kenntnißelementen durch Vorzeigen, Beschreiben, durch Versuche und Veranlassung zum Selbstbeobachten auszustatten ist. Das System baut sich so im Innern des Schülers allmälig und gleichsam sichtbar auf, weshalb man die synthetischen Methoden die systematischen im engern Sinne dieses Wortes genannt hat. Sonst haben die analytischen Methoden den großen Vorzug, daß sie, weil sie den Gang der sich selbst überlassenen psychischen Entwickelung innehalten, zugleich lehren, wie man lernen, wie man selbstständig forschen soll, wie sie denn auch die Begriffe und Urtheile kräftiger, klarer und fruchtreicher herstellen, folglich hierdurch eine vollkommenere Ueberzeugung hervorbringen, als es die synthe-

tischen zu thun vermögen. Letztere führen zu Begriffen durch Determination (§. 10), und das ist nie so gut, als wenn dieselben durch „Abstraction“ entstehen, denn nur diese analysirt die Grundgebilde. Jede der genannten vier Methoden hat ihre rechte Zeit, aber jede auch ihre unrechte; es ist Sache der besondern Erwägung, welche jetzt, welche später zu wählen sei. Aeußeres Nebenwerk, wie Fragen und akroamatischer Vortrag, kann, ja muß bei jeder von Seiten des Lehrers in Anwendung kommen, darf aber nicht für die Methode selbst angesehn werden.

Druck von Julius Klinkhardt in Leipzig.

Grundlehren

der

Psychologie und Logik.

Ein Leitfaden

zum

Unterricht in diesen Wissenschaften

für höhere Lehranstalten

sowie zur Selbstbelehrung.

Von

J. G. Dreßler.

Dritte, verbesserte Auflage

von

F. Dittes und **O. Dreßler.**

Leipzig,
Verlag von Julius Klinkhardt.
1872.